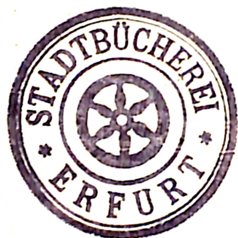


Zentralstelle für Volkswohlfahrt

Clemens Schultz

Pastor in Hamburg — St. Pauli

Gesammelte Schriften eines Jugendpflegers

Im Auftrage der

Zentralstelle für Volkswohlfahrt

herausgegeben von

Walther Classen

3,-



Berlin 1918
Carl Heymanns Verlag

Verlags-Archiv 6484

Walther Classen

Clemens Schultz

Gesammelte Schriften eines Jugendpflegers

Zentralstelle für Volkswohlfahrt

Clemens Schultz

Pastor in Hamburg — St. Pauli

Gesammelte Schriften eines Jugendpflegers

Im Auftrage der

Zentralstelle für Volkswohlfahrt

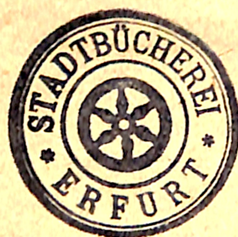
herausgegeben von

Walther Classen



Berlin 1918
Carl Heymanns Verlag

Gedruckt bei Julius Sittenfeld, Hofbuchdrucker., Berlin W 8



Vorwort.

Clemens Schultz' Schriften zu sammeln, bat mich bald nach seinem Tode Dr. Fr. Reimers, der nun auch schon im Kampfe fürs Vaterland gefallen ist. Es war keine leichte Aufgabe. Und es ist keineswegs sicher, daß nicht irgendwo noch etwas Vorzügliches von Clemens Schultz gedruckt vorhanden ist, das mir unbekannt blieb. Clemens Schultz hat in einer durchaus unliterarischen Gemeinde gelebt. Auch stand er ja in der Fülle des Schaffens. Niemand, am wenigsten er selbst, hat daran gedacht, seine Arbeiten zu sammeln. Die Volksgeschichten habe ich alten Bänden des „Norddeutschen Gemeindeboten" entnommen. Sein berühmter Vortrag über die Lehrlingsvereine war gedruckt in der ersten Auflage des Buches „Der Jugendverein", herausgegeben von der Zentralstelle für Volkswohlfahrt, außerdem in etwas anderer Form im „Norddeutschen Gemeindeboten". Gern hätte ich den Vortrag über die Mädchen gebracht. Doch aus einem enggeschriebenen Entwurf war nur eine Disposition noch zu gewinnen. Im Buchhandel zu haben sind von Clemens Schultz nur „Die Halbstarken", Verlag Paul Eger, Leipzig, und „Predigt im Bund deutscher Jugendvereine", Huttenverlag, Berlin 1911.

„Der Bund deutscher Jugendvereine" ist die größere Familie, die Clemens Schultz hinterlassen hat, die engere, die von ihm zum Leben erweckte Gemeinde in St. Pauli. Es wäre auch noch eine Aufgabe, ihn als Prediger zu schildern. Eine große Fülle winzig geschriebener Predigtmanuskripte ist vorhanden. Doch würde deren Studium nicht genügen. Wer die Aufgabe unternähme, müßte nach dem Studium dieser Blätter nach St. Pauli gehen, dort mit denen leben, die Clemens Schultz gehört haben und von ihnen hören, wie das alles wirkte.

Nicht jeder Aufsatz, hier oder da gedruckt, durfte gebracht werden, sondern das, in dem seine ganze Kraft wirksam sich aussprach. Unter dem Drang der Zeit habe ich diese Arbeit getan, möge sie ausgehen als eine Kraft des Segens. Noch steht die Welt in Flammen. Das deutsche Volk, das nicht verzagt, braucht mehr wie je Kräfte aus der Ewigkeit, wie sie diesem Manne gegeben waren.

Walther Classen,
Oberlehrer, Leiter der Abteilung für Jugendpflege
im Philosophischen Seminar, Hamburg.

Inhaltsverzeichnis.

I.

Lebensbild.

Kampf und Sorge in der Jugend.

Ein holsteinisches Dorf liegt hinterm Deich an der blauen Ostsee. Es war am Beginn der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, wenn die Sommersonne so recht warm auf die Strohdächer schien, da kamen einige Städter dort an. Aber erst in den Schulferien — da brachte der Kandidat Clemens Schultz aus Hamburg das helle Leben mit sich —, seine Pensionäre, meist Knaben überseeischer Familien. Da wurde gesegelt, gebadet, gerudert, und einmal wurden die Knaben und mehrere befreundete Familien auf Leiterwagen gesetzt und durch die reiche, im Erntesegen prangende Landschaft gefahren, und nie vergißt, wer damals einmal dabei gewesen, wie herzhaft übermütig und doch gemütvoll das Lied in den Sommerabend klang:

Lebe, liebe, trink und schwärme
Und erfreue dich mit mir,
Härme dich, wenn ich mich härme,
Und sei wieder froh mit mir!

Doch der junge Mann, der so sicher fröhlich unter der Jugend stand, war zu anderen Stunden von schweren Sorgen bedrückt; eben damals nahte die entscheidende Krisis seines Lebens.

Clemens Schultz, geboren am 22. September 1862, stammte aus einer Hamburger Bürgerfamilie. Er war in St. Pauli geboren. Ein Bruder war früh gestorben, ein Bruder geleitete Clemens als Kamerad ins Leben hinein. Der Vater starb nach langem Siechtum, als Clemens 17 Jahr alt war. Es war natürlich, daß die Knaben praktische Berufe ergriffen; der Bruder wurde Chemiker. Nachdem unser Clemens eine der Hamburger Privatrealschulen durchgemacht hatte, kam er in Hildesheim auf eine technische Schule. Da verlor diese technische Schule die Berechtigung zum Hochschulstudium, ein Unglück für Clemens, das doch sein Glück werden sollte. Darum bezog nun der neunzehnjährige Schüler das Gymnasium in Hildesheim. Aus der Hildesheimer Zeit stammt Clemens Schultz' feines Verständnis für die katholische Kirche. Er hat den späteren Fürstbischof Kopp dort kennen gelernt.

Mit dem Eintritt in das Gymnasium begann sich mutiger der Wunsch hervorzuwagen, den schon Pastor Gotthard Ritter in dem Konfirmanden geweckt hatte —, Theologie zu studieren. Aber auf dem Gymnasium

hatte Clemens kein Glück. Er, dem es unmöglich war, etwas auszusprechen, was nicht ganz sein eigen war, war ein schwerer, langsamer Schüler und gar kein Examensmensch. Da hat Clemens einen Freund gehabt, einen starken, treuen Freund, das war Pastor Klapp in Hamburg. Klapp war einer der Vorkämpfer des Protestantenvereins, innig gottgläubig, dabei gelehrt, philosophisch-klar, tapfer —, er sah aus wie ein alter General und fürchtete sich vor keiner Macht auf der Welt — dabei aber unpraktisch und weltunerfahren wie ein Kind —, aber Clemens Schultz war er ein väterlicher Berater, er brachte ihn auf das Gymnasium nach Wandsbek, wo sein Bruder Direktor war. Und doch währte es noch bis 1886, durch bange Jahre, die wohl manchmal am Abgrund der Verzweiflung vorübergeführt haben mögen, daß unser Clemens endlich das Abiturientenexamen bestand.

Wie war es möglich, daß er innerlich unverwundet diese peinvolle Zeit hat durchschreiten können? Ihn führte ein unerschütterlicher Glaube, daß Gottes Wille unser Menschenschicksal leitet. Diesen Besitz hatte er aus Erziehung und Konfirmandenunterricht — und dazu jenes letzte Geheimnis des Menschenherzens — den Entschluß des jungen Willens am angebotenen Guten festzuhalten. Dazu aber trug ihn der Glaube der Mutter, die auf den Sohn vertraute. Diese Mutter, weil sie ausharrte und hoffte, hat den Sohn gerettet in den bangen Jahren, die später noch kamen. Zunächst ging der Weg nach Jena. Vierundzwanzigjährig trat der junge Mann unter die so viel jüngeren Genossen, ein fertiger Charakter und doch verjüngt, voll schalkhaften Humors.

Sein Leibbursche in der Verbindung Salia erzählt aus jener Zeit:

„Ostern 1886 kam er als Vierundzwanzigjähriger nach Jena. Durch seinen Bruder Moritz schon vorher geworben, trat er ohne Umstände in die Salia ein und erwählte mich, den um vier Jahre jüngeren, eben erst dem bunten Rocke entstiegenen Verbindungsbruder zum Leibburschen. Ich war stolz und selig in meiner Vaterfreude. Ich gestehe, daß ich mir recht überflüssig vorgekommen bin in der Rolle, die mir meine junge Vaterschaft gab. Statt des ordnungsmäßig zu beanspruchenden krummen Fuchsen, aus dem in soundso viel Zeit ein biederehrlicher Bursch herzustellen ist, gab mir das Geschick einen fertigen Menschen, der für meinen Hobel auch nicht die geringste Angriffsfläche bot. Ja, wenn er wenigstens ein Doktrinär, meinetwegen etwas anmaßend, oder auch übermäßig korrekt oder so etwas gewesen wäre, daß man ihm darüber hätte Vorhaltungen machen können. Aber nichts von alledem, vielmehr gerade das gesunde Mittelmaß der Eigenschaften, die in ihrer Gesamtheit den führenden Geist und zugleich den liebenswürdigen Kameraden bestimmen. Er herrschte, ohne es zu wollen, vielleicht sogar, ohne es zu wissen. Sein Wesen übertrug sich so unmittelbar auf uns andere, daß wir uns unmerklich in seinen Gedankengängen bewegten, mancher sogar von seinen äußeren Gewohnheiten annahm. Und das alles noch, bevor man ihm das „Was kommt dort von der Höh'" gesungen hatte. Ich schätze ihn heute so ein, daß er schon damals unserem ernsthaften Wirken für Zirkel und Farben, Ambition und Bierkomment, Pekesche und

Kanonen und sonstige wichtige Dinge mit der gleichen inneren Freude gegenüberstand, mit dem wir dem Spiele fröhlicher Kinder zusehen. Seitdem ich seine Schrift „Die Halbstarken" kenne, bin ich sicher, daß unsere Seelen wie ein aufgeschlagenes Buch vor ihm gelegen haben. Um so dankbarer bin ich ihm aber auch, daß er als der große Bruder sich nicht für zu weise hielt, mit den kleinen Geschwistern ganz ernsthaft zu spielen."

In tiefer Freude hat Clemens Schultz die Freiheit des neuen Lebens genossen. Mit reiferem Sinne als viele Kameraden faßte er die Lehren eines Lipsius, Hase, Nippold auf und später in Berlin eines Harnack, Pfleiderer und Kaftan. Seine theologische Bildung ist gründlich gewesen. Sie vollendete als Berufsbildung sein Wesen, zu so manchem feinen literarischen und künstlerischen Verständnis sich gesellend.

Hier ist zu seinem protestantisch schlichten Gottvertrauen ein Neues hinzugekommen — aus der treuen, wissenschaftlichen Arbeit des reifen Jünglings das Verständnis Jesu von Nazareth und das besondere Verhältnis zu ihm.

Hier ist der Ort, zu ergründen, was Clemens die siegreiche, überlegene Kraft und Lebenskunst im modernen Getriebe unter modernen Menschen voller Zweifel und voller Selbstsucht gegeben hat. Denn in ihm sind Früchte deutscher, wissenschaftlicher Theologie gereift — — — in diesem so besonders gearteten und geführten Menschen. Darin liegt Clemens Schultz' geschichtliche Bedeutung für Deutschland.

Jesus war ihm der Herr — das ist das eine — und das andere sein Bekenntnis, das ich oft gehört: wenn ich mich selber prüfe, ich bin liberal, bis in die Knochen. Er war liberal, d. h. erkannte alle wissenschaftliche Forschung an. Aber das ist nicht entscheidend — das tun die Altkirchlichen, das tut der gelehrte Katholik auch —, das Entscheidende ist ein anderes: Er stand in der kritischen Methode Kants, hatte die Weltanschauungsarbeit der deutschen Klassiker angenommen und angewandt.

Daraus folgt:

1. Es gibt nicht Wunder als Durchbrechung der Naturgesetze, denn derartiges wäre unserer Erfahrung nicht wahrnehmbar — noch Heilstatsachen, die einmal in der Geschichte geschehen wären. Aber die innere Erfahrung ist sicher so echt wie die Beobachtung der Natur — denn innere und äußere Erfahrung beruht auf den Gesetzen, in denen unser Geist lebt und wirkt.

2. Jesus ist Mensch — aber er wirkt auf uns als solcher — ihn erleben ist höchste Wahrheit — er zwingt uns — darum „mein Herr!" Darum pflegte er zu sagen: „was den Alten der dogmatische Christus gewesen, ist uns der historische Jesus von Nazareth".

3. Die Kirche ist nicht Heilsinstitut, sondern Gemeinschaft der Geister — ausgegangen von Jesus, von ihm gegründet.

4. Es gibt keine Sakramente als Magie — sondern als Handlungen der Gemeinde — Handlungen der Gemeinde, in denen sie sich selbst darstellt. Hier erlebt der Mensch — wenn er es vermag — das Höchste, was ein Mensch erleben kann —, daß auch er zugehört zu

der von Jesus gegründeten Gemeinschaft der Geister. Darum sprach Clemens stets von dem „heiligen" Abendmahl.

5. Es gibt nicht Dogmen — von keinen Lehrmeinungen hängt unser Verhältnis zu Gott oder Seligkeit ab. Aber das religiöse Erleben ist so wahr und echt in seiner Weise wie wissenschaftliche Erkenntnis in ihrem Gebiete äußerer Erfahrung — jene nun beobachten und ordnen, durch die Epochen der Geschichte vergleichen — das ist Theologie. Der Theologie Gegenstand ist nicht ein nur einmal geschehenes Ereignis, sondern das Erleben Gottes im Menschenherzen nach des Geistes Gesetzen.

Clemens Schultz dachte sehr hoch von seiner Wissenschaft. Er hatte sich in den Studienjahren in Jena und Berlin unter Lipsius, Hase, Nippold, Pfleiderer, wohl gerüstet. Er hatte den geschichtlichen Jesus von Nazareth gründlich studiert; Keims „Leben Jesu" war sein großes Buch. Wie er aber Jesus von Nazareth verstand, daß er ihn seinen Herrn nannte und ihn doch so menschlich erkannte und seine Herzensart durchschaute, — das war eben seine Gabe, dieses Menschen von besonderer Eigenart und Lebensführung.

So gerüstet trat Clemens Schultz in die praktische Lebensarbeit ein, achtundzwanzig Jahre alt.

Bange Jahre.

Heimgekehrt nach Hamburg gründete der Kandidat sich einen Lebenserwerb durch ein Knabenpensionat. Rasch erwarb er sich einen Ruf als Erzieher und Seelsorger. Verwilderte, verwöhnte Jungen reicher Überseer wurden andere Menschen unter seiner Hand. Knaben überseeischer Familien erziehen, ist eine der härtesten pädagogischen Aufgaben. Clemens hat ihre Art in der Geschichte „Die Portokasse" prächtig gezeigt — und er hat so rechte Nummern in den Händen gehabt — einmal auch zwei hochbegabte Brüder. Sie erblühten an Geist und Seele unter seinen Händen — jahrelang —, wie seine Söhne schienen sie geworden. Zuletzt ist der Vater gekommen aus der Fremde, mit großem selbsterworbenen Geldbeutel und hat gescholten: „Die Söhne sind ja noch gar keine Kavaliere und verstehen noch nicht einmal Geld auszugeben." Schleunigst ist er mit ihnen nach St. Pauli gezogen in den großen Vergnügungsrummel. Clemens hat doch zu den Söhnen gesprochen: „Seid eurem Vater treu und gehorsam! Er hat soviel Jahre für euch gearbeitet und sich geplagt — ihr wart seines Lebens Inhalt." Und er hat die Jungen schweren Herzens, wenn auch nicht ohne Glauben dem Vater übergeben.

Aber bei all dem war Clemens nicht glücklich. Kränklichkeit, Kopfschmerzen, Nervosität quälten ihn furchtbar in jenen Jahren. Das theologische Examen schob er wieder und wieder hinaus, und manchem mochte er als verfehlte Existenz, als hoffnungsloser Neurastheniker, erscheinen. Da kam eine besondere Enttäuschung und öffnete ihm plötzlich die Augen über den unsicheren Boden, auf dem er stand. Einer seiner Pensionäre, sein bester, wurde ihm gekündigt, „der einzige", wie

er sagte, „der mich nie betrogen hat". Clemens Schultz war es ein Verhältnis der Treue gewesen. Man löste es wie ein Geschäftsverhältnis, wie man ein Mietsverhältnis kündigt.

Da faßte Clemens den Entschluß, zur Theologie zurückzukehren. Mit 33 Jahren bestand er endlich das theologische Examen. Tief gerührt sanken Mutter und Sohn sich in die Arme; das Ziel dreizehnjährigen Hoffens schien nahe zu sein. Von nun an begann Clemens auch körperlich zu gesunden. Er predigte oft, am Lehrerseminar hat er ein Jahr mit wunderbarem Erfolg unterrichtet.

Er hat damals in Eilbeck gewohnt, in der Hasselbrookstraße. Mit Eilbecks Pastor Nicolai von Ruckteschell knüpfte sich damals ein Freundschaftsband. Merkwürdig diese Freundschaft, Ruckteschell, der vornehme Balte, damals auf der Höhe seines Wirkens, man möchte fast sagen des Ruhmes, und Clemens, der hängen gebliebene Kandidat — und doch ein Bund gleichberechtigter Männer — beide so ganz verschieden — und doch eins, das wir später noch ergründen müssen, war ihnen gemeinsam. Wie hätte sonst Clemens mit Nicolai so vertraulich umspringen können. Der gewaltige, feurige, impulsive Ruckteschell war wohl von Stimmungen abhängig, daher Clemens sichere humoristische Art, wenn er zu ihm ins Zimmer tritt: „Nun, Nicolai, hast du heute gut geschlafen, dann bist du ja heute liberal." Wer so sprechen konnte und durfte, mußte trotz eigener Leiden doch eine besondere Kraft in sich tragen.

Die Jahre der Sorge und Qual gingen nun zu Ende. Man wundert sich, in den Briefen des jungen Mannes immer wieder von Kopfschmerzen und mancherlei Krankheit zu lesen. Aber in allem Leiden, während Altersgenossen um ihn längst ihren Platz im Leben gefunden haben, bleibt er doch mutig und aufrecht — im Kern doch etwas anderes als ein Neurastheniker. Schon damals ist er, — der halb Berufslose, der Helfer, Vertraute und Seelsorger vieler. Und sein sicheres Urteil in zerfahrenen Lebensverhältnissen wird immer aufs neue gesucht. Während er für Vertretungspredigten in Hamburg hin- und herreist, sagt er sich, daß er statt als Meißel zu dienen, wohl könnte selbst der Hammer sein. Und er hofft und glaubt, daß alle seine wunderlichen und traurigen Lebensschicksale von Gott ihm bestimmt seien und irgend einmal zum Segen dienen müßten. Er hat nicht geirrt.

An seinem Geburtstage, am 22. September 1896 wurde er als erwählter Pastor eingeführt in das Pfarramt zu St. Pauli. Das war die große Freudenstunde seiner Mutter. „Meine liebe Gemeinde, ich bringe euch meine Mutter", so sprach er damals, anfangs vielen verwunderlich; aber sie haben es bald verstanden, warum er so sprach. Eine große Freudenstunde war jene Einführungsfeier, wo er uns alle mit jugendlichem Feuer ergriffen hat.

Auf der Höhe der Kraft.

Clemens Schultz ist in jenes Haus am Pinnasberg gezogen. Von den St.-Pauli-Landungsbrücken geht man die Hafenstraße sanft hinauf.

Da stehen verbunden durch eine alte Mauer jene zwei dunkeln, roten Ziegelbauten, die Pfarrhäuser, dahinter die Kirche, einfach, freundlich, hell, protestantisch, seine liebe Kirche. In dem zweiten jener Häuser wohnte er nun, in jenen Räumen, die uns eine historische Stätte geworden sind. Und noch manches Jahr bis ins höchste Greisenalter, allverehrt und vielbesucht, wohnte mit ihm seine Mutter.

In diesem Hause konnte man Winters am Mittag um $^1/_2$1 Uhr in Clemens Schultz' kleiner behaglicher Stube im ersten Stock sitzen als letzter von zwanzig bis dreißig, die sich am Morgen im Wartezimmer gedrängt hatten. Dann öffnete Clemens die Tür, führte über den Korridor zum Konfirmandensaal, da saßen geräuschlos sechzig Jungen, St.-Pauli-Hafenjungen, Urgermanen, denen die strammen Glieder an allen Ecken aus den Kleidern drängten. Ohne einen Laut waren sie heraufgekommen. Das war Clemens Zucht und Ordnung. Wodurch? Durch grimme Strenge? Nein, weil er sie kannte und beherrschte. Jedesmal, wenn Clemens Schultz eine neue Klasse hatte, spähte er mit Feldherrnauge darüber hin, sein großes, blaues Auge schaute bald gütig und fromm, bald ernst und streng. Und bald hatte er den, der mal sehen wollte, was der Pastor sich wohl gefallen ließe. Nicht wahr, wir kennen das alle? Bei einem neuen Lehrer muß man erst mal probieren, ob er die Zügel wohl auch halten kann. Schon hatte Clemens seinen Mann. „Vortreten!" — „Lieber Freund, du glaubst gar nicht, wie ich mich bei dir bedanken muß! Sieh mal, einer muß es immer sein, an dem der Lehrer zeigen kann, daß er sich nichts bieten läßt. Eigentlich müßte ich dich nun furchtbar heruntermachen. Aber weil ich dir dankbar bin, daß du gerade so dumm gewesen, kannst du dich setzen." Und die ganze Gesellschaft war still. „Donnerwetter, der kennt uns!" Die Stühle standen übrigens in einem Viereck; von dem Platze der Mittelgruppe gegenüber wie Jesus unter den Jüngern, regierte der Lehrende seine Schar.

Als in einem Winter die Konfirmanden doch noch Clemens' Ansprüchen an zartes Auftreten nicht genügten, da stellte er eine Palme im Blumentopf auf die Treppe, so recht zum Umstoßen. Und das bewirkte nun vollends ein leises, geräuschloses Gehen.

Bekannt ist die Geschichte vom Konfirmandenwerber. Ein großer Brit vom Hafen hatte seinen Konfirmandenpastor so ins Herz geschlossen, daß er versprach: „Herr Pastohr, nächsten Winter sollen Sie die meisten Konfirmanden haben." Nun ist er im anderen Herbst herumgezogen bei allen Tetjes und Budjes und hat gesagt: „Du läßt dich bei Herrn Schultz konfirmieren." Und alle Viertelstunde kam er in die Sprechstunde an und schleppte einen Jungen herbei: „Hier, Herr Pastohr, all wedder een."

Aus den Konfirmanden ist dann der Lehrlingsverein erwachsen, das erste köstliche Jahr im Konfirmandensaal selbst. Bereits im ersten Winter schreibt Clemens glücklich: „Mein Lehrlingsverein, jetzt aus 30 jungen Leuten bestehend, blüht und gedeiht sehr, trotz Dom und onstigen erlaubten und unerlaubten Freuden unserer Großstadt."

So schön wie in jenem ersten Winter — sagte er später — als der Verein Hunderte von Mitgliedern hatte — ist es doch nie wieder

gewesen. Es müssen köstliche Winterabende gewesen sein. — Damals ist für Deutschland eine neue Art Lebensgemeinschaft zwischen alt und jung erwachsen. —

Dann siedelte Clemens im Frühjahr in die bescheidene, düstere Turnhalle über, wo er 16 Jahre lang Sonntag für Sonntag gestanden; jener Verein, vielen Erwachsenen auch eine Stätte des Lernens, berühmt durch ganz Deutschland! Woher kam diese Gewalt über die Herzen der Jungen und Jünglinge? Was war das für eine besondere Liebe? Weil er selbst als Jüngling einen so langen, schweren Weg gemacht hatte, weil nur der Mutter Vertrauen ihn aufrecht erhalten hatte, darum wußte Clemens, was ein Junge braucht — einen Freund, der ihn versteht, der ihn nicht verurteilt. Weil er den Jungen Vertrauen schenkte, darum liebten sie ihn: „Schenke einem Menschen Vertrauen und du wirst ihn stark machen!"

Zu solchem liebenden Vertrauen gesellte sich eine künstlerische Art zu sehen und zu sprechen. Clemens lebte in der anschaulichen Sprache des Niedersachsen, in Ernst und Scherz strömten ihm die Bilder zu. Und war er selbst nicht anzuschauen wie ein Künstler, wenn er festen Schrittes einherging mit dem breitkrämpigen Hut, in der Hand den Stock mit der Elfenbeinkrücke. Aber noch zweierlei anders hatte er, unfertige Jugend zu fesseln, zuerst zielbewußten Fleiß. Alles in seinem Verein war wohldurchdacht, wohlvorbereitet und unerbittlich durchgeführt. Er war ein großer Organisator, nicht mit Statuten, Zahlen, Listen und Schreibmaschinenbureaus. Sondern er brachte Menschen untereinander ins rechte Verhältnis und wob um sie das feste Band der Sitte. Das haben, so viele, die sein Wirken anschauten, nicht erkannt und sind darum selbst gescheitert. Das andere aber war das Feste, Führende in seinem Wesen. Hatte er etwas durchdacht und beschlossen, so mußte es ausgeführt werden. Da gab's kein Schwanken, keine Widerrede. Er war eine Feldherrennatur. Von seinem Weitblick und seinem Fleiß habe ich merkwürdige Beispiele erlebt: Als ich einst Konfirmanden unterrichten sollte aus der II., III. und VI. Volksschulklasse, ging ich zu Clemens Schultz und bat um Rat. Da sagte er: „Du fängst Deinen Unterricht um $^1/_2$1 Uhr an, und keiner darf noch seine Schulbücher bei sich haben."

„Warum erst um $^1/_2$1 Uhr?" fragte ich, „die Jungen kommen um 12 Uhr aus der Schule."

„Sehr einfach, sie müssen alle erst nach Hause gehen. Dann kommen sie einzeln und nicht in Rotten bei dir an. Außerdem sollen sie sich die Hände waschen. Das wirkt günstig auf ihre Stimmung. Außerdem sagt zu dem einen oder anderen auch die Mutter: Kämm' dich nochmal über, daß du anständig bei deinem Pastor erscheinst."

Ich habe die Lehre befolgt und bin trefflich damit gefahren.

Sein Humor kam aus der Tiefe der Menschenkenntnis, aber aus Menschenkenntnis mit Liebe. Der Humor des Niedersachsen quoll ihm unerschöpflich aus der Seele Tiefen — er konnte fröhlich spielen, dieser Humor, und auch zentnerschwere Wahrheiten aussprechen: „Wenn der Hamburger jemandem etwas recht Liebes antun will, dann setzt er ihm ein wunderschönes Mittagessen vor — man darf das nicht als ober-

flächlich einschätzen — es ist wirklich Liebe." Oder: „Die Jugend muß Dankbarkeit lernen. Also einmal muß sie uns auch danken dürfen, — um ihrer selbst willen, nicht um unsertwillen, und wir müssen ihr still halten — und es ist unsere Pflicht, uns recht dazu zu freuen." Am köstlichsten kamen diese Urteile und Ratschläge ihm vom Munde mittags in seiner kurzen fröhlichen Frühstückszeit zwischen Sprechstunde und Seelsorgebesuchen, in der kleinen Stube im Erdgeschoß oder zuweilen auch an Sommertagen in der freundlichen, versteckten Gartenlaube. Glücklich, wer solche Stunde erleben durfte, und dann mitgenommen wurde in die Gemeinde. Plötzlich entschwand dann Clemens für eine Viertelstunde in ein Haus, um hernach das Gespräch an der rechten Stelle wieder aufzunehmen.

In allem seinem Tun war ein energischer Ernst. Als er seinen Gehilfenverein anfing, sagte er: „Auf die Vorträge da müssen wir uns vorbereiten." Dabei ließ er ja die Vorträge von anderen halten. Er meinte, er müßte sich für die Aussprache über den Gegenstand gerüstet halten. Freilich — er ließ dort Sozialisten, Rabbiner, Katholiken sprechen — er achtete alle, fürchtete keinen, war seiner Weltanschauung gewiß. So sollten auch seine Jünglinge werden. So bescheiden gewissenhaft tat er die Arbeit, in der er ein Meister war. Seht so war dieser Mann! Wollt ihr einen Menschen, der Schönheit zu genießen versteht, seht hier war einer! Wie ist ihm die Seele weit geworden, wenn er einmal hinreisen konnte zu den Bayreuther Festspielen. Wie frisch und lebendig erzählte er von den Oberammergauer Bildern. Aber das alles war nur für die Seinen, um Kraft, Friede, Reichtum neu zu gewinnen für seine Gemeinde.

Aus des Herzens Reichtum aber gab er Vielen Freude. Waren nicht da die großen Elbfahrten seiner Gemeinde, neue Volksfeste — so wie Volksfeste sein sollen, unbefangen, natürlich, rein, brüderlich? War das alles nicht so, wenn am Sonntag die Flotte des St.-Pauli-Lehrlingsvereins abfuhr von den Landungsbrücken mit Hunderten, Tausenden nach Schulau, um am Elbufer frohe Stunden zu verleben, Spiel der Jungen, beschauliche Ruhe der Alten, fröhliche und fromme Lieder — und abends die Rückfahrt auf der lichterblinkenden Elbe —, wenn die Schiffe vorüberglitten auf dunklem Strom und reine frohe Lieder zum nächtlich sommerlichen Himmel stiegen?

Und wollt ihr einen Wanderfreudigen! Seht hier war ein Wanderer. Wie herzensfroh und unermüdlich ist er durchs schöne, deutsche Land gezogen, durch den Schwarzwald, den Rhein entlang und hinein ins liebe, bayrische Oberland. Aber dann,

Wenn des Wandern frohe Stunden
Sind geschwunden,
Dann kehr ich zur Heimat wieder,
Zu der Freunde trauter Runde,

den geliebten St.-Pauli-Jungen zu erzählen, was er Neues von Welt und Menschen erschaut hatte. Freilich — Briefe aus der Gemeinde — Rat und Trostsuchende folgten ihm auch in die Gasthöfe Tirols — man mochte ihm zürnen, daß er nie ruhte — aber das war die Liebe, die nicht anders konnte.

Oder wollt ihr einen Aufgeklärten. Hier war einer, der der edelsten Aufklärung schönste Frucht besaß, die innere Freiheit und Unabhängigkeit. Er war des Aberglaubens grimmiger Feind. Wer hätte nicht einmal von ihm die köstliche Geschichte von Herrn Müller gehört. Herrn Müller, sagte der Herr Gott: „Lieber Freund, dir sollte es ja auch gut gehen. Deine Frau und alle deine Kinder sollten gesund bleiben, dein Geschäft sollte gehen. Aber nun hilft es nichts, in diesem Jahr mußt du sterben — ja es hilft nichts, du mußt sterben, denn du hast einmal im Gasthof im Zimmer 13 geschlafen, und gegen die Zahl 13 vermag selbst der Herr Gott nichts. Du mußt sterben." Aberglaube war für Clemens schlimmste Unbildung. Jeder Aberglaube knechtet und macht feige. Er löst den Menschen von dem Mittelpunkt, woher seine Kraft kommt, vom Gewissen und vom Gott in ihm, und bringt ihn unter die Herrschaft äußerer, prahlender Größen. In allem Aberglauben sah Clemens Götzendienst.

Aber seine Aufgeklärtheit hatte noch eine andere Seite: Er beurteilte den Menschen nie nach der äußeren Form, nicht nach Konfession, Religion, Beruf, Partei, sondern er suchte stets zu erkennen, was der Mensch selbst war. So sagte er einmal: „Man soll doch nie die Menschen nach ihrem Beruf beurteilen. Ich kenne eine Gastwirtsfamilie. Es ist eine ganz gemeine Köhminsel. Aber diese Leute erziehen doch ihre Kinder so reizend. Niemand könnte es ernster und liebevoller tun."

Ein solcher Pastor konnte auch an den Zirkusreitern und fahrenden Künstlern in seiner Gemeinde soviel liebenswerte Züge und viel Treue erkennen. Und sie vergalten es ihm mit Dankbarkeit und Zutrauen. Ist er doch einmal in der Weihnachtsnacht im Zirkus gestanden, dem fahrenden Volke das Evangelium zu verkündigen vom unendlichen Werte jeder Menschenseele.

Oder die ihr Leid tragt, ihr Jünglinge, die ihr in Lebensnöten und Schuld verzweifeln wollt, seht hier war ein Jüngling, der durch den Abgrund der Hoffnungslosigkeit hindurchgeschritten war, und ist doch ein Mann geworden. Darum konnte er auch dort noch Leben und Glück sehen, wo nur grausames, ungerechtes Leid zu sein schien. Wie konnte er so köstlich erzählen von dem leidenden Kinde, das schweres Siechtum trug mit freundlicher Geduld, mit schwachen Händen kleine Gaben stiller Dankbarkeit für seine Eltern und Freunde arbeitend.

Oder endlich wollt ihr einen Arbeitsmenschen, vergleichbar dem Chef eines großen Kaufhauses! In Clemens Hause war die Uhr auf die Minute gestellt. Am Morgen kurze Stunde des Alleinseins — dann die Sprechstunden — von 10 Uhr an — überfüllt, um ½12 Uhr Frühstück, die einzige Stunde, wo er einem Könige gleich seinen vertrautesten Freunden Audienz gab; dann Besuche des Seelsorgers, Mittag und Ruhepause, abermals Sprechstunde, abends Sitzungen und Versammlungen, dazwischen im Winter noch 3—4 Konfirmationsstunden, ein unerbittlich geregelter Arbeitstag. Und um Mitternacht, wenn er von der Arbeit heimkehrte, wartete seine so unendlich behagliche Studierstube mit den mannigfachen Erinnerungen und sinnigen Bildern und Symbolen des Glaubens und der christlichen Gemeindearbeit auf ihn zu einer letzten stillen Stunde des Besinnens. Wissenschaftliches Studium war dann ja

nicht möglich. Aber manches feine, sinnige Buch hat er da doch noch gelesen — mehr als man für möglich halten sollte. Soll ich nun sagen, was er den werdenden Jünglingen zuruft, deren Meister und Führer er gewesen, so ist es dies: „Trachtet zuerst nach dem Reiche Gottes, so wird euch das andere alles zufallen!“ Das heißt in die Sprache unserer Tage übersetzt: Lernet zuerst dienen, dienet den Eltern, dienet euch untereinander, dienet eurem Volk und Vaterlande. Dann werdet ihr auch gewinnen den Erfolg in Beruf und Leben! Die er so erzogen hat, in solcher Lebensauffassung, stehen heute auch als feste und arbeitsame Bürger an ihrem Posten. Und wen er immer in seinen Kreis gezogen, der wurde sein Schüler, Freund und Jünger. So sprach von ihm sein Amtsbruder Pastor Kärner:

„Ein jeder von uns hat ihn seinen Freund genannt. Mit ihm ist uns allen ein Stück unseres eigenen Lebens, ein eigener persönlicher Besitz genommen. Wir standen ihm alle seelisch so nahe; auch solche, die nicht unseres Glaubensbekenntnisses sind und in ihren politischen Anschauungen weit von ihm abwichen, fühlten sich ihm verwandt. Uns zog es zu ihm hin in unsern Freuden und in unsern Schmerzen. Ihm drängte es uns, anzuvertrauen, was uns auf der Seele brannte. Denn er vertraute uns. Das war die wunderbare Quelle der Kraft, die die Tausende an ihn fesselte: Das Vertrauen, das er einem jeden von uns entgegenbrachte, das ihm ermöglichte, auch Gegnern unbefangen und unverbittert gegenüberzutreten und sie zu verstehen zu suchen.

Wir kamen zu ihm mit unseren Nöten und Sorgen. Wir begehrten von ihm Rat und Hilfe. Wir baten, daß er ordne und zurechtbringe, was wir versehen hatten. Mancher gestand ihm seine Schwachheit und Sünde. Er hatte ja eine wunderbare Gabe, sich in die Lage eines jeden von uns hineinzudenken, und das mit einer erstaunlichen Schnelligkeit. Ihm war eine hervorragende Welt- und Menschenkenntnis eigen. Er verstand es auch meisterhaft, Männer und Frauen zu gewinnen, die ihm dann mit ihrer Erfahrung und mit ihren Mitteln zur Seite traten. Wir fanden durch ihn Rat, Trost, Hilfe. Das war viel. Aber wir fanden bei ihm mehr: Gottvertrauen. Wie fein verstand er es, die Hoffnung in dem Verzagten zu wecken und dem Klagenden all das Gute aufzuzählen, das Gott an ihm getan hatte. Das Wort, welches er uns so oft zugerufen hat und das gewiß vielen von uns in diesen Tagen der Trauer um ihn in der Seele erklungen ist, ich meine das einfache, schlichte Wort: der alte Gott lebt noch! kam aus einem Herzen heraus, das oft selbst gebangt und gezittert hatte, das Gott oft so hart berührt hatte. Dieses Herz hatte so oft selbst erfahren, daß Gott dennoch im Regimente sitzt und alles wohl führt.

Aber neben dem Gottvertrauen fanden wir bei ihm etwas, was uns ganz besonders stolz und glücklich machte: Vertrauen zu uns selbst. Ein jeder sah das Gute in seiner Brust von unserem Freunde entdeckt und war glücklich darüber, und sein Vertrauen zu uns stärkte das Gute in uns. Wir gingen von ihm mit neuem Mut an unser Tagewerk, mit neuer Gewißheit, daß wir auch dazu berufen seien, etwas Gutes zu schaffen, und wenn unser Wirkungskreis noch so klein sei.“

So war er der Seelsorger, den alle begehrten. Hier wirkten alte und neue Anschauungen in Clemens Schultz, seine mächtige Kraft fast überwältigend. Aus kernhafter Bürgerfamilie stammend, aufgewachsen in dem tapferen alten Rationalismus, hatte er von der katholischen Kirche viel gelernt, vor allem aber von seinem Landsmann Wichern. Nächst den großen Theologen Jenas hat wohl keiner so tief auf ihn gewirkt wie Wichern. Aber andererseits war doch Clemens Schultz eine konservative Natur; die Anschauungen der Jugend wirkten auch weiter: dazu gehört das Bild einer Personalgemeinde, die ein Hamburger Pastor um sich sammelte aus der ganzen Stadt, die Familien seiner Getreuen besuchend und beratend: So aber wuchs seine Arbeit ins Unermeßliche — während er seine Pfarrgemeinde ausbaute und pflegte, übte er doch auch Seelsorge zerstreut in der ganzen Stadt. Da konnte er nicht nein sagen. Vielleicht ist es wirklich in den letzten Jahren zuviel geworden. Er hat selbst es ausgesprochen: Höher könnte die Woge seines Lebens nicht mehr steigen.

In rastloser Arbeit hat er seine Jahre verbracht. Es ist dann wahrscheinlich ein Krebsleiden gewesen, was zuerst durch tiefe Erschöpfung und Blutarmut wirkte, dann in wenig Monaten seines Körpers Kraft verzehrte. Er hat Abschied genommen in seinem Testament, wo er am 23. Dezember 1913 die Worte schrieb:

Ich bitte alle, denen ich weh getan habe, um Vergebung; ich vergebe allen, die mir weh getan haben. Ich war als Pastor von St. Pauli unendlich glücklich; ich habe oft mehr gewollt, als ich gekonnt. Das war mein großer Fehler; darum muß ich — wie Gott will — vielleicht früh dahin.

„Clemens Schultz ist von uns gegangen.“ Da wachten überall teure Erinnerungen auf bei der Kunde. So schrieb ein ferner Freund aus wehmütiger Erinnerung:

„Ein Sonntagabend im September 1913. Der Lehrlingsverein von St. Pauli ist bis auf den letzten Mann versammelt, 150 oder mehr erwartungsvolle Jungen um schmale Tafeln her sitzend in einer schmucklosen Turnhalle; um sie herum stehen weit über 100 Mitglieder des Gehilfen- und Männervereins. Clemens Schultz tritt ein, er ist heute (an diesem einzigen Tag im Jahr) der Gast seines Vereins. Es ist Vorfeier seines Geburtstags. Jubelnder Gesang grüßt ihn, als er auf dem girlandengeschmückten Sessel sich niederläßt, behaglich die lange Pfeife rauchend. Der Vikar hält aus übervollem Herzen die Geburtstagsrede im Namen aller. Man fühlt, daß alle von gleichem Dankgefühl erfüllt sind. Nachher erwidert Clemens Schultz: „Meine lieben jungen Freunde! Bis vor drei Jahren war dieser Vorabend des Geburtstages für die Familie vorbehalten, am Geburtstag selbst gehörte ich der Gemeinde. Jetzt habt ihr an die Stelle der Mutter treten dürfen. Und eure Liebe hat mir gezeigt, daß sie so schwere Verluste nach Möglichkeit ersetzen kann. Heut seid ihr mir eine besondere Freude. Ein böser Feind beschleicht mich, das ist die Sorge. Wie oft habe ich euch gesagt, daß unser Herr Jesus nichts so haßt wie die Sorge. Mit Hilfe eurer Liebe werde ich sie auch unter die Füße bekommen.“ (Gerade in diesen Tagen zeigten sich in großer Mattigkeit die ersten Vorboten der nahenden

Todeskrankheit.) — Nachher ging der Abend in schöner Feier dahin. Frohe und ernste Lieder, Vorträge u. a. ein meisterhafter Reutervortrag von einem Mitglied des Männervereins, ausgezeichnete turnerische Vorführungen usw. Am eindrucksvollsten war, daß diese große frohe Schar von jungen Leuten auf das leiseste Zeichen des Leiters hin in vollkommener Ruhe und musterhafter Disziplin an allem teilnahm. So sah man ihn als den Meister der rechten Jugendleitung, den Freund und Vertrauten seiner lieben Hamburger Vorstadtjungen. Kann es wundernehmen, wenn am folgenden Tag, dem Geburtstag selbst, das Haus nicht leer wurde von treuen Menschen, die ihm Liebe und Dank aussprechen wollten? Blumen vom kostbarsten Strauß oder Topf bis zum winzigen Blümlein der armen Waschfrau waren Bote und Träger der Liebe einer dankenden Gemeinde zu ihrem Pastor. Am Abend aber grüßten ihn vom Garten des Pfarrhauses die Lieder der Gesangvereine und die Klänge des Orchesters, das aus Gemeindegliedern bestand, bis in die späte Nacht hinein.

Und nun ist dieses so reich gesegnete Lebenswerk, das aus der charismatischen Liebe zur männlichen Jugend der Großstadt erwachsen war, das aus dieser Arbeit an der Jugend seine Kraft empfing und seine Frucht erntete, allzufrüh abgebrochen. Es war so unmittelbar aus persönlichem Miteinanderleben geboren, daß es so jedenfalls nicht fortgesetzt werden kann. Aber wer irgend dem Heimgegangenen im Leben nahe getreten ist, wird einen Anstoß zu einer ewigen Bewegung von ihm empfangen haben. Have pia anima!"

Als an seinem Grabe Senator und Pfarrer, Lehrer und Kaufmann nebeneinander trauernd standen, — da rauschte es in den Büschen des Friedhofs und unter dem Gebüsch hervor drängten sich einige grobe Burschen aus St. Pauli — in ihrer ruppigen Kleidung und traten auch ans Grab. Das waren Clemens geliebte Halbstarken — — auch sie gehörten dazu, ganz gewiß.

Sein Amtsgenosse Pastor Kärner erzählte von ihm:

„Nun ist eingetreten, was wir alle, die wir ihn lieb gehabt haben, der eine früher, der andere später zu ahnen begannen und nicht glauben wollten. Der frische, fromme, fröhliche und freie Mensch, dem keine Arbeit zuviel wurde, der seinem Körper alles zumuten zu können schien, ist tot. Ihn quälten hin und wieder gichtische Anfälle. Aber bei der Gicht wird einer alt. Vor etwa anderthalb bis zwei Jahren erzählte er mir gelegentlich: „Weißt du, ich werde manchmal so müde. Aber wenn ich bei der Arbeit bin, fühle ich nichts davon." In demselben Jahre sagte mir ein auswärtiger Verwandter, als er ihn kennen gelernt hatte: „Der alte Mann war Clemens Schultz?" Aber die Arbeitsfrische, die wir an ihm bewunderten, blieb die alte, und als wir seinen 51. Geburtstag in demselben Jahre feierten, da war es unser aller Meinung, wir würden ihn noch lange behalten. Bei dieser Feier redete er wieder so warm, so echt, so gemütvoll, und dann brach auch der goldige Humor durch. Da schlugen ihm, wie so oft, unsere Herzen begeistert entgegen. Wie konnten wir glauben, daß so ursprünglich quellendes Leben, wie in ihm war, so schnell versiegen könnte! Freilich hat es nie an Stimmen gefehlt, welche den Ungestümen baten: „Schone dich", oder „Sieh zu,

daß du eine Kraft an deine Seite bekommst, die in deiner Art zu wirken vermag." Er wollte von der ersteren Mahnung nichts und von der letzteren nicht viel wissen. Er zählte mir da einmal jede einzelne Seite seiner Arbeit auf, so seine Jugendarbeit, seine mannigfache soziale Betätigung, seine Bibelstunde, seinen Konfirmandenunterricht, seine Arbeit in der Loge, seine Vortragstätigkeit — im letzten Sommer ward er wöchentlich durch diese zwei-, dreimal in Anspruch genommen —; das eine fiel ihm leicht und das andere machte ihm so viel Freude. — „Nur die Predigt, weißt du, fällt mir schwer." Aber er hat mir ein andermal anvertraut: „Ich brauche für meine Predigt drei Stunden." Das müssen aber Stunden konzentriertester Arbeit gewesen sein. Denn er hat die stärksten und tiefsten Wirkungen von der Kanzel aus vollbracht. Da ging er auf das Leben, auf alle Probleme, die die einzelne Menschenseele und die Öffentlichkeit gerade beschäftigten, so wahr, so tief ein. Er war natürlich nicht immer gleichmäßig. Wie konnte das der Vielbeschäftigte sein! Aber auch da, wo er einmal nicht auf der Höhe war, fiel plötzlich ein Wort, fand sich ein Abschnitt, welche haften blieben, wo es einem unmittelbar durch die Seele zuckte: „fein". Worin beruhte der Zauber, der von ihm ausging? —

Wir beide gehen über die Reeperbahn. Da höre ich, wie hinter uns ein Arbeiter zu seinem Freunde sagt: „Der Mann kennt die Welt." Das war die eine Quelle der Wirkung, die von ihm ausging, seine Welt- und Menschenkenntnis. Bei ihm fand der einfache Mann Rat und Trost und Hilfe. Von ihm haben sich auch manche Männer, die einen angesehenen Namen haben, Rat geholt, unter ihnen viele Kollegen aus Hamburg und aus dem größeren Vaterlande. — In seinem Wartezimmer hing ein Bild, das mancher, der es sah, mit einem verwunderten Kopfschütteln und mildem Lächeln betrachtet haben mag. Ein pensionierter Eisenbahnbeamter hatte es gemalt. In dem Bilde steckte für den, der Clemens näher kannte, eine feine Symbolik. Es stellt ihn dar, wie er gemütlich, einen leisen Schalk im Antlitz, seine Pfeife raucht. Das Oval des Bildes ist aber umgeben von dem Goldgrund der Heiligenbilder der alten Italiener. Dieser Mann stand mit beiden Füßen in der Welt; aber der Grund seines Wesens war heiliges, tiefernstes Wollen, eine Seele, die dankbar war für jede Stunde der Weihe, mochte sie ihm nun im Gotteshause oder im Tempel der Kunst beschieden sein, eine Seele, die in der Schrift suchte und mit ihrem Herrn Jesus in innerster Gemeinschaft stand. Er hat in St. Pauli das Lied „Ich bete an die Macht der Liebe, die sich in Jesu offenbart", populär gemacht. All seine soziale Liebestätigkeit, die Seelsorge, die gerade dem, der strauchelnd fiel, Halt bot, seine Hingabe an seine geliebte Jugend, sind nur verständlich auf dem Grunde dieser Jesusliebe.

Eine dritte Geschichte. Ein Schauermann fragt mich am Vorabend seines Todes nach Clemens Befinden. Ich sage ihm, wie es steht. Der Mann beginnt zu erzählen, was Gutes er von ihm gehört und gesehen hat. Er hebt u. a. aus einer Konfirmationsrede hervor: „sie sei nicht so heilig gewesen; Pastor Schultz habe die Kinder ermahnt, tüchtig, brav zu werden und ihre Eltern zu ehren". Clemens ist den Leuten nicht heilig erschienen, weil er vor ihnen nicht im Priesterrock erschien.

Er war ein Feind aller Phrase, vor allem der frommen. Weil die Leute nicht den frommen Mantel sahen, haben viele ihn nicht für „heilig" gehalten. Er hat auf Gemeindeabenden und Volksversammlungen und in seinen Vereinen — mit der langen Pfeife in der Hand und ohne sie, — das Heilige in Leuten geweckt, ohne daß es diesen zum Bewußtsein kam, daß ein echter und frommer Christ zu ihnen in diesem Augenblicke redete. Solche sind nicht zu ihm in die Kirche gekommen. Wir haben in unserer Kirche Männer nötig, die mitten unter die Leute gehen, „ihnen", wie Luther sagt, „aufs Maul sehen", sich nicht scheuen, wo es not tut, in der Sprache der Leute zu reden, um aus dem tiefen und verborgenen Schatze ihres eigenen Herzens mitteilen zu können. Aber die wichtigste und ernsteste Aufgabe ist ihm immer die Predigt im Gotteshause gewesen. Hat er bei seinen Veranstaltungen oft aus dem Stegreif geredet, von seiner Kanzel nie.

Der 52. Geburtstag kam. Viel Liebe, wie an jedem Geburtstage vorher, ward ihm auch jetzt wieder dargebracht, doch diesmal mit Sorge. Eine Mattigkeit war über ihn gekommen, die uns zu den ernstesten Vorstellungen veranlaßte. Er wollte nicht auf uns hören, bis er eines Sonntags im Oktober zusammenbrach. Da entschloß er sich zu einem Aufenthalt in einem Genesungsheim. Doch war es zu spät. Müder und matter kehrte er bald zurück, hoffte von der Kunst seines Arztes und Freundes, der treuen Pflege seiner tüchtigen und sich für ihn aufopfernden Haushälterin Genesung. Aber seine Kräfte nahmen ab. Nur die vertrautesten Freunde fanden noch Zutritt. Aber auch diese mußten manchmal fortgehen, ohne ihn gesehen zu haben, weil er sich dann zu angegriffen fühlte oder schlief. Zuletzt setzte ein rapider Verfall ein. Er nahm keine Nahrung mehr zu sich. Sonnabend erkannte er noch den aus der Ferne herbeigeeilten Bruder, dessen Frau und beide Söhne, auch die Freunde, die an seinem Bette wachten und ihn besuchten. Aber verständig reden konnte er nicht mehr. Als die Betglocke seiner geliebten Kirche um 1 Uhr ertönte, meinte er, er müsse die Abendpredigt halten und war nur mit Mühe von dem herbeigeholten väterlichen Freunde und Kollegen Jensen zu beruhigen. Dann setzte völlige Besinnungslosigkeit ein. Dienstag mittag 1 Uhr tat er den letzten Atemzug. „Er ist bald vollkommen worden und hat viel Jahre erfüllet."

So ist er gewesen, ein voll ausgebildeter Mensch, dem aus Natur und Geschichte und Menschenleben, aus der Wirklichkeit allein der Gottheit ewige Offenbarung entgegenströmt. So stand er festgegründet auf der markigen Erde, unendlich froh auch seines deutschen Vaterlandes und des neu gewonnenen Deutschen Reiches Herrlichkeit, und zugleich das Auge erhoben, hineinschauend in die Tiefen der Ewigkeit. Er ist Jesus nachgefolgt.

Selig sind die reinen Herzens sind, denn sie sollen Gott schauen."

Das Erbe.

Clemens Schultz ist der soziale Pastor gewesen. Das alte Luthertum und seine Kirche, an der er mit der goldenen Treue seines Herzens

hing, war patriarchalisch. Wo nun heute die wirtschaftlichen und politischen Ordnungen aufhören, patriarchalisch zu sein, da zersplittert unser Luthertum sich gar so leicht in eigensinnigen Individualismus. In Clemens Schultz aber war, wie es so viele wünschen und hoffen, das Luthertum sozial geworden. Da, wo die Familie im Strome moderner Entwicklung tief erschüttert wird, wo die Wurzel der norddeutschen, protestantischen Kraft zu schwinden beginnt, die protestantische Familienzucht, da legt er klaren Blickes Hand an, aus der Jugend ein Geschlecht zu erziehen, das zu einer Gemeinschaft erwachse, die die künftige Familie tragen kann und ihr neue Stärke gibt. Clemens Schultz war einer der Baumeister an den neuen sozialen Lebensformen, in denen unser Volk leben soll in den nächsten Jahrhunderten, und er wollte nicht Herrschaft der Kirche über diese Formen, sondern durch die Predigt des Evangeliums sittliche Kraft in diesen Formen. Daher seine Volkstümlichkeit. Man hat ihm einmal gesagt, er müsse Hofprediger werden. Er hat geantwortet: „Ich bin Hofprediger in den Arbeiterwohnhöfen von St. Pauli."

Er hing an seiner Gemeinde mit einer Treue gleich jenen großen Bischöfen des frühen deutschen Mittelalters, die eher die Papstwürde ausschlugen, als daß sie ihre deutsche Gemeinde verließen.

Und ein zweites Erbe hat uns Clemens Schultz hinterlassen, den Dienst an der mannbaren Jugend unseres Volkes! Da spreche ich zunächst für seine besonderen Lieblinge, seine armen Briten und Halbstarken, die Schlingel mit den goldenen Herzen, die auf so bösen Wegen gehen, weil ihnen Freund und Heimat fehlt. Er hat es noch nicht vollbracht, eine Form zu finden, wie er ihnen, deren rauhe Arbeitshände in Mannesjahren die Vaterstadt doch so nötig braucht, eine Stätte rechter Freundschaft schaffe, darin rechte Berater und Arbeitsvermittler, also in jedem Stadtquartier ein Heim der Arbeitsburschen! Höret seinen Ruf über sein Grab hinaus. Gedenket endlich der Tausende rauher, wilder und doch von Natur nicht böser Jungen! Und das andere endlich, das Vollbrachte, Clemens Schultz' neue Form des Jugendvereins. Hier ist ein großes Erbe, eine große Pflicht! Männer, hinein in diese schwere, köstliche Arbeit! Es ist eine große Stunde in Hamburgs innerer Geschichte. Wird Clemens Schultz' Vaterstadt Vorbild und Führer sein? Hamburgs großen Sohnes Johann Heinrich Wicherns Geist ist zum zweiten Male lebendig geworden in origineller Weise in den Mauern dieser Stadt. Nun gilt es des Erbes zu walten, Männer zu erziehen, dies Werk fortzusetzen und zu verhundertfachen.

In dem einen stimmte Clemens Schultz mit Wichern überein und fühlte sich als Wicherns Schüler: Er wollte die lutherische Kirche, die nur das Wort predigen, d. h. doch von dem Erleben Gottes in Menschenleben und Geschichte zeugen will, vorwärts treiben zu einem anderen Bekenntnis — zu dem Bekennen durch die Tat der Liebe. Darum gehört die Tat sozialer Hilfe, die erziehende Liebe mit zum Wesen der Kirche. Gewiß ging es fröhlich her in Clemens' Lehrlingsvereine — es war da ein Stück weltlichen Lebens, genau wie das Rauhe Haus Wicherns ein Dorf war, einfach ein fröhliches, trautes deutsches Dorf. Aber in beiden ist eine innere Kraft weltdurchdringenden und veredelnden

Christentums. Die Kirche ist nicht neben dem Volke, nicht über dem Volke, sie ist mitten in ihm. Das war Wicherns und Clemens Schultz' gemeinsames praktisches Bekenntnis.

Aber Clemens Schultz war doch der modernere, dem bestimmt war, Menschen verschiedenster Art an der Seele zu packen.

Wicherns tiefstes Bekenntnis ist stets bei Paulus gewesen. Aus seinen Seelenkämpfen als Kandidat gesteht Wichern: es genüge ihm nicht, in Jesus Leben das Vorbild zu sehen, auch nicht das Vorbild der Treue bis zum Tode — das genügte ihm, dem leidenschaftlichen, gewaltigen Willensmenschen Wichern noch nicht, so wenig wie Luther. Der Tod Jesu sei es, der ihn demütige. Alles Menschenleben verdiene überhaupt nur den Tod. So gewaltig ist das Gefühl, wie unwürdig die Menschheit sei für sich allein. Um Jesu Opfertodes willen sei wieder Leben möglich für uns.

Das ist das Bekenntnis auch des Paulus und vieler gläubiger Christen.

Aber es ist nicht das einzig mögliche. In jener Anschauung war aber Wichern eng befangen.

Clemens Schultz war hindurchgegangen durch die erlösende helle Welt der deutschen Klassiker. Es ist nicht wahr, daß es da an Religionen fehlte. Sie alle waren Kinder Gottes. Und die aus ihrem Geiste geboren werden, freuen sich an Gott und seinen Werken ohne Furcht —; sie beginnen damit Gottes Schöpfung zu bejahen. Darin empfinden sie wie Jesus in Galiläa. Darum aber wurde Bosheit des Menschenherzens genau so gekannt und beurteilt wie von Paulus. Es ist ein radikales Böses im Menschen —; aber nicht in der von Gott geschaffenen Welt. Nicht Substanz, sondern Wille ist böse.

Da nun tritt der Sohn der deutschen Klassik anders ins Leben hinein als Wichern, der jene auch wohl kannte, aber noch nicht ihr Kind war. Wer aber aus ihrem Geiste ist, der unterscheidet scharf: die Kinder, die geboren werden, sind rein und gut allemal — ein Geschenk Gottes. Es gibt keine verderbte Natur. Denn sie ist Gottes. Aber es gibt die Gesellschaftssünde, die von klein auf uns umgibt und verderbt, deren Anschauungen wir sehen und teilen, Sünder, schon sobald wir hereinwachsen in die Menschengesellschaft.

Darum Clemens Schultz' Glaube an die Jugend, darum seine Arbeit aus der Kraft der Gemeinschaft Jesu Christi für das neue Geschlecht heitere Sitte aufzubauen, in der diese Jugend nun rein ihre guten Kräfte entfalte.

Daher seine Freudigkeit, seine Milde. O, er konnte auch zürnen — so recht grimmig böse werden, wie kräftige Jugend das von ihrem Meister verlangt — über menschliche Gemeinheit — er konnte bitter trauern über verdorbene, verlorene Menschen —, aber seine größte Kraft war die Milde und der unverwüstliche Glaube an die Möglichkeit, Menschen zu retten. Und werde ich hundertmal enttäuscht und betrogen, — mit demselben Glauben soll ich doch das nächste Mal wieder versuchen, Menschenseelen zu helfen. Darauf beruhte sein Erfolg, daß er so vielen Tausenden geholfen hat, die ihm in der Stille danken.

Doch es muß sich das, was Clemens von den früheren kirchlichen Bahnbrechern trennt, noch genauer erkennen lassen — und zwar, wenn man die Freundschaft mit Pastor v. Ruckteschell prüft. Stets hat Clemens sich auch auf ihn berufen. Ruckteschell sagte oftmals: „So wenig wie christliche Butter, kann es christliche Vereine geben. Menschen sind christlich, nicht die Organisationen.“ Danach hat Clemens, was dem baltischen Aristokraten Ruckteschell unmöglich war, geschaffen, jenen ersten Lehrlingsverein, im bewußten Unterschied von älteren Jünglingsvereinen. Es sollte kein kirchlicher Verein sein — dennoch — trotz aller Mißverständnisse — eine Arbeit aus der Kraft des Christentums. Ja, es war für Clemens Gemeindearbeit. Wie sollen wir das verstehen? Für ihn gab es keine Kirche als Heilsanstalt. Was man noch immer im öffentlichen Leben Kirche nennt, war für ihn überhaupt abgetan —; war es das auch für Ruckteschell, diesem genialen, prophetischen Mann, der geneigt war, an Engel und Teufel zu glauben? Diese Frage kann man an diesen nicht richten. Ruckteschell war alles, Prophet, Apostel Jesu — aber kein Theolog. Aber Clemens war Theolog. Und wenn er auch theoretisch sich nicht aussprach — darin auch der Grenzen seiner Begabung sich bewußt —, vor seinem inneren Auge war völlige Klarheit: Noch einmal darum: Für ihn gab es Kirche als heiliges Institut nicht mehr; nur Gemeinde — Gemeinschaft der Geister, die von Jesus ergriffen sind. Er und seine Jungen waren Jesu Jüngerschaft. In dieser Gemeinschaft sind Formen nötig und Sitten. Wird die Weltanschauung dieser Gemeinde feierlich verkündigt, so ist Würde und Schönheit nötig. Daher Clemens' Vorliebe für den Talar, die Liebe zur kirchlichen Musik und Kunst.

Aber stehen wir im Leben, kämpfen wir für unsere Weltanschauung, dann die Formen des Tages gebrauchen!

Irgendwelches Symbol, Mystik, Form hat hier keinen Sinn. Und das galt für den Lehrlingsverein.

Nun aber mußte noch ein Schritt weitergetan werden. Zur Arbeit an und um die Weltanschauung gehört, daß wir alle Fasern gegenwärtigen Lebens erkennen; seine tiefsten Nöte alle erkennen. Er selbst hat es beklagt, daß er in Weltanschauungsarbeit mit seinen vertrautesten Jünglingen nur selten so weit kam, wie er wünschte — sie verstanden nicht seine Kirche, wie er sie meinte. Es waren auch ihm, wie uns allen Grenzen gezogen; diese zu erkennen und über sie hinaus vorzudringen, wird uns geboten.

Clemens Schultz war in einem noch auf einer Linie mit Luther und mit Wichern. Des Volkes Kinder alle drei fühlten und dachten sie als Deutsche ganz und gar. Deutschland war der Erdenpunkt, wo Gott ihnen zu wirken aufgetragen hatte. Darum dachten sie groß und gut vom deutschen Staate.

Aber sie hatten keine Kritik, den Staat zu werten. Sie dachten geradeaus zu groß und gut von ihm.

Denn ihnen war noch der Blick nicht aufgetan dafür, daß die wirtschaftlichen Kämpfe der Menschen die Form und das Wesen der Staaten

bestimmen. Naturhaft auf den Kampf ist das wirtschaftliche Leben der Menschen nun einmal begründet.

Da mitten inne steht die Gemeinschaft, die Jesus von Nazareth gegründet hat. Sie ist nicht wesensverwandt der wirtschaftlichen Welt, sie ist ihr fremd. Jesus' Reich ist nicht von dieser Welt, die durch Hunger und Liebe tatsächlich im Gang gehalten wird.

Dieser Widerspruch ist das schwerste Rätsel, was uns Lebende als Weltanschauungsfrage quält — nicht, ob und wie die Welt erschaffen ist, nicht, was Wunder seien — ist uns die schwere Frage, sondern: wie verhalten sich Gemeinschaft der Liebe und wirtschaftlicher Kampf?

Welche Gnade für Clemens Schultz, daß er die grausame Explosion dieses Problems in diesem Weltkriege nicht mehr in diesem engen Erdenkreis hat zu schauen brauchen.

II.

Clemens Schultz als Prediger.

Aus der Antrittspredigt.

Da schweifen meine Gedanken zurück in eine sonnenhelle, sorgenlose Jugendzeit, so über alles schön und herrlich durch die treueste Elternliebe. Aber kaum hatte der Knabe zu denken angefangen, da ballten sich die düsteren Kriegswolken, und wie sie über das ganze Vaterland tiefe Sorgen brachten, so zerstörten sie auch bald das stille Glück unseres Familienlebens. Indem sie meinen Vater zur tätigen, unentwegten Mitarbeit an des Volkes Wohlfahrt in dieser ernsten Zeit der Sorgen riefen, entzogen sie schon bald dem heranreifenden Jüngling die ausschließliche Leitung des durch zu viel Arbeit und Hingebung an andere krank gewordenen Vaters — und besten Freundes. Aber der gute Gott half und sandte mir in der herrlichen begeisterten Zeit der Konfirmation meinen großen, so innig geliebten Lehrer D. Gotthard Ritter, der zuerst in des Jünglings Herz die wunderbare Welt des Reiches Gottes entrollte und ihn zuerst die Begeisterung und Liebe zu dem Herrn und Meister lehrte. Wie viel habe ich ihm zu danken. Denn kaum war der Tag der Konfirmation vergangen, da sollte sich mein junges Christentum und mein Glaube schon bewähren. An der Bahre des Bruders sollte ich der Mutter, die in banger Sorge um den schwerkranken Vater war, Trost und Stab sein. Ja, das waren trübe Frühlingstage, denen traurigere Zeiten folgen sollten. Der teure, über alles geliebte Vater siechte seinem frühen Ende entgegen; indem er zuviel für andere getan und gedacht hatte, hatte er seiner selber nicht geschont und starb an furchtbarer Krankheit. Aber der alte Gott lebte noch; er wußte Heilung für die Wunden, die er geschlagen, und das Bild des Vaters verklärte sich im Tode für des Kindes Herz, und noch heute steht er so teuer, so heißgeliebt mir vor der Seele. — Dann kamen die langen Lehr- und Wanderjahre. Nichts ist mir spielend leicht geworden, alles habe ich mir in ernster Arbeit erkämpfen, nichts ist mir in den Schoß gefallen, alles habe ich dem Leben und seinen Mächten abringen müssen. Aber doch war die Zeit so freundlich und schön durch Gottes Vatergüte. Wie viel Freundschaft, wie viel Liebe habe ich erfahren dürfen; wie viel Geduld mit meiner Schwäche, wie viel Langmut mit meinen Fehlern, meiner Zaghaftigkeit, Unentschlossenheit, Unzuverlässigkeit hat man mir entgegengebracht, und die Männer, denen ich viel Arbeit, Mühe und

Sorge gemacht habe, sie blieben mir immer treu und meine Freunde bis in diese Stunde hinein; einem vor allen habe ich zu danken, daß ich jetzt hier stehe. — Weiter war diese lange Zeit des Lernens eine schöne, freundliche Zeit des Lehrens. So manchen Jüngling habe ich erziehen dürfen, so manchem Schüler das Ideal des Lebens vor die Seele stellen können, an so manchen Schulen habe ich bisher unterrichten dürfen und mit so ganz besonderem Danke gegen Gott gedenke ich noch heute meiner Tätigkeit an den Schulen unseres Volkes, die mir so lieb war und mir so viel Freude machte, vor allen Dingen derjenigen an dem hiesigen Lehrerseminar. Wie unendlich viel unverdiente Liebe und Vertrauen haben mir meine Schüler entgegengebracht, und was mehr ist, sie haben die Treue gehalten bis heute her, die sie mir einst gelobten in begeisterter Stunde. — Und wollte es immer wieder einmal zu schwer werden, wollte ich manchmal verzagen, wenn ich bittere Erfahrungen machte, schmerzliche Enttäuschungen erlebte, die oft weher tun, als äußeres Leid, wenn ich immer wieder hinter dem Glück und der hohen Freude anderer neidlos zurückstehen mußte, wenn ich Lieblosigkeit und Undank erntete für mein bestes Wollen, wenn mir die, welche ich so sehr lieb hatte, am wehesten taten durch den bittersten Schmerz, durch Untreue, so machte ich doch immer wieder meine heiligste Erfahrung: „Der alte Gott lebt noch!“ — Da wurde es auch in diesem Jahre wieder Frühling; die Winterstürme wichen, und überall hin kam neues Leben, neue Freude. Aber mir brachte er schweres Leid, den Tod meines liebsten Freundes. Öde und leer war mir das Leben, öde und leer mein Herz, als ich so unendlich viel Liebe und Treue da draußen in kalter Kirchhofserde betten mußte. Ich klagte so kleinmütig, Gott hat mir zu viel genommen. O nein, Gott nimmt nie, ohne auch wieder zu geben; er gibt über Bitten und Verstehen, unendlich reich und herrlich. Denn was mir auch das Leben genommen hat, was es mir auch nicht gehalten an dem, das es mir versprochen, nun ist alles, alles so überreich ersetzt in dieser Stunde, da ich es aussprechen darf dies eine Wort: „Meine Gemeinde!“ Ja, jetzt bist du der Inhalt meines Lebens, jetzt bist du mein bester Freund, jetzt bist du der Reichtum meines Daseins, jetzt bist du mir angelobt und anvertraut für Zeit und Ewigkeit; jetzt bist du mein.

Die Pflicht.

Aus der Predigt zur Eröffnung des Instruktionskursus moderner evangelischer Jugendarbeit veranstaltet vom Bund deutscher Jugendvereine in Berlin im Mai 1911.

1. Korr. 13, 13: „Nun aber bleibet Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei; aber die Liebe ist die größte unter ihnen.“

Das ist es ja, was uns Christen von der Welt da draußen unterscheidet, daß wir nicht eine Sonntagsstimmung von Loben und Preisen kennen und am Alltag mürrisch, verdrießlich, nervös unsern Weg gehen. Wir können und wollen von jedem Tage, auch von dem ernsten, grauen Arbeitstage, auch von dem Tage schwerster Pflichterfüllung sprechen: „Dies ist der Tag, den der Herr gemacht hat.“

Schade, daß der Jubilatesonntag in diese kirchlich so stille, so unfruchtbare Zeit fällt, schade, daß er seine Glocken nicht hineintönen lassen kann in eine nach Tausenden zählende Gemeinde, schade, daß man sie alle nicht zurückrufen kann von ihren Wanderungen in Gottes schöner Frühlingswelt, hinein in unsere Kirche zum Jubilategottesdienst, nicht um ihnen ihre Freude an der Natur zu zerstören, sondern um sie genußfähiger zu machen an den Gaben Gottes. Denn nur der religiöse Mensch, dem auch die Frühlingszeit ein Bild und Gleichnis ist von der Liebe Gottes, kann sie in vollen, heißen, durstigen Zügen genießen.

Laßt uns aber in dieser Stunde der Andacht nicht verweilen bei dem, was Gott dem Einzelnen gab, sondern bei dem, was die größten und heiligsten Güter unseres Volkes sind, wie reich unser deutsches Volk noch ist. Was ich meine? Nein, wahrlich nicht seine Heere, seine Schiffe, seine Finanzen, was weiß ich davon, auch nicht seine Kunst und Wissenschaft; ich weiß noch etwas Besseres; auch nicht seine Erfindungen und Entdeckungen; ich weiß noch etwas Schöneres; auch nicht seine Städte altersgrau, seine Millionenzentren; ich weiß noch etwas Größeres; auch nicht seine Ströme, seine Berge und auf den Bergen die Burgen und seine Wälder und Meere; ich weiß noch etwas Herrlicheres . . . . . . ich meine seine Jugend, die deutsche Jugend, unsere Jugend, an die wir glauben, auf die wir hoffen, und die wir lieben, über alles lieben. Jubilate: „Herr Gott, dich loben wir, Herr Gott, wir danken dir“ . . . für unsere Jugend.

Unsere deutsche Jugend, ja wir glauben an sie, wir vertrauen ihr, wir vertrauen ihrem Worte, wir vertrauen ihrem guten Willen, wir vertrauen ihren guten Kräften und Keimen. Es liegt in unserer deutschen Jugend noch ein gesunder, frischer Kern, gerade in unserer Jugend aus dem deutschen Volke, sie hat noch Gemütswerte und Ideale, nur muß das alles geweckt, gepflegt und erhalten werden, sie hat noch Begeisterungsfähigkeit für alles Große, Gute und Schöne, nur muß ihrer Begeisterung der rechte Inhalt gegeben werden. Unsere deutsche Jugend ist nicht verroht, nicht verkommen, nicht dekadent; ich lebe mit ihr schon seit 15 Jahren; sie bildet den Inhalt meines Lebens, meines Denkens, Arbeitens. Ich kenne sie besser, als tausend und aber tausend Menschen. Ihr meint, meine Freunde, ich schwärme, ich hätte einen zu großen Optimismus, der mich alles in rosenrotem, verklärtem Lichte sehen läßt, so daß ich den festen Boden unter meinen Füßen verliere. Was tut's? Dann will ich schwärmen in einem mir von Gott gegebenen, unverwüstlichen Optimismus. Habt ihr schon einmal etwas Großes und Gutes werden sehen ohne jene von Gott gegebene, auf Gott sich gründende, durch Gott gesegnete Freudigkeit? Ja, geht nur an irgendeine Sache und Aufgabe eures Lebens, an ein Geschäft in eurem Familienleben, in eurer Vereinstätigkeit, an eine Freundschaft, an euer Vaterland mit griesgrämigem Pessimismus, der nur nörgeln und kritisieren kann und nichts mehr vom Vertrauen weiß, und seht, ob ihr auch nur etwas erreicht, oder ob ihr auch nur einen Hund hinter dem Ofen herauslockt.

Doch halt! Ihr schüttelt bedenklich den Kopf; hört und liest man nicht immer wieder von so traurigen Taten der Jugend? Ist sie nicht doch verroht, sittlich verwahrlost? Weißt du nichts von der Statistik, die in Zahlen fassen kann, wie viele jugendliche Verbrecher es gibt, die erzählt, wie voll die Jugendgefängnisse sind? Geht, meine Freunde, was kümmert mich Statistik? Zahlen beweisen nichts! Wenn zwei dasselbe tun, so ist es nicht dasselbe. Mit dieser einfachsten Lebenstatsache schlage ich die Statistik aus dem Felde und nehme ihr das Recht, mit Menschenherzen gleichsam Mathematik zu treiben. Mathematik ist eine exakte Wissenschaft, und das Menschenherz ist ein trotzig und verzagtes Ding, voll Sehnsucht und Hoffnung, voll Sturm und Ebb' und Flut, und manch' eine schöne Perle in seiner Tiefe ruht. Was hat Mathematik mit dem Menschenherzen zu tun? Gewiß gibt es viele schlecht handelnde junge Menschen, die vor einem Verbrechen nicht zurückschrecken, aber brauchen sie deshalb schon schlecht zu sein? Geht diesen Armen nach und seht, aus was für Verhältnissen sie stammen, wie wenig Liebe sie erfahren haben, wie sie ihre Eltern kaum gekannt, wie in den Kreisen, in denen sie aufgewachsen sind, nichts heilig war, wie alles, was sonst einem jungen Menschenherzen lieb ist, mit Füßen getreten ward. Es gab keinen Gott und keine Gottesliebe, keinen Heiland und keine Heilandsliebe, keine Eltern und keine Elternliebe, es gab keine Freude, kein Glück, keinen Sonnenstrahl, es gab kein Brot, keine warme Stube, ja — kein reines Bett. Was haben diese armen Kinder schon durchgemacht und erfahren, mehr als du, mein Bruder, meine Schwester, mehr als wir überhaupt ahnen. Ja, eine verwahrloste Jugend, weil niemand sie bewahrt, verwahrt hat. Herr Gott, was müßten wir geworden sein, wie gut, wie rein, wie edel, wie treu, denn wieviel Liebe haben wir genossen, und wie zart hat man unsere Kinderträume und unser Jugendglück bewahrt! Und sind wir so geworden? Ich nicht, ich wahrlich nicht. Was weiß die Statistik davon zu melden? Ja, an unserer verwahrlosten Jugend ist viel gesündigt worden. Und wer an ihr gesündigt hat? Nicht nur die Eltern, nicht nur die traurigen Verhältnisse, nicht nur das harte Leben, nein auch wir, du und ich, wir alle, die wir uns Christen nennen, die wir das Vaterland lieb haben, die wir Freunde unseres Volkes sein wollen. Ja, welche Unterlassungssünden sind getan worden; ich klage dich an, ich klage mich an, ich klage unsre Kirche, unsern Staat an, ich klage sie alle an, die sie meinen, Wichtigeres zu tun zu haben, als für unsere Jugend zu sorgen, die sie so viel schöne Kraft, so viel gesunden Idealismus, so viel Arbeitsfreudigkeit verzetteln und vergeuden in allerlei Nebensächlichkeiten und Äußerlichkeiten, mit allerlei Streitereien und Kritisieren, mit allerlei Verschwendung der Kraft im Kampfe gegen alberne Schwätzer. Ja, es bleibt doch wahr, wir haben oft gehandelt wie der Schriftgelehrte und Levit im Gleichnis vom barmherzigen Samariter, die vorübergingen, als sie den Unglücklichen im Chausseegraben halbtot liegen sahen, die vorübergingen, weil sie meinten, Wichtigeres zu tun zu haben, als jenem beizustehen! Und der halbtot daliegt, geschlagen von dem Moloch Großstadt, ist — unsere Jugend. Es ist so namenlos traurig, daß das Sprichwort wörtlich gilt, hört

ihr, wörtlich: „Es muß immer erst ein Kind in den Brunnen fallen, ehe er zugedeckt wird." Hier tut es leider ein Esel oder ein Hund nicht, sondern ein Jugendleben muß es sein. — Aber gemach, gemach! Wo bleibt denn deine Jubilatestimmung, wo ist denn dein von Gott gegebener Optimismus? Ja meint ihr, meine Freunde, daß von Gott gegebener Optimismus verlogene Schönfärberei ist? Wahrer Optimismus sieht tief und ist unbestechlich, wahrhaftig, und deckt Fehler und Schwächen und Sünden rücksichtslos auf, aber er verliert eines nicht, und das ist die Hoffnung. Im Gegenteil, je größer der Ernst ist, je trüber die Erfahrungen sind, desto größer ist die Hoffnung, die bleibt; ich möchte sagen der Trotz der Hoffnung: nun erst recht, nun erst recht will ich versuchen, meine Pflicht zu tun, nachzuholen, was versäumt ist.

Freilich Arbeit auf Hoffnung ist es, Säemannsarbeit, Zukunftswirken. Ob wir selber die Früchte schon sehen werden und uns über sie freuen werden, wer kann das sagen? Auf die Augenblickserfolge darf man nicht viel geben; wichtig ist erst die Zeit, wo der Same aufgeht und Früchte bringt. Unsere Jugend wird heute später reif als früher, sie kommt später aus der Sturm- und Drangsalsperiode heraus als früher, eben weil zu viel Stürmen und Drängen in unserer Zeit ist, weil sie so wenig innerlich zur Ruhe kommt. Unsere Jugend hat es schwerer, viel schwerer als wir es früher gehabt haben, bis in ihr „fertig ist der Mann, und er sich selbst besiegen kann". Was tut's? Wollen wir deshalb nicht unsere Pflicht tun, weil wir sie nur auf Hoffnung tun können? Wollen wir deshalb müde werden, weil wir keine handgreiflichen, zahlenmäßigen Erfolge sehen? Denn die Beteiligung an unsern Vereinen als solche oder das Abonnieren auf ein Blatt sagt an und für sich noch nichts. Wollen wir deshalb verzagen und verzweifeln, weil eisigkalte Winde über die junge Saat hinweg ziehen und es so oft wahr wird: „Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht, er fiel auf die Blaublümelein, sie sind verdorben, gestorben"? Nein und tausendmal nein, das ist Christenadel: wir können manches verlieren, aufgeben, ändern, neu anfangen, einsehen müssen, daß wir es falsch gemacht haben, nur eins können wir nicht verlieren: unsere Hoffnung.

Unsere Liebe zur Jugend ist unser Adel, und „Noblesse oblige". Ja, wir haben dich lieb, du deutscher Junge, in deiner frischen, freien Art, in deiner überschäumenden, ja übermütigen Freudigkeit, wir lachen mit dir, wenn du lachst, dein Lachen klingt so schön und tut unserm Herzen so wohl; wir lachen über dich, sei nicht böse, wenn du über die eigenen Füße fällst und schnell wieder aufstehen kannst. Wir weinen mit dir, wenn das Leben dir zum ersten Male weh getan hat und so leidenschaftlich dein Herz sich aufbäumt vor Schmerz und Enttäuschung; wir weinen über dich, wenn du abgeirrt bist vom rechten Wege und hast dir und den Deinen und uns so weh getan, wenn du den Anfechtungen und Versuchungen nicht gewachsen warst, wir sind dir nicht böse, wenn wir auch traurig sind, sehr, sehr traurig, denn wir haben dich ja so von Herzen lieb. Deine Freude ist unsere Freude, du glücklicher, fröhlicher Junge, dein Leid ist unser Leid, du armer, armer Junge.

Geh', mein Bruder, meine Schwester, und frag dich, was hast du von unserer Jugend, und was hat sie von dir? Nichts? Wohlan, so geh und suche dir ein armes Kind in deiner Nachbarschaft; hast du sein bleiches Gesicht auf der Straße gesehen? Was hast du an unserer Jugend, und was hat sie von dir? Viel? Wohlan, so geh und lebe ihr weiter, und laß noch tiefer deinen Glauben, deine Hoffnung, deine Liebe sein.

Kommt, laßt uns unsern Kindern leben!

Zum Gottesdienst auf dem Kinderspielplatz auf einer Elbinsel.

Jesu, meines Lebens Leben, meines Herzens höchste Freud,
Dir will ich mich ganz ergeben in der Zeit und Ewigkeit.
Meinen Herrn will ich dich nennen, und vor aller Welt bekennen,
Daß ich dein bin und du mein; ich will keines andern sein.
Amen.

Gnade sei mit euch und Friede von Gott, unserm Vater, und unserm Herrn Jesus Christus.

Gott zum Gruß, du liebe Gemeinde von St. Pauli, beim ersten Gottesdienst unter Gottes freiem, weitem Himmel. Gott segne uns diese Andacht und schenke uns viele solche Gottesdienste! — Ja, die Gemeinde von St. Pauli ist im besonderen der Verwaltung des großen Kinderspielplatzes am Köhlbrand dankbar, daß sie diesen Gottesdienst veranlaßt hat. So durfte die Gemeinde von St. Pauli wie mit manchen Dingen, so auch mit den Gottesdiensten im Freien den andern Gemeinden Hamburgs vorangehen und das ins Leben rufen, was man in andern Städten schon längst kennt: die Anbetung Gottes in der Natur durch eine dankende, lobsingende, andächtige Gemeinde. Denn wahrlich solche Gottesdienste im weiten Tempel der Natur haben neben den Gottesdiensten in unsern Kirchen ihre volle Berechtigung. Gewiß, die Gemeinde wird sich immer wieder vom Rufe der Glocken hingezogen fühlen in ihr altes, schönes Gotteshaus, und wir St. Paulianer hängen ja mit besonders inniger Liebe an unserer alten, trauten, schlichten Kirche, die von den Vätern einst in der Zeit der höchsten Not erbaut uns ein Zeichen von der Väter frommen heiligen Brauche ist. Schande über die Gemeinde, die ihr Gotteshaus nicht ehrt und nicht liebt und ihm nicht die Treue hält! — Aber so sehr wir St. Paulianer an unserer Kirche hängen — wahrlich sie steht nicht leer und verwaist da, wann immer die Glocken zur Andacht rufen — wahrlich wir freuen uns von Herzen, wenn sie nun bald in ihrem neuen schönen Gewand die Pforten uns wieder öffnet —, die Andacht der evangelisch protestantischen Gemeinde hängt nicht von einer Kirche, nicht von irgendeiner geweihten Stätte ab, und immer wieder soll es dem evangelisch protestantischen Gewissen zum Bewußtsein gebracht werden, was der Apostel sagt: Gott wohnt nicht in Tempeln von Menschenhänden gemacht. Gott ist überall da auf dem weiten, weiten Erdenrund, wo du es fühlst, du stehst in deines Gottes Hand, du bist sein Kind, du bist ihm nicht zu klein, zu sündig, zu gering; Gott ist überall da auf dem weiten, weiten Erdenrund, wo das Bekenntnis selig klingt: „Vater unser, der du bist im Himmel“, und wo wir ihn anrufen: „Abba, lieber himmlischer Vater“. Gott ist in deinem Gebetskämmerlein, Gott ist in deinem Kontor, in Deiner Werkstatt, Gott ist in dem Zimmer, wo deine Kinder spielen, Gott ist bei dir am Krankenbett deines Kindes, Gott steht mit dir an den Gräbern deiner Lieben, Gott ist bei dir an den Stätten besonders schwerer Arbeit; du bist nie allein. „Fürchte dich nicht, ich bin mit dir; weiche nicht, denn ich bin dein Gott“, spricht Gott. Ja, Gott ist überall auf dem weiten, weiten Erdenrund, Gott ist — hier!

Schau um dich, mein Bruder, meine Schwester. Predigt dir nicht die ganze dich umgebende Welt und an dieser Stätte mehr und heiliger und eindringlicher: hier ist Gott, der Ewige, der Allgewaltige, der Vater unser Aller, der die Menschenherzen und Menschengeschicke lenkt wie Wasserbäche; ach, kaum daß du die Worte deines Predigers nötig hast. — Sieh, da wölbt sich über dir der Himmel, und wie ist der Himmel so weit, so weit, und so weit du wanderst, so weit werden mit dir die Wolken ziehen; und doch ist dieses lichte Himmelsgewölbe nur eine dünne Wolkenschicht, und hinter ihr dehnt sich unermeßlich weit in die grenzenlose, bodenlose Unendlichkeit der Weltenraum und ungezählte Weltenkörper wandeln nach ewigen Gesetzen ihre Bahnen. Wie? mein Christ, kannst du dich nicht gerade an dieser Stätte, unter Gottes freiem Himmel, einmal hineindenken in die Ewigkeit, in die Unendlichkeit? Dich schaudert! Ein Frösteln zieht durch deine Seele! Ach wie klein, wie unaussprechlich klein sind wir! Nimm doch das weiße Körnchen aus dem Sande; du bist im Weltenraum nicht mehr, als dieses Steinchen auf dem weiten Platz! und doch, und doch: dieser ewige, allgewaltige, unendliche Gott, der die Millionen von Weltkörpern lenkt und leitet, der die Sonne aufgehen und untergehen läßt, ist dein und mein Vater; es ist auch ein jedes Haar auf unserm Haupte gezählt und ohne seinen Willen fällt kein Sperling vom Dache; sei stille dem Herrn; „der Wolken, Luft und Winden gibt Wege, Lauf und Bahn, der wird auch Wege finden, die dein Fuß gehen kann“. „Um Erden wandeln Monde, Erden um Sonnen und alle Sonnenheere um eine große Sonne: Vater unser, der du bist im Himmel.“ — Schau um dich, mein Bruder, meine Schwester. Sieh, aus der Ferne grüßen dich die Türme unserer geliebten Vaterstadt. Ja, hier an dieser Stätte soll es stolz dir zum Bekenntnis werden: „Stadt Hamburg an der Elbe Auen, wie bist du herrlich anzuschauen mit deiner Türme Hochgestalt und deiner Schiffe Mastenwald. Heil über dir, Hammonia!“ Wir haben dich lieb, sehr lieb, du alte, schöne Vaterstadt, wo unsere Lieben, wo unsere Arbeit und Sorgen, unsere Leiden und Freuden wohnen. O erzählt dir der Anblick des ragenden Städtebildes nicht, wie Gott „im Regiment sitzt und führet alles wohl“; ja was für Stürme sind über die Stadt dahingebraust während der 1000 Jahre ihres Bestehens: Feinde haben sie belagert; die Feuersbrunst hat sie furchtbar verheert; die Seuche ist schaurig durch ihre Häuser und Gassen gezogen. Und doch bist du immer wieder, mein Hamburg, einem Phönix gleich aus deiner Asche emporgestiegen; und doch war das Herzeleid, das dein Gott dir sandte,

zu deinem Segen; denn deine Bürger sind erstarkt, ein Geschlecht ist dir erstanden, das unserm Vaterlande Ehre macht, und um seinetwillen gilt das Wort unseres Kaisers mit Recht: Hamburg allezeit voran; ein Bürgertum lebt in dir, das es mit Stolz bekennen kann: „Mein Feld ist die Welt.“ Erzählt euch, meine Freunde, der Anblick unseres Hamburg nicht von dem Gott in der Geschichte, dessen Wege unbegreiflich, dessen Gerichte unerforschlich sind, aber von dem und durch den und zu dem alle Dinge sind; ihm sei die Ehre in alle Ewigkeit! — Schau um dich, mein Bruder, meine Schwester; sieh dort fließt der gewaltige Strom und eilt dem ewigen Meere zu; sieh die Straße, die die Erdteile verbindet, sieh die Wogen, die die Riesenleiber der Schiffe tragen. Sollen wir nicht staunend still stehen vor dem Meisterwerke menschlicher Arbeit und Kraft! Ja Großes hat der Mensch ersonnen, gedacht, geschaffen, und doch erbärmlich klein würde der „große“ Mensch sein, würde er in seinem Hochmute sich selber überheben. Das ist das Vorrecht wahrhaft großer Seelen im Gegensatz zu den Schreiern, die eben nicht anders können, als schreien, daß jene fromm sind: „An Gottes Segen hat alles gelegen.“ Er hat dem Menschengeiste Licht und Kraft gegeben; groß und edel steht der Mensch nur durch Gott da; mit Gott ist der Mensch alles, ohne Gott nichts! — Mit Gott alles! seid getrost, so rufen wir in dieser Stunde den tapferen Seeleuten zu, die hinausziehen an ihren schweren Beruf, so rufen wir es den deutschen Männern und Frauen zu, die aus der Heimat wandern, um in der Ferne sich eine neue Heimat zu gründen. Ja, euch mögen die Herzen schwer sein vom herben Abschiedsweh, wenn ihr in diesem Augenblick als letzten der Türme Hamburgs unsere St.-Pauli-Kirche grüßt, aber seid getrost, Gott ist mit euch, und wo Gott ist, da kann euch auch in der fernsten Fremde eine Heimat werden. „Ein feste Burg ist unser Gott, ein gute Wehr und Waffen; er hilft uns frei aus aller Not“; Gott beschirmt euch in der Ferne, Gott beschirmt eure Lieben in der Heimat. Wie, meine Lieben, predigt euch diese Stätte der Anbetung beim Hinblick auf unsere Elbe, auf die Straße, die die Weltenländer und Weltenmeere miteinander verbindet, nicht von dem Gott, der sich im Menschenleben wunderbar offenbart? — Aber diese Stätte unseres heutigen Gottesdienstes hat uns noch etwas anderes zu zeigen als den Gott der Ewigkeit, als den Gott der Geschichte und der Menschengeschicke. Hier auf dem großen Kinderspielplatz unserer Gemeinde soll uns der entgegentreten, in dem sich Gottes ganze Vaterliebe, sein ewiges Erbarmen und seine Gnade uns geschenkt hat, Jesus Christus, unser lebendiger Herr; hier an dieser Stätte, wo in den sommerlichen Tagen tausend und aber tausend Kinder jubeln und fröhlich sich tummeln, müssen unsere Augen unwillkürlich auf den großen Kinderfreund gerichtet sein, in dessen Sinn und Geist allein diese Liebestätigkeit an den Kindern unserer Gemeinde geübt werden kann, Jesus, unser lebendiger Herr, der uns immer wieder neue Liebe zu den Kindern unseres Volkes ins Herz geben will. — Wohlan, was unser Herr den Kindern gewesen ist und noch heute ist, was wir den Kindern auch deshalb sein sollen, was aber die Kinder auch uns sein können, das soll uns das bekannte Wort heiliger Schrift sagen. Vernehmt daher dasselbe, wie wir es aufgezeichnet finden im Evangelium Marcus, daselbst im 10. Kapitel vom 13. Verse an folgendermaßen lautend:

„Und sie brachten Kindlein zu ihm, daß er sie anrührte; die Jünger aber fuhren die an, die sie trugen. Da es aber Jesus sah, ward er unwillig und sprach zu ihnen: Laßt die Kindlein zu mir kommen, und wehret ihnen nicht, denn solcher ist das Reich Gottes. Wahrlich ich sage euch: wer das Reich Gottes nicht empfähet als ein Kindlein, der wird nicht hinein kommen. Und er herzte sie und legte die Hände auf sie und segnete sie.“

Amen.

Kommt, laßt uns unsern Kindern leben.

1. Laßt uns gegen die Kinder Jesus-Gesinnung haben, und
2. gegen Jesus Kinder-Gesinnung haben.

I.

Der verlesene kurze Textabschnitt, meine andächtigen Freunde, der uns von Jugend auf vertraut und lieb ist, entrollt das freundlichste Bild vor unsern Augen, das die Geschichte der Menschheit kennt. Jesus, der größte Held, der je über diese Erde gegangen ist, der eine ganze alte Welt aus ihren Angeln gehoben hat und der Riesenmacht der Sünde den Krieg erklärt hat, ruft Kinder zu sich. Jesus, der gelebt hat ein „Bürger kommender Jahrtausende“, der sich völlig eins fühlte mit dem Gott der Ewigkeit, daß er nicht nur Gottes Sohn genannt werden konnte, sondern es in Wirklichkeit auch war, spielt mit Kindern. Jesus, der Heiland und Erlöser, der für alle Mühseligen und Beladenen selbst in ihren schwersten Lasten Linderung und Erleichterung wußte, segnet und herzt die Kleinen! — Seht, wie sie auf ihn zulaufen; seht, wie die Eltern und Erzieher mit ihren konventionellen Bedenken, mit dem gerade für Kinder so lästigen Zwang sie nicht zurückzuhalten vermögen. Kennen denn die Kinder ihn? Haben sie keine Furcht? Woher haben sie denn den Mut, zu dem fremden Mann zu gehen? Ach, Kinder können viel besser in den Augen lesen, hören viel feiner die Sprache des Herzens, als Erwachsene; Kinder wissen ganz genau, wer sie lieb hat. Das ist wohl der Kinder Gabe, die ihnen noch anhaftet aus einer besseren Welt. —

Meine Freunde, das Bild, das unser Text uns zeigt, hat sich noch nie so schön, so lebenswahr wiederholt im Laufe der Jahrtausende; wann haben die großen Helden, die großen Weisen, die großen Lehrer der Menschheit sich jemals um die Kinder gekümmert? Sie haben sie gar nicht gesehen! Denkt euch einen Friedrich den Großen, oder einen Philosophen, wie Kant, mit Kindern spielen! Neulich sah ich ein Bild, wo Napoleon I. dargestellt war im Kreise spielender Kinder; der Maler hatte schmeicheln wollen; es war alles nur Schauspielerei und Pose. Wann hat Napoleon I. je für Kinder, wann jemals kindlich gefühlt? Das ist es, was uns die gewaltige Persönlichkeit des Herrn menschlich so nahe bringt, daß er, der Größte, Sinn hat für das Kleinste. Dem Herrn war nichts so sympathisch, als Kinder und Blumen. Darum

dürfen auch wir ihm nahen mit unseres Herzens kleinsten Freuden und Sorgen. —

Aber, meine Freunde, das Bild, das sich in unserm Texte uns entrollt, so lieblich es ist, so gewaltig ist es auch; es stellt einen weltgeschichtlichen Moment dar! Denn in dieser Stunde, davon unser Text redet, ist die heilige Liebespflicht der Menschheit gegen die Kinder geweckt und geboren worden. Die ganze alte Welt, so herrlich sie gewesen sein mag, weiß von dieser Liebespflicht nichts, höchstens daß Eltern ihre Kinder geliebt haben, aber auch noch mit Unterschied, besonders die gesunden, starken und schönen Kinder. Die heilige Liebespflicht der Menschheit gegen Kinder, gegen alle Kinder, ohne Unterschied, ob die eigenen oder fremden, ob gesunde oder kranke, ob reiche oder arme — ob eheliche oder uneheliche, hat erst Jesus in die Welt gebracht. Ach, das weiß das Geschlecht unserer Tage nicht, oder will es nicht wissen, wie ja alles Edle, Große und Erhabene, das unsere Welt von der alten Welt unterscheidet, von Jesus und von niemand anders stammt. Jesus ist der Erbauer der Krankenhäuser, indem er zuerst barmherzige Liebe geschaffen hat; Jesus ist der Schöpfer jeder wahren Wissenschaft, indem er zuerst der Wahrheit die Gasse gebrochen hat; Jesus ist der Erwecker der Freiheit, Brüderlichkeit und Gleichheit; er hat die Menschen frei gemacht, indem er sie an Gott gebunden hat; er hat die Menschen zu Brüdern gemacht, indem er sie alle zu Kindern eines Vaters in der Höhe adelte; er hat die Menschen gleich gemacht, indem er alle Schranken zwischen Gott und Menschen eingerissen hat. Jesus ist der Schöpfer aller wahren Wohltätigkeit, aller sozialen Arbeit, die ohne seinen Geist und seine Gesinnung nicht möglich ist; so ist er auch der Schöpfer der schönsten Wohltätigkeit und der wertvollsten sozialen Arbeit, des Wirkens an den Kindern. — Denn seht, solche Liebe und Pflicht an den Kindern geht aus der Grundlehre alles Christentums hervor, aus der Lehre von dem unendlichen Wert einer Menschenseele. Von der Stunde an, davon unser Text redet, ist die Menschheit zur Arbeit und zur Liebe an den Kindern verpflichtet, wenn anders sie eine christliche Welt sein und dem Herrn gehören will.

Und wie soll sie ihre Pflicht an den Kindern erfüllen? Ganz gewiß zuerst und zumeist dadurch, daß sie die Kinder zu Jesus bringt, daß sie ihnen nicht wehrt, zu ihm zu kommen; das versteht sich ja eigentlich ganz von selbst; fast ist es eine Beleidigung, solches erst Christen ans Herz zu legen. Erzähle nur deinen Kindern oder auch fremden Kindern, derer du dich annimmst, von Jesus, sie werden dich schon verstehen, auch wenn sie noch nicht zur Schule gehen, sie ahnen schon etwas von der Gewalt und der Liebesmacht des Herrn, ja sie gewinnen ihn persönlich lieb. Das ist ja der eigenartige Zauber, der von der Person des Herrn ausgeht, daß der Weiseste der Weisen ihn nicht auszudenken vermag, und daß Kinder ihn von Herzen lieb gewinnen können; ja es bleibt dabei: „Was kein Verstand der Verständigen sieht, das ahnet in Unschuld ein kindlich Gemüt.“ Dies ist unsere heilige Pflicht, die Kinder zu Jesus zu bringen, im Elternhause, in der Schule, im Konfirmandenunterricht. Denn was soll das Ziel aller Erziehung sein? Doch nichts Weiteres, als die sittlich-religiöse Persönlichkeit zu schaffen, die da weiß, was sie will, die sich selber und dem Herrn treu bleibt, und die im Kampfe des Lebens siegt. Wie will man aber Persönlichkeiten schaffen, ohne die Einwirkung der größten Persönlichkeit, der Persönlichkeit unseres Herrn? Gebt den Kindern Jesum! Das ist der einzige Inhalt alles Religionsunterrichtes, ja aller Erziehung zum wahren Menschentum. Ach, ihr Stubengelehrten, wehret den Kindern nicht, zu Jesus zu kommen. Meint ihr wirklich, man könnte Kinderherzen genug tun mit kalten, öden Naturgesetzen; meint ihr wirklich, man könnte Kinderherzen erziehen mit Kunst und Ästethik, meint ihr wirklich, man könnte Kinderherzen begeistern durch die Helden und Dichter der Sage und der Geschichte oder durch eure eigene liebwerte Persönlichkeit? Glaubt mir, es wird den Kindern „von all dem so dumm, als ginge ihnen ein Mühlrad im Kopfe herum“. Laßt die Kinder ihren Freund finden! Nichts Schöneres weiß ich mir auf Erden, als wenn Kinder singen: „Ich bete an die Macht der Liebe, die sich in Jesu offenbart.“ Wißt ihr, was ein Wunder ist? Das häßlichste, das verkommenste, das elendeste Kind wird schön, wenn es von Jesus hört und redet! —

Aber, meine Freunde, dadurch unterscheidet sich das Christentum von allen anderen Religionen, daß wir nicht nur in Verehrung und bewundernd auf den Gründer unseres sittlich-religiösen Lebens blicken sollen und ihm nur zu danken hätten, was er für uns getan und noch heute für uns tut, sondern über all den Taten unseres Herrn, selbst über seinen gewaltigsten Taten, steht das Wort geschrieben: Folget mir nach; lernet von mir; ein Beispiel habe ich euch gegeben, daß ihr tun sollt, wie ich euch getan habe. Wohlan, so wollen auch wir rufen: Lasset die Kindlein zu uns kommen; wir wollen euch lieb haben, wollen für euch sorgen und arbeiten, wir wollen den Kindern leben! Werden sie zu uns kommen? Ja ganz gewiß, und sie werden sich durch nichts und durch niemand zurückhalten lassen, wenn wir nur ein Herz für sie haben, wenn wir ihnen nur Jesu Gesinnung entgegenbringen. Und sollten wir unsere Kinder nicht lieb haben, die Kinder unseres Volkes, die Kinder unserer Gemeinde St. Pauli sind unserer Liebe wert; wir glauben an die Reinheit ihrer Herzen, an ihre Liebe, an ihre Dankbarkeit, an ihre Begeisterungsfähigkeit. — Ein Volk hat kein heiligeres Besitztum als seine Jugend; ein Volk hat keine heiligere Pflicht, als seiner Jugend zu leben. So sagte neulich ein Inspektor unseres Waisenhauses bei einem Vortrage im St. Paulianer Gehilfenverein: Die Arbeit an den Kindern ist die wichtigste soziale Arbeit; alle andere Arbeit ist ein Tropfen auf einem heißen Stein; gewiß ist es gut und schön, wenn man den Alten und Müden die Wunden verbindet, die das Leben ihnen geschlagen hat, aber den Kindern sollen wir leben, sollen wir alles sein. Und ich setze hinzu: es kann nicht genug getan werden für unsere Kinder; wir wollen nicht nur für sie arbeiten, für sie sammeln, für sie sorgen, nicht nur mit ihnen spielen, sie pflegen, sie erziehen, sondern wir wollen für sie leben. Kommt, laßt uns unsern Kindern leben, wie einst der größte Pädagoge des vorvorigen Jahrhunderts gerufen hat. — Ich kann mich immer betrüben, wenn reiche Leute so viel Geld für Kunst und Wissenschaft, für den Schmuck der Städte und der Gebäude, für allerhand Möglichkeiten und Unmöglichkeiten haben, und wenn die, die für

die Kinder leben wollen, oft betteln gehen müssen um die nötigsten Mittel und dann oft ungehört abziehen müssen. Ja, freilich Arbeit an den Kindern prahlt nicht vor der Welt, wie schöne Gebäude und Kunstwerke; Arbeit an den Kindern ist bescheiden und still und ist nur eine Saat auf Hoffnung, die noch nicht gleich Früchte bringt. — Ich kann mich noch mehr betrüben, wenn man die Kinder entgelten läßt, was die Erwachsenen, was ihre Eltern uns vielleicht weh getan haben durch Enttäuschung, Undankbarkeit, Lieblosigkeit. Sind denn die Kinder schuld, wenn ihre Eltern an ihnen ihre Pflicht nicht tun, wenn sie gar schlecht sind; Kindern solcher Eltern wollen wir doch erst recht leben! — Am meisten kann ich mich aber betrüben, wenn man von Männern und Frauen oft reden hört: wir sind einsam geworden; wir haben nichts mehr zu tun; womit sollen wir unser Leben ausfüllen? Und das sagt man, wo es so viele arme, unglückliche, kranke Kinder gibt, so viele Kinder, deren Herzen so liebebedürftig sind, und die keine Liebe haben. Ja, blickt nur hin, da liegt unsere schöne glänzende Vaterstadt, so mächtig und so reich und die Sonne Christi leuchtet auch ihr: könnt ihr es denken, daß in ihr auch heute, auch zu dieser Stunde, Hunderte von Kindern leben, die keine Liebe haben? Wie eine Blume nicht gedeihen kann ohne Sonnenlicht, so kein Kind, wenn es keine Liebe hat, und wenn ein Kind zugrunde geht, eben weil es keine Liebe gehabt hat, ist daran nicht die Gesellschaft, die Gemeinde, sind daran nicht wir schuld, wir, die wir Christi Namen tragen? Wehe uns! — Kommt, laßt uns unsern Kindern leben! — So segne denn Gott unsere bescheidene Arbeit auf unserem Kinderspielplatz an den Kindern unserer Gemeinde. Von Jesu Geist beseelt, wollen wir hier den Kindern Luft, Licht, Liebe, neues Leben geben; hier sollen sie gesunden von der Sorge, die sie schon in ihrer Jugend kennen lernen mußten, hier sollen sich ihre bleichen Wangen röten, hier sollen ihre Lippen wieder lachen und jubeln lernen; hier sollen sie spielen und fröhlich und kindlich sein. Von Jesu Geist beseelt, wollen wir in der Treue an dieser Arbeit stehen und die Kinder zu tausenden und zu zehntausenden rufen, und wenn man es uns schwer macht, wenn wir Enttäuschungen erfahren, wenn wir keine Liebe und kein Verständnis für unsere große, schöne Sache finden — was tut's? Wir setzen erst recht unsere Kraft in Christentreue ein, und nicht mit Worten, sondern mit Taten, hören wir nicht auf, es hinauszurufen in unsere Gemeinde, in unsere große Stadt: Kommt, laßt uns unsern Kindern leben! —

2.

Aber kurz noch ein Zweites! Seht, das ist das Gesunde im Christentum, daß sich alles in ihm gründet auf Geben und Nehmen. Auch die Liebe, die wir den Kindern geben, werden wir wieder von ihnen nehmen; auch die Kinder sind der gebende Teil. Versteht mich recht, meine Freunde, nicht so meine ich es, als wollten und sollten wir Kindern nur Liebe geben, um wieder geliebt zu werden, oder so weit wir von ihnen geliebt würden; nicht doch, dann würde unsere Christenliebe nur Egoismus sein, und — verzeiht den häßlichen Ausdruck — das wäre gerade Kindern gegenüber ein schlechtes Geschäft;

denn Kinder sind fast leidenschaftlich in ihrer Liebe und Zutunlichkeit, aber sie vergessen auch so leicht; Kinder können noch wenig denken, und darum auch wenig danken; es geht bei ihnen immer: aus den Augen, aus dem Sinn. Nein, so meine ich, sind die Kinder der gebende Teil, als wir von ihnen die rechte Gesinnung lernen dem Reiche Gottes gegenüber, unserm Herrn gegenüber. „Im Lehren lernen wir", so hat ein alter Weiser gesprochen, das muß Grundsatz jedes ernsten Lehrers und Erziehers sein, und das gilt ganz besonders unsern Kindern gegenüber: indem wir ihnen in der Liebe dienen, sie auf den rechten Weg leiten, ihnen die Gesinnung Jesu entgegenbringen, ihnen leben, werden sie selber unbewußt auch unsere kleinen Lehrmeister sein, wie der Herr sie einst selber seinen Jüngern vorgestellt hat: „Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder, so könnt ihr nicht in das Himmelreich kommen", oder wie er in unserem heutigen Texte sagt: „Den Kindern ist das Reich Gottes. Wahrlich ich sage euch: wer das Reich Gottes nicht als ein Kindlein empfängt, der wird nicht hineinkommen." Nicht wahr, meine Freunde, hier ist das Reich Gottes verstanden als ein vorhandenes Reich, das mitten unter uns ist, und in dem wir leben können während unseres Erdenwandels; es ist hier nicht als ein Reich verstanden in einer zukünftigen Welt, von der wir nichts wissen können und nichts wissen sollen. Ja, darum ist es ja so wahr: „o selig, o selig, ein Kind noch zu sein," weil die Kinder noch Bürger sind im Reiche Gottes, wenn sie auch arme Menschenkinder sind. Wie fröhlich wandeln sie ihre Wege, wenn auch ihr Leben oft noch so traurig ist, wie sind sie so leicht zufrieden gestellt, wie sind sie so leicht zu erfreuen, was für ein wundervolles, reiches Vertrauen bringen sie dem lieben Gott entgegen, was für ein feines Verständnis haben sie für die Persönlichkeit des Herrn, wie schnell und selig fliegen ihre Herzen den Menschen zu, die sie lieb haben; da ist kein Mißtrauen, kein Zweifel: und wenn sie Unrecht getan haben, so sind sie dennoch nicht Sklaven ihrer Sünde. O, meine Freunde, Jesus, der große Kinderfreund, der die Kinder über alles geliebt hat, ist nicht der Urheber der furchtbaren Lehre, als ob die Kinder vom ersten Atemzuge an schon völlig verderbt sind, schon schuld sind an Adams und der Menschheit Sünde, schon zur ewigen Verdammnis bestimmt sind. Wenn das die reine Lehre des Christentums ist, dann steht der Herr hier, wie in so manchen Dingen, mit der reinen Lehre auf schlechtem Fuß, da er so an das Kinderherz geglaubt hat; wehe ihm, wenn er heute lebte, er könnte vielleicht wegen seines Unglaubens verketzert werden. —

Ach, wie ist uns doch im großen Leben mit seinem Staub und seiner Sonnenglut, mit seinen Sorgen und Mühen, mit seinen Hoffnungen und Enttäuschungen solche Kindergesinnung verloren gegangen; wie sind wir oft so bitter geworden, wie ist unser Vertrauen zu Gott erschüttert, wie ist unsere Begeisterung für den Herrn so erkaltet, wie ist unsere Liebe zu den Menschen oft nur Berechnung, wie sind wir so elende Sklaven der Sünde. Ja, kommt, ihr lieben, kleinen Lehrmeister, lehrt uns wieder glauben, hoffen, lieben, wie ihr es tut; zeigt uns wieder die rechte Kindesgesinnung gegen Gott, gegen den Herrn, gegen die Menschen; was ihr uns gebt und lehrt ist in manchen Stunden des

Lebens mehr wert, als alle Bücher und alle Weisheit der Welt. — Dich traf ein herbes Weh; du kannst den Schmerz nicht überwinden, o „schau ins Auge deines Kindes, das leuchtet dir, wie ein Gebet“; du hast den liebsten Menschen verloren, dein Weib, deinen Freund, deine Mutter, o lerne von deinem Kinde wieder beten, lerne von deinem Kinde wieder das Vertrauen zu Gott haben, das du zu dir von deinem Kinde forderst, auch wenn es deinen Willen einmal nicht versteht; du kannst deine Sünde nicht los werden, immer wieder triumphiert sie über dich, o lerne von deinem Kinde das Bekenntnis: mein Herz ist rein, soll niemand drin wohnen, als Jesus allein. — Du, arme Mutter, hast dein Kind verloren, dein einziges Kind; man hat mit ihm da draußen auf der großen Totenstadt dein Glück begraben. Du kannst niemals wieder fröhlich werden? Schau hin; da hockt frierend und hungernd ein armes Kind; es weint; man hat es so arg geschlagen; es hat keine Liebe. Denke nur an dein verstorbenes Kind, du Mutter, das ist nun ein Engel geworden in Gottes schönem Garten, wo lauter Liebe ist, wo die Blumen blühen, und die Sonne nimmer untergeht. Sieh, wie dein lichter Engel dich umschwebt, höre wie dir dein Kind zuruft: Geh und habe das arme Kind lieb, trockne ihm seine Tränen und deine Tränen werden getrocknet sein, lindere ihm seine Leiden und dein Schmerz wird stille werden. So lehrt dich dein lichter Engel Jesu Gesinnung: „Alles was ihr getan habt einem unter meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir getan“. Ist der Herr bei dir, so hast du Trost. So aber spricht der Herr: „Wer ein solches Kind aufnimmt in meinem Namen, der nimmt mich auf.“ Kommt, laßt uns unsern Kindern leben, damit unsere Kinder uns leben können! Laßt uns den Kindern Jesus-Gesinnung entgegenbringen, damit wir dem Herrn Kindergesinnung entgegenbringen.

Amen.

III.

Der Volkserzieher inmitten der Arbeit.

(Bilder aus St. Pauli.)

Un lätt ook de Lüd erst so rug di un platt,
Dat lätt man von buten so'n beeten,
Denn deep föhlt se mit di, un warm sleiht eer Hart,
Un'n Fründ ward s'eer Dag nie vergeeten;
Denn bereit to dat Helpen drückt warm di de Hand,
De ehrlichen Lüd vun de Waterkant! Joh. Nölting.

Von einem bekehrten Frack.

Es war an einem kalten, regnerischen Februarabend; der Schirm war kaum zu halten, und der Wind peitschte die Regentropfen ins Gesicht. Alles eilte schnell aneinander vorüber, um wieder ins trauliche Heim zu kommen, und wer immer auf der Straße sein mußte, der machte ein ärgerliches, unfreundliches Gesicht, und stieß er mit seinem vorgehaltenen Schirm auf den eines Entgegenkommenden, so murmelte er unverständliche Worte, die einer Verwünschung ähnlicher waren als einer Entschuldigung. Selbst die Gaslaternen brannten trübe und verdrießlich, gleich als hätten sie keine Lust, die schmutzige Straße noch zu erleuchten und die unwirschen Menschengesichter zu bescheinen.

Ich war in der H.-Straße, um Konfirmandenbesuche zu machen. Die Versuchung war groß, heute davon abzustehen; freundlich nahm sie die Melodie des alten Studentenliedes an und sang so sirenenhaft: „Morgen ist auch ein Tag usw. usw.“ und erzählte mir dabei so lockend, von einer warmen, freundlich erhellten Studierstube, von einer langen Pfeife, von einer Lieblingsarbeit, an der man doch auch arbeiten müsse, die Konfirmandenbesuche liefen ja nicht weg... Nein, nein, ich hatte es mir vorgenommen, hatte es mir selber gelobt, diesen einen Besuch noch zu machen. Dann konnte und durfte ich ja nach Hause gehen. Aber dieser eine Besuch stand mir auch etwas bevor. Es war bei Herrn Direktor Granelli. Sein Sohn, mein Konfirmand, war ein zartes, kleines, gutes Kerlchen, der aus der ersten Klasse der Volksschule konfirmiert wurde. So oft ich ihn ansah, hatte ich Mitleid mit seinem gedrückten, fast zu bescheidenen Wesen; er gehörte zu den Menschen, die immer alle Welt um Vergebung bitten möchten, daß sie sich die Freiheit nehmen, überhaupt da zu sein. Und der Vater! Ein Direktor? Ja, ein richtiger, veritabler Direktor; nämlich unumschränkter Herrscher einer herumziehenden

Theatergesellschaft, welche die Bretter, die die Welt bedeuten, in kleinen holsteinischen Städten und auf den Dörfern aufschlugen. Eigentlich war er ein doppelter Direktor; denn neben dem Dienst der Musen hatte er noch ein Maskenanzug-Verleihinstitut, und da jetzt im Februar die Kostümbälle im Gange waren, so konnte ich mit Sicherheit annehmen, daß er nicht mit seinem Thespiskarren unterwegs sei. Ja, kennen lernen wollte ich ihn, schon um des Knaben willen, aber auch, weil er sich nicht gerade freundlich gegen mich benommen hatte; er hatte seinen Sohn selber nicht bei mir angemeldet; seine Bestellungen waren immer im Stile eines großen Mimen gehalten, der einen König kreiert, welcher mit seiner Hofgeistlichkeit in keinem guten Einvernehmen steht; seine schriftlichen Mitteilungen, die in harmlosen Entschuldigungen bestanden, wenn Eugen einmal Schnupfen hatte und nicht zum Unterricht gekommen war, waren gewiß mit einer furchtbringenden Bühnenfeder geschrieben, die in manchen Rittertrauerspielen schon Bluturteile unterzeichnet hatte. Sie — nämlich die Feder —, vielleicht aus dem Gefieder eines Königsadlers genommen, hatte sich durch ihre furchtbare Gewohnheit auch mir gegenüber in krassen Zügen und scharfen Typen gezeigt.

Aber nun sollst du auch, lieber Leser, erlöst werden von der feuchten, kalten Straße und schnell wollen wir die dunklen, schmutzigen Treppen emporeilen zu Granelli. Nur Mut; Granelli wird ja wohl nicht immer sich in der Rolle eines „Ritters ohne Furcht und Tadel" fühlen; vielleicht daß er heute abend, weil er bei dem schlechten Wetter nicht auf der Landstraße ist, behaglich sich im Fach der komischen Väter oder einer harmlosen Charge gefällt. Wir klingeln an einer Glocke, die sich unterhalb des Schildes befindet, welches uns zeigt, daß hier der Gewaltige wohnt, und uns alle seine Titel aufweist; gleich darauf wird die Tür von unserem kleinen Freunde geöffnet. Heute sieht er im Zwielicht der kleinen Flurlampe noch kümmerlicher aus, als im Konfirmandensaal unter den anderen Kindern, aber sein gutes Kindergesicht wird von einem hellen Freudenschein erhellt, als er uns erblickt. „Guten Abend, mein Eugen, sind deine Eltern zu Hause?" „Mama spielt heute abend, aber Papa ist in seinem Bureau", antwortete er und wies schüchtern auf eine große Flügeltür hin, die halb geöffnet war. Es war ein großes, unwohnliches Zimmer; in das wir traten, nur spärlich erhellt von einer einzigen Petroleumlampe. Ihr trübes Licht fiel auf eine große Menge von langen Kleiderständern, an welchen Kostüm an Kostüm hing. Hier blitzte uns der blanke Helm des Kreuzritters entgegen, und gespenstisch sah uns unter ihm der weiße Mantel des edlen Templers an; dort wallte der rote Purpurmantel eines Königs herab, die darauf genähten Ordenssterne hatten eine verzweifelte Ähnlichkeit mit harmlosen Kotillonorden, wie sie auch meine Brust einst stolz geschmückt hatten; daneben hing in stiller Trauer die braune Mönchskutte und unheimlich nahm sich der weiße Strick über derselben aus. Was im Hintergrunde hing, man konnte es nur ahnen, gewiß fehlte nicht das sternenbesäte Kleid der Königin der Nacht, Harlekin und Pierrot neben sich duldend, und das lange schwarze Samtkleid neben der Lampe gehörte zweifelsohne der hochseligen Königin von Schottland, die bekanntlich besser war als ihr Ruf. — Und zwischen all diesen Herrlichkeiten, die im Halbdunkel

einen großartigen Eindruck machten, saß er selber, der Herr und Besitzer, Granelli, Herr Direktor Granelli, an einem Schreibtisch, der mit vielen Büchern und Schriftstücken bedeckt war. Ein großer, faltenreicher Schlafrock umgab seine lange Gestalt; das Haupt mit der obligaten Mähne bedeckte ein türkischer Fez mit langer, schwarzseidener Troddel. Er rauchte aus einer riesigen, geschnitzten Meerschaumspitze und blies mächtige Dampfwolken von sich. Es wird dich interessieren, geneigter Leser, zu wissen, womit sich ein solcher gewaltiger Mann in seinen Mußestunden beschäftigt. Nun, wir hatten ja das Vergnügen, ihn dabei zu überraschen, und wollen es dir nicht vorenthalten. Granelli klebte an einem Ritterhelm. Er klebte? Ja er klebte an dem Helm; denn der glitzernde Reiterschmuck und Reiterschutz war aus elender Pappe. Wie viel Lüge gibt es doch in der Welt! — Als ich eintrat, wandte Granelli mir nur so ganz flüchtig sein Gesicht zu. Auf seiner Nase saß ein großer Kneifer, dessen Gläser mich unheimlich anstarrten. In seiner Beschäftigung ließ er sich nicht stören und fragte mich mit sonorer Baßstimme eines Tragöden: „Was steht zu Diensten?" Oh weh, Granelli war in keiner guten Stimmung; das hätte ein harmloseres Gemüt als das meine empfinden müssen. Aber mein Mut verließ mich nicht. Wollte er mir imponieren, dann ich ihm auch. Und mit etwas sehr breiter Stimme sagte ich: „Ich bin Pastor soundso; der Lehrer Ihres Sohnes."

Armer Pastor, der du glaubst, einem Helden der Bühne imponieren zu können! Granelli sagte nichts, rührte sich nicht, ließ sich nicht stören — sondern arbeitete an seinem Papphelm weiter. Mit etwas gereizter Stimme sagte ich: „Ich komme, um Sie kennen zu lernen; denn da Sie mir das Liebste, was Sie auf Erden haben, anvertrauten, so meine ich, daß ..." „Sehr obligiert", fiel er mir in die Rede und deutete mir, ohne mich weiter anzusehen, mit der Hand an, daß er mir in diesem Ausnahmefalle die Gnade erweisen wolle, mich auf einen Stuhl neben seinem Schreibtisch setzen zu dürfen. — Ich setzte mich behaglich hin, und nach längerer Pause begann ich langsam das Gespräch; denn in mir war der feste Entschluß aufgestiegen: warte Granelli, ich kriege dich doch. „Was soll denn Ihr Eugen werden, Herr Direktor?" „Barbier", antwortete er in wegwerfendem, furchtbar verächtlichem Ton, „Barbier, denn für unseren Beruf paßt er nicht; er ist zu schwach und auch zu dumm dafür. Er kann nichts anderes werden als Barbier", und dabei kam wieder jener verächtliche Ton, über den ich mich wirklich ärgerte. „Ist denn das kein ordentlicher, ehrlicher, braver Beruf?" antwortete ich, „alle Berufszweige sind gleich gut, gleich anerkennenswert; nicht der Beruf macht den Mann aus, sondern der Mann macht seinen Beruf aus." „Oho", rief Granelli, „das ist nicht Ihr Ernst." Er hörte mit seinem Kleben auf, nahm sein Pincenez ab, lehnte sich in seinem großen Korbstuhl zurück und fixierte mich scharf. „Die Herrn Geistlichen", so fuhr er fort, „denken doch ganz anders. Der geistliche Stand geht doch allen anderen voran; er ist doch viel höher als jeder andere, und sie meinen doch auf unseren Stand, auf dieses fahrende Volk, die Schauspieler usw. herabsehen zu dürfen. Selbst der Umgang mit uns ist doch für sie peinlich und gefährlich. Wenn wir noch so viel Standesunterschiede haben, so ist zum größten Teil Ihr Stand,

Herr Pastor, daran schuld", und mit abwehrender Geste und einem überlegenen Lachen schien er sagen zu wollen: Granelli hat gesprochen und damit ist die Unterredung zu Ende. Ärgerlich erhob ich mich und sagte: „Herr Direktor, Sie sind nicht gerade sehr liebenswürdig; wenn Sie irgendwelche traurige Erfahrungen geistlichen Hochmutes gemacht haben, so haben Sie damit aber doch noch kein Recht, meinen ganzen Stand zu beleidigen oder auch mir solche schändlichen Grundsätze unterzulegen. Wie kann man so töricht sein, jemanden beurteilen oder sogar verurteilen zu wollen, den man gar nicht kennt. Das ist eine Voreingenommenheit, zu der ich Ihnen doch wahrlich keine Veranlassung gegeben habe."

Nicht wahr, geneigter Leser, das war kühn und männlich von mir gesprochen; Granelli müßte aufs tiefste getroffen sein oder wenigstens meinen Mut bewundern. — Nichts von alledem; Granelli lächelte nur — und wie lächelte er —, lehnte sich behaglich in seinem Lehnstuhl zurück, entwickelte einen furchtbaren Qualm und sagte mit überlegener Miene:

„Hören Sie, Herr Pastor! Ich will Ihnen eine Geschichte aus meinem Leben erzählen; sie ist wahr, in jedem Worte wahr, so wahr ich Granelli heiße."

Und Granelli erzählte: „Es war in den siebziger Jahren: wir gastierten in der Universitätsstadt K. Ein glücklicher Winter; meine Truppe war großartig, unsere Leistungen phänomenal; damals war die Schr. bei mir, als Naive, göttliches Weib, sie entzückte die Herzen aller. — Sie haben doch die Schr. gesehen, Herr Pastor? (Eine Antwort wartete er nicht ab, denn wie wäre es möglich gewesen, die Schr. nicht zu kennen; ich hatte nie ein Wort von ihr gehört.) Die Geschäfte waren brillant, und ich darf sagen, Granelli war der populärste, der beliebteste Mann in K., Granelli die Hand zu drücken galt als Ehre; mit Granelli ein Glas Wein zu trinken, sah man als Vorzug an. Genug, es war ein glücklicher Winter. — Ich verkehrte besonders oft damals in einem großen Restaurant, wo auch viele Studenten kamen, und wie es so ging, wir wurden bald miteinander bekannt. Scharmante junge Leute waren es, ein lustiges, harmloses Völkchen. Besonders fiel mir ein junger Mann auf, er hatte ein frisches, angenehmes Gesicht; die ehrlichen, fröhlichen Augen blickten so dankbar in die Welt und zeugten davon, daß der Jüngling ein reines Herz haben mußte. Sein Auftreten war bescheiden; sein Anzug fast dürftig; Alphons stammte von unbemittelten Eltern, sein Vater war, irre ich mich nicht, ein Landschullehrer, dessen höchster Wunsch es war, seinen Sohn einst als Pastor zu sehen. Und Alphons war mit Überzeugung und Begeisterung Theologe. Wie gesagt, wir verkehrten viel miteinander. Alphons holte mich zum Spaziergang ab; er war im Theater, wenn ich spielte, und besonders nach der Vorstellung war es sein größtes Vergnügen, mit mir noch eine Stunde zu verplaudern. Wir wurden im Laufe der winterlichen Monate Freunde, doch so, daß ein jeder für sich blieb, was er war. Da, es war an einem Frühlingstage, kommt Alphons etwas aufgeregt zu mir; es war noch sehr früh am Morgen, kaum 10 Uhr, ich hatte mich erst eben erhoben. „Granelli", ruft er, „bester

Granelli! Heute morgen ist mir der Termin für mein Kandidatenexamen zugegangen in drei Wochen soll ich predigen. Ach Granelli, wenn ich daran denke, daß ich zum ersten Male auf die Kanzel gehen soll, dann schlägt mir vor Aufregung das Herz. Und noch eins", setzte er verschämt hinzu, „noch eins ist es, was mir Sorge macht. Granelli, guter Freund, mir fehlt zur ersten Predigt ein — Frack." „Ha, ha", lache ich, „darum machen Sie sich nur keine Sorge, mein Kleiner; es wird schon gut gehen, und den Frack, meinen Frack borge ich Ihnen. Ob er gut sitzt oder nicht, darauf kommt es ja nicht so viel an." — Die Zeit verstrich, zwei Tage vor seiner Examenspredigt holt er sich meinen Frack — und einen Tag nach der Predigt schickt er ihn mir durch einen Knaben zurück. Holla! denke ich, was ist es mit dem Alphons? Ob er durchgefallen ist und sich nun schämt, zu mir zu kommen? Der dumme Junge, das hätte er doch nicht nötig; bei mir hätte er mehr Mitleid gefunden, als bei all den Philistern. Ich frage seine Kommilitonen: wie geht es Alphons? Gut, heißt es; er hat bestanden und ist heilig geworden. Was ist er geworden? frage ich. Heilig, antworteten sie mir; die einen sagten es mit höhnendem Lächeln, die anderen mit einer Miene, als ob sie das Selbstverständlichste berichteten, was es gäbe, die dritten blickten mich mit Verwunderung an, wie man jemanden ansieht, der das Einfachste nicht wüßte, was man doch von jedem Kinde verlangen könnte. — Ich mochte nicht in sie dringen, sich näher zu erklären, eine gewisse Scheu hielt mich davon zurück, aber das Wort verließ mich nicht: Alphons ist heilig geworden. —

Vier Wochen waren ins Land gegangen; ich hatte keinen Alphons gesehen, weder bei mir noch im Theater. Da begegnete er mir eines Tages auf der Straße, ein Ausweichen war ihm nicht möglich. Lieber Himmel, wie hatte er sich verändert. Das Haar, sonst lockig und hochaufstehend, war glatt gekämmt und in der Mittel gescheitelt. Eine goldene Brille entstellte das Gesicht bis zur Unkenntlichkeit, ein langer schwarzer Tuchrock schlotterte um seine hagere Gestalt. Alphons, rief ich ihm entgegen, Mensch, wie sehen Sie aus? Wo haben Sie denn so lange gesteckt? Warum haben Sie mich gar nicht wieder besucht? Guter Junge, wie geht es Ihnen? — Dank, mir geht es, dem Herrn sei Dank, gut, sagte er mit einer süßlichen, salbaderigen Stimme und so langsam und feierlich, als hätte er mir den Tod seines Vaters gemeldet. Ich war vor Erstaunen fast starr geworden, ich hätte lachen oder vor Ärger fluchen können. Nur um etwas zu sagen — denn Alphons stand wortlos mit hängendem Kopf vor mir — fragte ich: Nun, hat Ihnen denn mein Frack gute Dienste geleistet? Es war, als ob ein Schatten über sein Gesicht ging, und indem er vor meiner Frage auswich, sagte er in demselben widerlichen Tonfall: Es ist mir mit des Herrn Kraft gelungen, der Gemeinde Gottes Wort zu predigen und sie im Herzen zu ergreifen. Jetzt bin ich ein anderer Mensch geworden, ich bin bekehrt von meinem sündigen Wandel, und da ich viel zu tun habe, so entschuldigen Sie wohl, wenn ich . . . — Himmelbombenelement, was war ich falsch, ich ließ den schönen Gottesmann stehen und ging meiner Wege. Ärgerlich war ich und noch viel mehr traurig. Mir begegnete ein junger Referendar, dem ich mein Erlebnis mitteilte. Er lächelte und klärte mich

auf. Ach, diese Aufklärung hat mich noch trauriger gemacht, als das eine Erlebnis. Ich will sie Ihnen nicht wiederholen; Sie werden schon wissen, was er mir sagte, und mich macht die Erinnerung noch wieder himmeltoll."

Damit war Granelli aufgestanden und gab mir die Hand, und mit einem fast flehenden Ton sagte er zu mir: „Herr Pastor, Sie sind nicht so, Sie können so nicht sein wie Alphons, nicht wahr? Sehen Sie, Herr Pastor, ich habe meinen kleinen Eugen so von ganzem Herzen lieb und ich weiß, wie er für Sie begeistert ist. Mein Kind, mein liebes Kind, soll den Glauben an die Menschen nicht verlieren, und Sie verkörpern ihm ja jetzt die Menschheit. Herr Pastor, wenn wir uns anders geben, anders geben müssen als wir sind, dann schauspielern wir; wenn Sie es tun in Ihrem Stande, dann lügen Sie mit ihrem Wesen und Leben. Predigen Sie, soviel Sie wollen, es nützt Ihnen nichts; Sie haben Ihrer Sache und sich selber unendlich viel geschadet. — Schlimm ist es, wenn einer, wie ich, durch solches Erlebnis traurig und bitter wird, viel schlimmer aber, wenn man solche Heuchelei Ihres Standes als selbstverständlich und notwendig ansieht, wie mir jener Referendar und die anderen Studenten in K. zu verstehen gaben."

Ich wußte nicht viel zu sagen; ich schied von Granelli als Freund. Er ahnte es nicht, aber er hatte mir eine ernste Bußpredigt gehalten. Durch den regnerischen Abend eilte ich nach Hause. O Gott, wie groß ist die Verantwortung, die wir tragen. Mach uns nur wahr und laß uns mit jeder Wimper unseres Auges ehrlich sein!

Was ich einer Zigarre zu danken hatte.

Es war zwei oder drei Tage nach der Einführung in mein schönes Amt, als ich so unendlich glücklich und seligen Herzens still in meiner Studierstube saß. Es war ein trüber, regnerischer September-Abend. Draußen goß der Regen in Strömen herunter und meine geliebte Kirche war in undurchdringlichen Nebel gehüllt. Wie behaglich fühlte ich mich dabei in meiner Pfarrstube. Und doch ward auch ich trübsinnig zumute, war es da draußen das dunkle Wetter, war es die Drehorgel, die in der Nebenstraße mir immerfort anriet: „Sei nicht böse, es kann ja nicht sein" (was? das wußte ich selber nicht), war es eine gewisse Abspannung; denn der letzten Tage Glück war groß; oder war es, daß so niemand kommen wollte, um meine Hilfe, meine Arbeit, meine Herzenshingabe zu beanspruchen? Da hatte ich mich nun vor ein paar Tagen mit meiner Gemeinde verlobt für Zeit und Ewigkeit und — nun saß ich da und hatte nichts zu tun; meine Gemeinde kam ja nicht zu mir in ihren Armen und Elenden. Überschüssige Kraft fühlte ich in mir, überschüssige Kraft des Geistes und Herzens; wie gern hätte ich getröstet oder geraten oder geholfen; überschüssige Kraft aber auch des Geldbeutels; denn ein guter Freund hatte mir zur Einführung hundert Mark für meine Armen geschenkt. Heute freilich sind sie lange dahin, aber damals hatte noch niemand sie begehrt. — Ach, wenn doch einer käme! Und er hätte mich

um Geld gebeten, ich hätte es ihm in der Freude meines Herzens gegeben, ohne mich viel nach ihm zu erkundigen, und hätte alle wohlgemeinten Ratschläge älterer Freunde: „Ein Pastor darf niemals gleich Geld geben", in den Wind geschlagen. Aber es kam ja keiner. — Sollte ich studieren? Das hatte ich oft als Kandidat getan; das war mir nicht genug in jener schönen Zeit meines Lebens. An meiner Predigt arbeiten für nächsten Sonntag? Die war schon lange fertig. Also was denn? Ausgehen? O nein, daß wäre untreu gewesen; denn mich zwang ja nichts hinaus. Ausharren und Geduld haben! Wenn doch nur die verwünschte Drehorgel mit ihrer Bitte nicht gewesen wäre: „Sei nicht böse, es kann ja nicht sein". Da plötzlich, horch, die Haustür geht, die schrille Glocke der Glastür tönt. Es kommt jemand! Ich eile hinunter und — o Glück — es will mich jemand sprechen. Ich geleite ihn in mein Zimmer und bitte ihn, Platz zu nehmen. Es war ein großer, kräftiger, noch jugendlicher Mann, dessen Gesicht aber tief gefurcht war von Kummer und Sorgen und das erzählen konnte von Leidenschaften und ihren Leiden. Er hatte eigentlich zu meinem Vorgänger gewollt, der ihn einst konfirmiert, ihn um Rat und Hilfe zu bitten; denn er hatte Schiffbruch im Leben gelitten und suchte nun neue Arbeit. Ich redete ihm zu, bat um sein Vertrauen und versprach, für ihn zu tun, was ich konnte, wobei ich an meine Freunde dachte, die als Großkaufleute und Fabrikbesitzer viele Leute anstellen können. An sie wollte ich schreiben und meine Empfehlungen dem Manne mitgeben. Ich war so vertrauensselig und so glücklich, helfen und arbeiten zu können. Als ich mich aber zum Schreiben hinsetzen wollte, legt mir plötzlich mein Besucher die Hand auf meinen Arm und stottert in ängstlichem, zagendem Ton, er habe mir noch nicht alles gesagt. Ich bitte ihn, zu mir Vertrauen zu haben und mir zu beichten; vor dem Pfarrer muß man sich ebensowenig genieren, wie vor dem Arzt. Und er beichtete! Was bekam ich zu hören! Erst vor wenigen Wochen war er aus dem Zuchthause entlassen, wo er 5 Jahre gewesen war. Er beschönigte nichts; gab sich selber Schuld an allem. Seine Eltern waren vor Gram gestorben; seine Geschwister, in verhältnismäßig günstiger Stellung, hatten ihm geflucht, und bei alle dem, was ein Bild sittlicher Verkommenheit und Roheit entrollte er vor meinen Augen. — Er erschien erleichtert und ruhiger, nachdem er so alles von seinem Gewissen abgewälzt, aber ich? Ach ich armer Pastor! Da saß ich nun und wußte nichts, auch so gar nichts zu sagen. Was nützte mir nun alles, was ich gelernt, was nützte mir nun meine Freude und Begeisterung, was nützte mir aller Trost, den ich mir vorgenommen hatte, zu spenden, was nützte mir mein noch unangebrochener Hundertmarkschein, was nützen mir meine Freunde, die so viele Leute anstellen konnten! Alles war ja nichts. Sollte ich ihm eine kleine Predigt halten über das vierte und siebente Gebot? O ich hätte mir lieber die Zunge abgebissen, als das zu tun; der arme Mensch war schon beschwert genug und ein anderer hatte schon ihm so ernst, so eindringlich gepredigt. Da kann unser Menschenwort nur verderben und zerstören. — Meine Drehorgel hatte recht behalten; ich war nicht mehr böse, nur traurig, tief, tief traurig, so traurig wie draußen das Wetter. Ach, was sind wir Menschen doch für elende, schwache Geschöpfe. — Aber was nun tun?

So saß ich lange sinnend dort. Und dann, ja ich weiß nicht, wie es kam, es war wohl die alte Gewohnheit, jedenfalls war es unbewußt, ich ging an meinen Zigarrenschrank und bot dem armen Menschen eine Zigarre an und indem ich mir selber eine anzündete, reichte ich ihm das halbverbrauchte brennende Streichholz. Die Hände des Unglücklichen zitterten wie im Krampf, und als er die Zigarre in Brand gesetzt, fing er plötzlich bitterlich zu weinen an. „O, Herr Pastor, wie sind Sie gut, trotzdem ich Ihnen das alles gesagt habe, werfen Sie mich nicht hinaus, sondern rauchen eine Zigarre mit mir; mir ist, als wäre ich wieder Mensch geworden; wie namenlos reich bin ich geworden; ach wenn doch meine Mutter noch lebte, daß ich zu ihr gehen könnte und ihr sagen, ich habe wieder Mut, ich bin nicht ganz verworfen.“

Ich und gut! Du lieber Gott, wie beschämt stand ich da; ich hatte ja unbewußt und ohne Nachdenken gehandelt. Und das wollte der Ärmste mir danken? Aber er war namenlos glücklich, das sah man ihm an. — Nun wollte ich indessen wirklich etwas tun. Ich bot ihm Essen und dann Geld an, ich bot ihm an, zu seinen Verwandten zu gehen und eine Versöhnung zu erzielen, dann wollte ich — nun ich wollte eine ganze Menge. „Nein, nein, Herr Pastor, nichts, nichts will ich von Ihnen haben; es ist so undankbar, für einen Zuchthäusler etwas zu tun und Sie haben mich so unendlich glücklich gemacht; ach zerstören Sie mir jetzt nicht meine ganze, reine Freude. Leben Sie wohl und Gott befohlen. Gott wird mir schon weiter helfen, ich habe ja jetzt erst seine Güte erlebt. Leben Sie wohl!“ Und fort war er. — Er hatte mir seine Adresse nicht genannt, seinen Namen hatte ich kaum verstanden, so konnte ich also wirklich nichts mehr für ihn tun. Ich habe später nichts von ihm gehört, und es ist jetzt schon eine geraume Zeit her. Gott wird mit ihm gewesen sein; damals war es mein Gebet. So blieb ich wieder allein, tief, tief beschämt und doch im Herzen glücklich. Denn was kann uns glücklicher machen, als wenn wir die Wahrheiten der heiligen Schrift nicht nur mit unserem Verstande und Herzen erkennen, sondern im Leben erfahren, und ich hatte es erfahren, was der Herr spricht: „Meine Kraft ist in den Schwachen mächtig.“

Was ich von einer Akrobatengesellschaft gelernt habe.

Es sind schon einige Jahre her, da hatte ich sie durch Zufall kennen gelernt die „weltberühmte Familie“ — nun sagen wir — Pomboni. Es ist wahr, sie „arbeiteten“ vorzüglich und ihre „Tricks“ waren oft geradezu verblüffend, so daß sie vieles und gerechtes Aufsehen machten und der „Star“ waren der damaligen Zirkussaison. Im Umgang waren es feine, liebenswürdige Leute, 2 Erwachsene und 4 Kinder, von denen das älteste, und bei weitem tüchtigste erst 12 oder 13 Jahre alt sein konnte und diese guten, gentilen Manieren mit feinem Anstand, ließen auch das Unangenehme vergessen, was sonst Kinderproduktionen in der Manege immer für mich haben. Wie dankbar waren die kleinen „großen“ Künstler, die sich schon vor gekrönten Häuptern produziert

hatten und sogar von einer wirklichen Prinzessin geküßt worden waren, als ich ihnen nach einer Vorstellung ein Stück Kuchen kaufte oder gar als ich sie mit meinen Pensionären zum Zoologischen Garten einlud.

Was selten im Zirkus vorkam, dieser Künstlergesellschaft wurde eine Benefizvorstellung eingeräumt, und man schickte mir dazu eine Freikarte. Natürlich ging ich hin, um den Ehrenabend meiner kleinen künstlerischen Freunde mitzumachen und hatte mir vier ungeheure Düten voll Bonbons mitgenommen, die ich ihnen nach der Vorstellung schenken wollte. Der Benefizabend versprach ein besonders interessanter zu werden, denn wie mir schon zu Beginn der Vorstellung ein Stallmeister sagte, hatte Familie Pomboni einen neuen Trick. Einer der Knaben, der aus St. Pauli stammte, aber schon mehrere Jahre mit der Künstlerfamilie mehr als Diener, dann als Gleichberechtigter reist, sollte zum ersten Male öffentlich auftreten. Der „Alte“ hatte ihn, den schmächtigen, etwas kränklich aussehenden Knaben, als Künstler „entdeckt“ und heute sollte er zeigen, was er konnte und wie er die unsägliche Mühe, die der alte Künstler sich mit ihm gegeben, lohnte. Der arme, kleine Kerl hing mit besonderer Liebe an mir und vergalt mir die kleinen Freuden, die ich ihm zu machen suchte, mit Blicken voll begeisterter, herzlicher Dankbarkeit.

Die Vorstellung hat begonnen; der Zirkus ist bis auf den letzten Platz gefüllt, ich stehe vorne vor der Manege. Die einzelnen Programmnummern folgen sich in der gewohnten Schnelligkeit und Schneidigkeit und all die „unübertrefflichen“ Leistungen zu Pferde oder im Schulreiten oder in den Clownsspäßen erregen wie allabendlich den Beifall des dankbaren Zirkuspublikums. Jetzt endlich kommt der Glanzpunkt des Abends. Die Glocke des Inspizienten ertönt und meine Freunde treten strahlenden Auges, siegesbewußt in die Arena. Endloser Jubel durchbraust das Haus, Lorbeerkränze, große Baumkuchen, kleine Packete wohl mit Näschereien werden ihnen entgegengebracht, die Musik stimmt einen „Tusch“ an und meine kleinen lieben Kerle, nachdem sie überall hin ihre Kußhände geworfen, laufen bis zum Platz, wo ich stehe, um mich, zwar für das große Publikum unbemerkt, vertraulich und herzlich zu grüßen. Und nun beginnen ihre „Spiele“; wie immer exakt und fein ausgeführt, rufen sie immer neue Beifallssalven hervor. Immer wieder müssen sie aus dem Stall zurück in die Manege, immer wieder neue Sprünge usw. vorführen. Das Publikum will sich nicht beruhigen. Da — man bringt eine große Leiter, die oben nur einen Querbalken nach links hat. Der alte Künstler liegt auf dem Rücken und balanciert die hohe, schwere Leiter auf seinen Füßen. Der kleine Debutant kommt äußerlich frisch und fröhlich in die Manege — wie mag ihm wohl innerlich zumute gewesen sein — und erklimmt die schwankende Leiter. Jetzt kommt er an den Querbalken, an dem er turnen soll — die Musik schweigt, atemlos blickt das Publikum auf jene halsbrecherische Kunstleistung. Plötzlich — ein gellender Schrei und der arme Knabe stürzt herab, beim Fall sich selber überschlagend und die Leiter fällt hinter ihm her. Das Publikum ist in furchtbarer Aufregung, mir war es, als stockte mir der Herzschlag. Der Kleine

rafft sich unter dem Beistand des Stallmeisters empor und hinkt bei dem fanatischen Beifall des Publikums, welches hierdurch seinem Mitleid Ausdruck geben wollte, aus der Manege. — Mich hielt es nun nicht mehr; ich mußte den armen Jungen sehen, mußte mich überzeugen, daß er keinen Schaden genommen habe und mußte — koste es, was es wolle — den armen Menschen, die doch in unserem Hamburg fremd waren, meine Hilfe anbieten, sollte vielleicht doch der Knabe zu schwerem Schaden gekommen sein. — Ich stellte mich also dem Inspektor vor und bat, er möge mir abweichend von der sonstigen Zirkusordnung erlauben, zu den Kindern in die Herrengarderobe zu gehen. Der Herr war sehr artig und zuvorkommend und geleitete mich selber dorthin. — Was für ein Anblick bot sich mir! Es waren außer meinen kleinen Freunden und ihrem „Vater“ wohl 10 Personen anwesend in dem engen, heißen Raum, der von einer stickigen Luft, die nach Pferden, Schminke und Puder und alten Kleidungsstücken roch, erfüllt war. Dort zwängte sich der Jockeyreiter die weißen Trikots an, hier schminkte sich ein Clown, dort war ein „fertiger“ Clown dem anderen behilflich die Perrücke festzumachen, hier stand „die nächste Nummer“ der Schulreiter und schlug mit seiner Reitgerte seine Stiefelschäfte, die anderen, so auch meine kleinen Freunde, kostümierten sich zur nachfolgenden Pantomime als Japaner. Auf einer alten Holzkiste mitten im Zimmer saß hell angekleidet der kleine verunglückte Künstler und weinte — nicht vor Schmerzen, denn er versicherte mir, es täte ihm nichts weh —, nicht vor Scham, sondern vor gekränktem Stolz. Ich setze mich unbekümmert um meine Umgebung zu ihm auf die Kiste und versuchte ihn zu trösten, vor allen Dingen ihm Mut einzuflößen, wenn er nun wieder seine halsbrecherische Kunstleistung machen sollte. Aber da kam ich schön an; Ehrgeiz sprach aus jeder Miene, jedem Zuge des Gesichtes. Er kenne keine Furcht; wenn es doch erst morgen sei, daß er wieder vor das Publikum treten könne und ihm zeigen, daß er doch könne, was er wolle, usw. Der einzige in der Garderobe, der etwas ungehalten sich zeigte, war der „Vater“, er murmelte etwas von Besseraufpassen, von mehr Ruhe, von Blamage usw. — Aber nun kam mein schönstes Erlebnis.

Viellieber Leser, du hättest einmal hören müssen, wie herzlich, wie warm und ehrlich das so lustige Künstlervölkchen die beiden Verunglückten tröstete. Zu allen erdenklichen Mitteln nahmen sie ihre Zuflucht. Die kleinen glücklichen „Brüder“ hatten ihrem verunglückten Kollegen alle ihre Bonbons, Kuchen usw. hingelegt und waren still, fast scheu bei ihrer Garderobe, selbst mit mir sprachen sie nicht von ihrem Erfolge, wie sonst. Die anderen bedauerten den Unfall, stellten ihn als unwesentlich hin, ja der eine Clown meinte mit naiver Herzensgüte, das Publikum habe gar nicht gemerkt, daß es ein Mißerfolg gewesen sei, sondern habe den Fall für einen Trick angesehen, der programmmäßig gewesen wäre. Die Unwahrheit lag auf der Hand, und doch war sie so herzensgut. Der Jockeyreiter erzählte in seiner lebhaften Weise grausige Geschichten von seinem ersten Auftreten; danach hätte er eigentlich schon damals gleich das Genick brechen müssen. Der zweite Clown setzte sich an die andere Seite des Knaben und pries mit den über-

schwenglichsten Ausdrücken seine Geistesgegenwart beim Fall und seine wahre Kunst, die dabei zum Vorschein gekommen wäre, bei solchen Anlässen könne man sie mehr beweisen als in eingeübten Exerzitien, und der alte, hagere Schulreiter sprach sehr, sehr ernst und eindringlich auf den Alten ein, ja polternd und scheltend klang die Stimme, daß es Unrecht und Sünde sei, das Kind auch nur das Geringste entgelten zu lassen. Es war ein lautes Durcheinander. Und ich? Ich saß noch immer auf der Kiste, meinen Arm um den Nacken des Kindes gelegt. Was hatte ich denn hier wollen? Ich hatte trösten wollen, den Knaben in den Schutz nehmen wollen, gegen ernstere Vorwürfe des „Vaters“ oder gegen den Spott der anderen Zirkusleute. Das war nun wahrlich nicht nötig, ich war so recht überflüssig geworden. Ich fühlte es, ich konnte gehen und — ich ging, ging recht beschämt hinweg. In die Vorstellung mochte ich nicht wieder gehen, so wanderte ich in den stillen Frühlingsabend hinaus mit meinen Gedanken.

Was hatte mich denn so hochmütig gemacht, daß ich hatte glauben können, dieses leichte Volk der Zirkuskunst hätte anders handeln können, als sie taten, hätte seinem Neid, den es empfinden mußte, da die Familie Pomboni so sehr bevorzugt war, Ausdruck verleihen können, hätte anstatt zu trösten, Spott und Hohn, ja Vorwürfe, nicht nur dem Kinde, sondern dem Vater machen können? Hatte ich vielleicht in meinen „verständigen, feinen und sehr christlichen“ Kreisen etwa solche Erfahrungen gemacht? Ja, wahrhaftig, und wie oft hatte ich selber so wenig christlich zart und feinfühlend gedacht, wie das kleine Zirkusvolk da drinnen in der Garderobe. O, wollen wir es uns doch einmal ehrlich und offen gestehen, lieber Leser, wie wir es so oft bei uns denken, wenn wir es auch nicht sagen, daß einer der unseren, wenn er von der Leiter gefallen ist, wenn er Unglück gehabt hat, zumal wenn er Großes und Hervorragendes angestrebt, doch selber daran Schuld sei. Wie oft begegnen wir in unseren Kreisen einem solchen oft mitleidigen, oft sogar höhnenden Lächeln und hören jenen albernsten Trost, der in Vorwürfe und Beschuldigungen eingewickelt ist, jene schönen Redensarten: „Hättest du es anders gemacht, so hättest du den Mißerfolg nicht gehabt“ oder „ich in deiner Stelle hätte es so oder so gemacht, dann wäre es mir nicht passiert“ oder „siehst du wohl, das kommt davon, wenn man zu hoch hinausstrebt“ oder „siehe, das hätte ich gar nicht gedacht, daß einem so bedeutenden Menschen, wie du bist, auch so etwas passieren kann.“ — Ja, da in der stillen Abendstunde habe ich es mir ernst und heilig vorgenommen, was ich von meinen Zirkusleuten gelernt habe, ehrliches, warmes Mitgefühl zu haben, mit meinen Nebenmenschen, wenn sie Unglück, Mißerfolg oder Enttäuschung haben, mich selber niemals hochmütig zu fragen, woher kommt das wohl, sondern dem Nächsten einfach beizustehen in seiner dunklen Stunde, ihm aufzuhelfen, ihn zu erfrischen, zu erheitern, ihm nicht zu zeigen, was er nicht ist, sondern was er ist, nicht was ihm nicht gelang, sondern was ihm schon gelang im Leben.

Aussprechen!

„Nun, nach 10jähriger Ehe hat er mir verlassen, und mir noch ein Sparkassenbuch über 100 Mark mitgenommen, der abscheuliche Kerl", so sprach eine wohlbeleibte etwa 50jährige Frau in schlichtem Arbeitsanzug unter vielen Tränen zu mir, „so'n gemeiner Mensch, ich habe ihm täglich 50 Pfennig für's Trinken und 6 Zigarren gegeben, wahrhaftig, Herr Pastor, Sie können's mir glauben, ohne daß er auch nur etwas dafür getan hätte. Er hat ge... trunken und ist dann nach Haus gekommen. O, Herr Pastor, wie oft hab' ich es ihm gesagt: „Karl, sag' ich, du versündigst dich an Frau und Kinder; Karl, wenn wir keine Kinder hätten, denn möchte ich wohl mal, du müßtest sitzen. Sie wissen doch, Herr Pastor, ich hab' das Milchgeschäft in der Sternstraße. Man kann ja nicht anders sagen, es geht damit ganz nett und mein Mann ist ja auch sonst ganz gut zu mir und wahrhaftig, wahrhaftig, ich hab' ihm nichts getan, als daß ich mal 'n bißchen gequäst habe — und nu ist er weg, weg mit das Sparkassenbuch, und er hat mir so geliebt, das will ich Ihnen mal erzählen Herr Pastor, wie das alles so kam; denn sehen Sie, meine Mutter" — Ich stand von meinem Stuhl auf und sagte: „Ich danke Ihnen schön Frau B., lassen wir weitere Erörterungen, sagen Sie mir, womit ich Ihnen etwa dienen kann." „Dienen, Herr Pastor? nein gewiß nicht, dienen brauchen Sie mir weiter nicht. Ich will meinen Mann schon kriegen; na! er kommt ja doch wieder, er weiß, daß ich ihn lieb habe, und er mag ja auch essen. Und unsere Verhältnisse, Sie wissen ja, in der Sternstraße alles in schönster Ordnung, ne dadrum ist es nicht. Aber nu bin ich Ihnen so herzlich dankbar (und die Tränen flossen wieder reichlicher), daß Sie mir so lieb und gut getröstet haben, sehen Sie, Herr Pastor, das tut doch ordentlich wohl, wenn man sich mal so aussprechen kann und dann ein Wort des Trostes hört. Nu gehe ich wieder frisch und fröhlich los. Ich dank noch vielmals und nichts für ungut, Herr Pastor, daß ich Ihnen gestört und dank auch für Ihren freundlichen Zuspruch; empfehl mich, und wenn Ihre Mutter mal Milch gebraucht — na, ich weiß, Sie nehmen die in Ihrer Nähe — Herr Pastor —" und fort war sie.

Ich hatte nichts gesagt. — Welch' eine törichte Frau; da redet und redet sie und läßt keinen Menschen zu Worte kommen. Ich wußte nicht, was sie wollte, wußte nicht, wer sie war, wie sie lebte, kannte nicht ihre Verhältnisse — ich hatte nichts gesagt, und dennoch ging sie getröstet und dankbar hinweg. — Welch ein wunderliches Menschenkind! Meine alte Tante sagt: Der liebe Gott hat unbegreifliche Kostgänger auf seiner Erde. Frau B. gehört wohl zu diesen.

* * *

Der Nachmittag auf der Elbchaussee war herrlich. Wie ist doch die Umgebung unseres Hamburgs schön! Ich empfand das, was der Psalmist sagt, mit ganzem Herzen: „Die Himmel erzählen die Ehre Gottes und die Veste verkündigt seiner Hände Werk." Aber eins fehlte mir: Ein Mensch! der mir lieb und teuer ist, dem ich meine Empfindungen aussprechen kann. Ich wandre allein meinen Weg und fast bin ich der alte Philipp II. — nicht als Ketzerverbrenner —, sondern in meinem Wunsche: „Gott gib mir einen Menschen". Da — wo der Weg eine Biegung macht, sehe ich einen alten lieben Schüler, ein Mensch, der zwar nicht der begabteste war, wohl aber eine treue, herrliche Seele, ein Mensch, auf den man sich verlassen kann in Freud und Leid zu aller Zeit. „Hans, alter lieber Hans, das ist ja famos, daß wir uns wiedersehen, alter Junge, und gerade hier, wie lange haben wir uns nicht gesehen. Nun komm, begleite mich und erzähle mir, wie es dir ergangen ist; laß uns gehen, wohin du willst, ich wollte nur einen Spaziergang machen, um mich zu erfrischen, so komm mein alter Kerl." Noch hatte ich mir in meiner eigennützigen Freude den lieben Jungen nicht ordentlich angesehen, jetzt aber blicke ich ihn in seine treuen Augen: „Hans, was ist dir, Freund, du siehst ernst und traurig aus; freust du dich nicht, daß wir uns wiedersehen? Du weißt, ich habe jetzt zuviel zu tun, ich kann nicht einladen, aber ich bin dir doch derselbe, ob nun Pastor, oder einst als Kandidat, dein Lehrer, sag, was hast du nur, was dich bekümmert?" „Ach, Herr Pastor, ich bin Ostern nicht nach Oberprima versetzt, ich habe die Schule verlassen, will mein Examen nicht machen und werde Kaufmann. Meine Eltern haben mich nicht bestimmt, ich habe es freiwillig getan, aber ich fühle mich unglücklich. Es ist nun einmal geschehen, wenn es doch anders wäre!" — „Aber, Junge, warum kamst du denn nicht zu mir und sprachst mit mir darüber?" „Herr Pastor, Sie konnten mir ja doch nicht helfen." — Nein, mein Freund, das nicht, aber aussprechen konntest du dich doch und vielleicht wäre es dann anders gekommen. —

Diese kleine Geschichte geht noch weiter, sehr viel weiter und nun führt sie, so Gott will, zu einem guten Ende. Aber das ist hier Nebensache, lieber Leser. Worauf es ankommt, ist etwas ganz anderes. — Der junge Freund fand den Weg nicht zu seinem Pastor, um sich mit ihm auszusprechen; die fremde Frau hatte den Mut, zu ihm zu kommen, ihm ihr Leid und ihre Angst zu klagen; sie hatte verständig gehandelt. Freilich, wir Pastoren sind nur arme schwache Menschen, die wahrlich nicht immer helfen können, aber wir sollen als Jünger des Herrn ein Herz in der Brust haben, das mitfühlen kann — das ist nicht viel und doch tut es wohl dem, der im Leid ist. O, daß doch unsere Gemeindeglieder das Vertrauen zu ihrem Prediger hätten, zu ihm zu kommen in ihren schweren Stunden, um sich bei ihm „auszusprechen". Wir können und wollten ihnen nichts anderes sein als ihre Freunde, welche die Aufgabe haben, sich zu freuen mit den Fröhlichen und zu weinen mit den Weinenden. Aber das können wir auch in der Kraft unseres Herrn. Der Pastor ist der gewiesene Freund seiner Gemeinde: nehmt ihn auf als solchen — sich aussprechen ist gut und tut wohl.

Eine Predigt auf dem Hamburger Dom.

Ja, ja! Was nicht alles aus einem Menschen werden kann! Und was nicht alles gar aus einem Pastor werden kann! Das kennt ihr

lieben Brüder im Amte ebensogut, wie ich. Wer hätte uns noch nicht zum Stellenvermittler gemacht: „Sehr geehrter Herr Pastor! Meine Frau hat morgen große Wäsche, bitte, senden Sie uns umgehend eine tüchtige, junge Scheuerfrau. Ergebenst N. N." Wer ist N. N.? Ich kenne ihn nicht; aber der Mann hat Vertrauen zum Pastor und steht noch in Lebensbeziehung zur Kirche. Also bekommt er seine Scheuerfrau, koste es Arbeit, soviel es wolle! — Oder: „Geehrter Herr Pastor! Da mein Dienstmädchen mich bestohlen hat und deshalb hat sofort entlassen werden müssen, bitte ich Sie, weil ich in großer Verlegenheit bin, mir umgehend junge Mädchen zu senden, welche gewillt sind, bei mir in den Dienst zu treten usw. usw. Ihre letzte Predigt hat mir sehr gut gefallen. Es grüßt Sie A. B. geb. X." Ja, wenn der geborenen X. meine Predigt vom letzten Sonntag gefallen hat, dann muß ich ihr wieder einen Gefallen tun und ihr aus der Verlegenheit helfen; also gehen wir einmal zu etlichen Müttern von früheren Konfirmandinnen, vielleicht, daß wir das schwerste Werk heutigen Tages mit Erfolg vollenden und ein Dienstmädchen auftreiben. — Eine Dame aus dem Binnenlande schrieb mir einmal: „Da ich Ihr gutes Herz kenne, so bitte ich Sie, meinem Sohne, der als Kommis in Hamburg eine Stelle bekommen hat, eine Wohnung zu besorgen im Preise von usw. Bedingung ist usw." Ich hatte von der Dame nie gehört, aber da sie an mein gutes Herz appellierte, so sollte sie keine Fehlbitte tun. Leider hat mir der Herr Sohn meine Freundschaft schlecht gelohnt. — Mehr Glück habe ich gehabt mit amerikanischen Äpfeln, die ich einem Manne, der viel von mir gehört haben wollte, besorgen sollte; sie sind — freilich ohne mein Verschulden — vorzüglich ausgefallen, und der Mann, der sie bei mir bestellte, gehörte zu den höchst seltenen Erscheinungen, die sich sogar — man glaube meinem Worte — bedanken. Das war herzerquickend, für amerikanische Äpfel einen Dank zu ernten. — Aber ich bin nicht immer gefällig! Das zur gütigen Nachricht für die Leser des Gemeindeboten, damit sie nicht glauben, ich sei ein „Henk vor alle Höje". Denn als einmal ein Mann zu mir kam, der seinen 10jährigen Sohn gleich mitgebracht hatte und mich bat, ich möchte letzteren für seine Faulheit gehörig durchprügeln, denn wenn ich das täte, so würde es mehr Eindruck machen, da habe ich es ihm rundweg abgeschlagen. — Ja, ja, was ein Pastor nicht alles werden kann! Dasselbe und ähnliches werden meine lieben Brüder im Amte auch erfahren haben. Aber ein Pastor von St. Pauli kann noch mehr werden. Der Vater eines Konfirmanden war zur Einsegnung seines Sohnes nach Hamburg gekommen und besuchte mich am Abend. Er war zwar erfreut über die kirchliche Feier, aber er schwärmte von seinem Prediger in Berlin, nämlich dem Hofprediger Doktor der Theologie — nun der Name tut nichts zur Sache. „Ja", meinte er, „Herr Pastor, es muß doch schwer sein für Sie, hier Pastor zu sein zwischen all den kleinen Leuten; denn die Gegend macht hier einen recht ärmlichen Eindruck. Sie sollten versuchen, Hofprediger zu werden. Wissen Sie, es muß doch wunderschön sein, Hofprediger zu sein, bei den höchsten und allerhöchsten Herrschaften zu verkehren; selbst der Kaiser gibt dem Hofprediger die Hand." Ich setzte dem Herrn auseinander, daß ich fest entschlossen sei, kein Hofprediger zu werden, und wenn meinem Besucher die Fabel vom Fuchs und den Trauben nicht in den Sinn kam, mich wollte sie nicht verlassen, so daß ich bei meiner ernsten Erwägung der Gründe, die mich veranlaßten, nicht Hofprediger zu werden, herzlich lachen mußte. Da schlug die Uhr 6 und ich mußte zu einer Trauung „auf dem Trommel"*). Der Herr begleitete mich. Die Straßen waren voll von Arbeitern, die vom Hafen heimkehrten. Sehr viele grüßten mich freundlich, manche sogar herzlich, und unzählige Kinder gaben mir ihre kleinen, schmutzigen Hände und sagten so recht traulich: „N' Tag, Herr Schultz". Dann bogen wir in den Hof ein, wo die Trauung war, und hier waren Kinder und Erwachsene noch herzlicher und freundlicher. Mein Berliner war höchst erstaunt; er meinte, so etwas habe er noch nicht gesehen, und das wäre in Berlin auch wohl nicht möglich. „Jetzt kann ich mir denken, Herr Pastor", sagte er, „daß Sie sich hier sehr glücklich fühlen müssen und warum Sie kein Hofprediger werden wollen." „Nein, lieber Herr B.", entgegnete ich, „ich brauche nicht erst Hofprediger zu werden, sondern ich bin es ja schon; denn Sie sehen ja, wie bekannt ich auf dem Hof bin, und nicht nur auf diesem, sondern auf vielen anderen."

Aber das ist noch gar nichts! Im letzten Weihnachten bin ich sogar Domprediger geworden, und wie das kam und was ich dabei erlebte, das will ich dir, lieber Leser, erzählen. Denn mein Amt als Domprediger hat mich sehr glücklich und mir sehr viel Freude gemacht. Also höre!

Es war wenige Tage vor dem Fest, da ließ sich bei mir ein Herr melden — er war Besitzer eines Hippodroms auf dem Heiligengeistfeld — und bat mich, den zur Weihnachtsfeier versammelten Domangestellten eine Predigt zu halten. Sie hörten nie Gottes Wort und so manchen ginge es wie ihm, sie hätten geradezu Sehnsucht nach Gottes Wort. Es möge ja sein, so meinte er, daß mancher dazwischen wäre, der damit nicht einverstanden sei, aber darum wollte man sich nicht kümmern. Wie war der Mann gerade zu mir gekommen? Er war zu dem Hausvater unserer „Herberge zur Heimat" gegangen, und dieser hatte ihn zu mir geschickt. Und daß er es getan, dafür will ich dem wackeren Manne dankbar sein. — Herr H. und ich verabredeten also, daß ich in der Nacht vom heiligen Abend zum ersten Weihnachtstage um 11½ Uhr von meinem Hause per Wagen abgeholt werden und daß dann alles für den Gottesdienst bereit sein sollte. — In den Tagen vor dem Fest wurde ich in meiner Freude, die ich über diese Predigt empfand, doch etwas durch den Argwohn gestört, ob es den Leuten wohl Herzenssache sei oder ob es ihnen vielleicht nur auf eine feine Reklame ankäme, oder ob diese nächtliche Dompredigt vielleicht nur eine Antwort sei auf die Verurteilung des Domes durch die Geistlichen, welche an einem Advents-Sonntage von den Kanzeln verlesen war. So sah ich mit Spannung in den Tageszeitungen, ob etwa eine Vornotiz gebracht, oder ob das Publikum darauf aufmerksam gemacht wurde, daß ein solcher Gottesdienst überhaupt stattfände. Doch von alledem nichts!

*) So wird die Trommelstraße in St. Pauli genannt.

So kam denn der heilige Abend heran. Mir war doch trotz ernster Vorbereitung etwas ängstlich zumute, ob ich den rechten Ton treffen würde, ob ich wohl der rechte Mann sein würde, diese hohe, schöne Aufgabe zu lösen. Nach der Christkirche hatte ich noch 3 Weihnachtsansprachen im jüdischen Krankenhaus, dann eine Taufe und ein heiliges Abendmahl bei einer Sterbenden auf Steinwerder. Dann erst durfte ich mit meiner Mutter auch unsere Weihnacht feiern, die in diesem Jahre recht trübe für uns war, weil ein treues Herz, das solange ich denken kann, sich mit uns unter dem brennenden Baum gefreut hatte, ausgeschlagen hatte und heimgerufen war in unseres Gottes ewiges Reich. O wie klafft doch die Lücke, die der Tod gerissen hat, gerade am Weihnachtsabend.

Da — es war wohl eben nach 11 Uhr und wir saßen noch „bei den Karpfen", rollte der Wagen vor und ein liebenswürdiger junger Mann kam mit ihm, um mich zur Dompredigt abzuholen. Ich gestehe es gern, hochklopfenden Herzens stieg ich in den Wagen, aber bald überkam mich eine solche Freudigkeit und ein solches Glücksgefühl, daß ich hätte aufjubeln können; ich war so in der rechten Weihnachtsstimmung: wie ist es doch so herrlich, so über alles herrlich, Pastor von St. Pauli zu sein! Der Wagen hielt bei der alten Polizeiwache am Heiligengeistfeld. Wir stiegen aus. Es war eine dunkle, eisig kalte Nacht. Das große Feld war ganz menschenleer; es war eine stille Nacht da draußen, wollte Gott, es würde eine heilige Nacht. Wo die Bude stand, in die ich geführt wurde, vermag ich nicht zu sagen. Es war ein ziemlich großer Zirkus. In der Mitte die Manege und rings herum im Zuschauerraume saßen an Tischen oder auf der Manegenbrüstung die Domangestellten, etwa 250 Personen, auch einzelne Frauen: meine Weihnachtsgemeinde! In der Mitte der Manege stand ein brennender Tannenbaum und neben diesem ein Harmonium. Als ich in die Manege trat, erhoben sich die Anwesenden und grüßten freundlich. Herr H. kam mir entgegen, hieß mich willkommen, dankte für mein Erscheinen und stellte mich mit den etwas eigenartigen Worten vor, die man wohl sonst nur bei Introduktion eines Artisten in seinen „unübertrefflichen Exerzitien" braucht: „Meine verehrten Damen und Herren, Herr Pastor Schultz wird die Ehre haben, Ihnen eine Predigt zu halten." Ein junger Mann kam zu mir und wollte das Harmonium spielen, aber einen Choral könne er nicht, meinte er, sondern nur Lohengrin. Das hielt ich nun gerade nicht für passend als Weihnachtsmusik und so stimmte ich denn selber kräftig das alte Weihnachtslied an: „Stille Nacht, heilige Nacht". Die Gemeinde fiel frisch und freudig ein und bald brauste der ehrwürdige Lobgesang durch den Zirkus, der ihn gewiß noch nicht gehört hatte. Und dann begann die Predigt. Ich wollte dieser Gemeinde gern geben, was ich selber als heiligste religiöse Erfahrung im Herzen habe, und so verkündigte ich ihr denn: „Gott ist die Liebe und wer in der Liebe bleibet, der bleibet in Gott und Gott in ihm", ich erinnerte sie daran, wie sie solche höchste Christenerfahrung selber in ihrem Leben gemacht hätten, wie ihnen solche Liebe unseres Gottes lebte in den Ihren, in ihren Eltern, ihren Frauen und Kindern, die in weiter Ferne seien; zeigte ihnen, wie Gott ihr Leben

wunderbar geführt habe, wie er soviel Langmut und Geduld gehabt hätte, wie er so manches Leid in Freude verkehrt und so manche Tränen getrocknet habe. Und dann wies ich sie auf den hin, der in der Weihnacht geboren, auf unseren liebsten Freund, Jesus, den Herrn, in dem nicht nur vor Zeiten Gottes Liebe wirklich Fleisch und Blut geworden sei, sondern uns heute noch die Liebe Gottes lebe. Wer den Heiland hat, denn Jesus lebt, wer ihn seinen besten Freund nennt, der hat allzeit das Unterpfand, den Beweis dafür, daß Gott, unser Gott, die Liebe ist. So getrösten wir uns der Liebe unseres Gottes in Christo, dem Herrn, auch wenn wir als sündige Menschen es wohl wissen, daß wir sie nicht verdient haben, auch wenn wir von Gott so geführt werden, wie wir nicht wollen, oder wie wir ihn nicht verstehen. Wie glücklich und freudig war ich, diesen Leuten die Herrlichkeit meines Heilandes zu schildern und ihnen zu zeigen, wie nichts, gar nichts an ihn heranreicht und wie nur wirklich groß und schön ist, was ihm ähnlich ist. Wenn aber solche heilige Gewißheit von der Liebe Gottes in unserem Herzen lebt, wenn der Heiland in dieser Weihnacht wieder in uns geboren ist, dann können wir gar nicht anders, als müssen ihn wieder lieben, lieben mit der ganzen Glut unserer Seele, lieben, indem wir nie des Dankes vergessen für alles Gute, das er uns gegeben. Und wie reich sind wir doch! o, daß wir so wenig Auge und Herz dafür haben; wir müssen Gott lieben, indem wir ihm vertrauen in den Stunden des Herzeleids und des Wehs und nicht verzagen, o daß wir es vom Herzen lernen wollten zu beten: „Vater, nicht wie ich will, sondern wie du willst." Aber wahre Liebe zu Gott kann sich doch nur zeigen in echter Menschenliebe; freilich Christenliebe ist nichts anderes als Opfer und Dienst am Nächsten, und so klang die Predigt aus in der Mahnung zu rechter Liebe zu ihren fernen Eltern und Frauen und Kindern. „In Gottes Augen gibt es kein Hoch und Niedrig der Stellung, es gilt Gott gleich, ob einer Pastor ist oder Domangestellter oder Großkaufmann in Hamburg, vor Gott gilt nur der als sein Kind, der, von seiner Liebe durchdrungen, die liebt, die er ihm als seine Nächsten gegeben hat. Geht hin und glaubt an Gottes Vaterliebe und opfert, was ihr habt und was ihr seid den Euren, so seid Ihr Christen und habt Weihnacht gefeiert und wandelt im Lichte der Weihnacht." — Eine lautlose Stille hatte während der Predigt geherrscht; ich meinte, nie eine aufmerksamere und dankbarere Gemeinde gehabt zu haben als in diesem Domzirkus. Ich hätte wohl einen Maler gewünscht, neben mir zu stehen und die ernsten Physiognomien zu studieren. Wie manchem rannen die Tränen über die Wangen; wie mancher stützte schwer sein Haupt und nickte verständnisvoll zu den Worten der Predigt. Wie manchem mag wohl bei dem Hören des Wortes Gottes zumute gewesen sein: „Aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit klingt ein Lied mir wunderbar; o wie liegt so weit, o wie liegt so weit, was mein einst war."

Als die Predigt mit Gebet und Segen beendet war, kamen mehrere Leute auf mich zu, drückten mir warm die Hand, dankten so aufrichtig und innig, daß es mir sehr wohl tat. Ein alter Mann bat mich, ob er nicht auch einige Worte sagen dürfte. Ich konnte ihn natürlich nicht

davon zurückhalten, gestehe aber, etwas Furcht gehabt zu haben vor dem, was er vorbringen würde. Aber welch angenehme Täuschung sollte ich auch hier erleben. Schlicht und einfach bedankte sich der Mann für die Predigt; seit dreißig Jahren sei er reisender Schausteller gewesen, so etwas habe er aber noch nicht erlebt, ja nicht einmal für möglich gehalten. Gottes Wort seit seiner Konfirmationszeit zum erstenmal wieder; er könne nicht sagen, wie tief es ihn bewegt habe. Sein Dank gebühre vor allen Dingen dem Manne, der den Sinn und den Mut gehabt habe, diesen Gottesdienst hier ins Leben zu rufen, nämlich dem Inspektor des Zirkus. — (Recht so, lieber, alter Freund! Das war die richtige Adresse für deinen Dank; nicht der Pastor, der nur glücklich und selber dankbar seines Amtes walten durfte. O wollten von deinem Takt recht viele lernen, dann hörte der Pastorenkultus bald auf!) — Aber, so fuhr der alte Herr fort, der Pastor sollte ihn nicht vergebens dazu ermahnt haben, christliche Liebe zu üben. Freilich, er hätte nicht viel und das Domgeschäft wäre so schlecht gewesen, wie noch nie. Aber es gäbe hier unter den Versammelten gewiß Leute, die noch viel weniger hätten, als er, und so wolle er eine Kiste Zigarren für das Fest stiften und alle, die keine Zigarre hätten, sollten eine davon haben. Das wäre zwar nicht viel, aber der Herr Jesus sei auch mit Weihrauch und Myrrhen zufrieden gewesen, obgleich er doch viel mehr verdient hätte, so würde er auch wohl diese kleine Gabe annehmen, die er ihm darbringen wollte. Denn, so hätte ja der Herr Pastor gesagt, man diene nur dem Herrn, wenn man dem Bruder diene. — Guter, alter Herr! Du glaubst nicht, was für eine Freude du mir gemacht hast. O würden unsere Predigten immer so verstanden, wie du die meine in der heiligen Nacht verstanden hast, und hätte jede unserer Predigten so viel praktischen Erfolg! Wie könnten unsere Predigten dann glücklich machen!

Und nun noch viel herzliches und freundliches Händeschütteln — — wie viel unzählige Male habe ich das Wort Dank in kurzer Zeit gehört — und dann ging ich wieder in Begleitung des Mannes, der mich abgeholt hatte, hinaus in die stille, heilige Nacht und fuhr nach Hause. Um eine schöne Erfahrung reicher! Das war einmal ein Weihnachtsgeschenk unseres reichen Gottes! Welch wundervolle Stunde hatte ich erlebt! Sie wissen es nicht, sollen es auch nicht wissen, jene Leute, wie viel sie mir gegeben haben.

In keiner Zeitung hatten sie von dem Gottesdienst prahlend erzählt oder ihn ganz gewiß nicht zur Reklame benutzt. Nach zwei Tagen kam ich wieder am Heiligengeistfeld vorbei. Da waren die Buden schon zum größten Teil abgebrochen und meine Freunde waren wieder hinaus, nach allen Richtungen verstreut, in den schweren, oft so undankbaren Kampf ihres Lebens. O daß in Erfüllung gehen möge, was sie mir beim Abschied aus ihrem Kreise zuriefen: Auf Wiedersehen im nächsten Jahre!

Geliebter Leser! Weißt du, warum ich dir diese Geschichte erzählt habe? Ja, du weißt es! Eine kleine Predigt soll sie dir sein gegen ungerechte und lieblose Beurteilung der Menschen. Wie viel wird doch

damit noch gesündigt, daß man immer danach fragt, was der Mensch und nicht wie er ist. Wie viel Hochmut, auch geistlichen Hochmut gibt es noch immer, der von vornherein mit Verachtung auf andere schaut, die keinen sogenannten feinen „Beruf" haben. Ich glaube, wir werden dereinst im Reiche unseres Gottes ganz gewaltige Wunder erleben, wenn es dort so eine ganz andere Rangordnung gibt, als hier. Uns aber soll der Pierrot in der Oper „Der Bajazzo" nicht erst mahnend und strafend zugleich zurufen: „Auch in des Komödianten Brust schlägt ein Herz". Wenn wir nur jedem ein Herz entgegenbringen, werden wir auch bei jedem ein Herz finden.

Trostreiche Worte.

Es ist mir während meiner Wirksamkeit dreimal passiert, daß nach der Traurede mir der Bräutigam sagte, wenn er mich hinausbegleitete und mir draußen den „festen" Händedruck gab: Ich danke auch vielmals Herr Pastor, für die trostreichen Worte. Das waren jedesmal junge Ehemänner, die bei der Traurede sehr bewegt waren; wie ich denn überhaupt die Erfahrung gemacht habe, daß die Männer immer viel mehr von dem Ernst des Augenblicks ergriffen sind, als die Frauen. Das gibt mir den Beweis, daß ich nicht sentimental, tränenselig und „salbaderich" rede. Ich habe mir auch keine Gewissensbisse über diese dreimal sich wiederholende Kritik meiner Traurede gemacht, sondern habe sie mir so erklärt, daß die Leute nie gewohnt sind, dem Pastor etwas anderes zu danken, als für seine trostreichen Worte, wie sie solchen Dank ja täglich oft mehrere Male in der Zeitung angezeigt sehen. Ebenso wie man uns Pastoren ja unendlich oft Herr Doktor anredet. Mit einem Pastor in der Großstadt sprechen, ist etwas so Seltenes und Ungewohntes, daß einem nicht einmal der Titel geläufig ist. Wie soll man also das rechte Wort für einen Dank finden? Wie oft kommen unsere Christen denn in der großen Stadt dazu, einem Pastor etwas zu danken? — Du siehst, geliebter Leser, ich bin nicht traurig über diesen etwas zweifelhaften Dank für meine Leistung; im Gegenteil, die unfreiwillige Komik hat mich amüsiert und ich habe die Unvorsichtigkeit gehabt, davon im Freundeskreise zu erzählen. Da hat denn wohl ein „guter Freund" mein Erlebnis aufgefangen und es zu jenem Witz in den „Fliegenden" verarbeitet und ein wirklich guter Freund, wenn auch noch ein sehr junger, hat mein Erlebnis, wovon ich ihm einst in Hamburg erzählt habe, im fernen Brasilien im Witzblatt wiedergefunden und eine liebe Erinnerung war es ihm an jene gemeinsam mit mir verlebte Zeit.

Ja, ja, mein teurer Leser, so kann man über Nacht berühmt werden, ohne daß man es will und ohne daß man es mit seinen Taten verdient hat. „Dein Stolz wird sich auch noch legen", so sagt mein guter Kollege oft, und wahrlich er hat sich gelegt, und so bin ich denn wieder biederer Mitarbeiter am Evangelischen Gemeindeboten geworden.

Aber Scherz bei Seite! Es gibt wirklich trostreiche Worte bei einer Trauung und manche Traurede kann eine Trauerrede sein; denn in

manche Stunde ehelicher Verbindung leben nicht nur schöne Hoffnungen, reines Glück, himmelhoch jauchzende Seligkeit auf, sondern es werden auch manche schöne Hoffnungen, manches Glück begraben. Laß mich dir von einer solchen traurigen Hochzeit erzählen, wo Gott mir eingab die ernste Situation zu überschauen und zu verstehen und „trostreiche" Worte zu sprechen. — Es sind wohl schon drei Jahre her und das junge Ehepaar ging damals nach Amerika, so werden meine Worte sie wohl nicht mehr treffen und wenn sie sie treffen, dann gebe Gott, daß sie glücklich geworden sind und daß jene Zeit ihrer Hochzeit nur noch eine trübe Erinnerung für sie ist, die sie nicht mehr schreckt. Also es sind wohl schon drei Jahre her, da war ich zu einer Trauung nach der S.straße gebeten. Das ist eine große, modern gebaute Straße, aber keine Straße in meiner Gemeinde ist mir so unsympatisch, als die entsetzliche S.straße. Wie behaglich sind dagegen meine kleinen Straßen mit ihren Höfen an „de Waaterkant", wie gemütlich sind dort die „Buden" und „Säle". Ich hatte die Leute, die mich zur Trauung gebeten, bei der Anmeldung nicht gesehen; sie war tags zuvor gemacht worden und mein Diener hatte ganz verständig die nötigen Notizen dabei gemacht: Mann war Kapitän, seine und ihre Mutter lebten noch, beide evangelisch usw. — Es war ein kalter, regnerischer Novemberabend. Meine Droschke fuhr langsam durch die engen und belebten Straßen; der feine Zug, der durch die Fensterspalten drang, ließ mich oft erschauern. Endlich hielten wir! Vier Treppen hoch! Schadet nichts! Ich kann „unverschämt" steigen; nur langsam, daß man oben nicht außer Atem ankommt, und wenn die Traurede gleich beginnen muß, es die Hochzeitsgesellschaft merkt. Das macht einen schlechten Eindruck und kann die Gastgeber traurig daran erinnern, daß sie so hoch wohnen. Der Pastorsbesuch aber soll niemals trübe stimmen, sondern immer fröhlich, ist er doch der Bote des Evangeliums; darum also die gewöhnlichen, freundlichen Worte auf die Entschuldigung: „Ja, wir wohnen recht hoch, Herr Pastor, die abscheulichen vier Treppen" — „Bitte sehr, das macht nichts aus; je höher hinauf, desto näher bei Gott. Von oben ist die schönste Aussicht. Mir schaden die vier Treppen gewiß nichts; ich habe junge Beine; es ist ganz gut, wenn ich ordentlich steigen muß, sonst werde ich zu stark." — Aber von diesem Gespräch war an jenem kalten Novemberabend in der S.straße keine Rede. Der Empfang war wenig schön; er mutete mich höchst unangenehm an. Ein kleiner „Herr" mit verlebtem Gesicht in schäbiger Eleganz kam mir entgegen und mit gespreiztem Wesen stellte er sich mir vor: „Mein Name ist Koricke, ich bin der Onkel der jungen Frau. Nun kommen sie man herein, Herr Pastor, rein in die beste Stube, man rin ins Vergnügen."

Von drinnen drang mir lautes Gelächter und Gekreisch entgegen. Man hatte augenscheinlich schon vor der Trauung Hochzeit gefeiert. Die ganze Stube war voll Tabaksqualm, überall halbleere Gläser. Rotes Samtsopha, rote Samtstühle blickten mich protzig an und konnten doch dabei ihre Abstammung aus einem Abzahlungsgeschäft nicht verleugnen: an den Wänden die gräßlichen teilweise nichtssagenden, teilweise sehr viel sagenden Öldruckbildern in breiten geschmacklosen Goldrahmen. Alles elegant; o wie ich diese Eleganz hasse! Und nun

erst die Gesellschaft. Die Braut auffallend gekleidet; das blondrot gefärbte Haar von Myrthenkranz und Schleier geschmückt. Das Gesicht war ja wohl, was man schön und regelmäßig nennt, aber furchtbar gewöhnlich, oder um mich eines Fremdwortes zu bedienen, ordinär; aus ihren Augen leuchtete ein häßlicher Triumph. Herr Koricke übernahm die Vorstellung und würzte sie mit seinen widerlichen Witzen. Die Mutter der Braut! Mama war in krachende Seide gezwängt und mit vielen gemachten Blumen und Federn geschmückt, auch mit fraglos unechten Diamantbomben. Die Schwester der Braut und ihre Gespielinnen! Alle mit frechem Gesichtsausdruck; vor meinem ernsten Blick verstummte ihr Lachen und sie blicken mich nur scheu von der Seite an. Bemerkenswert waren nur ihre Frisuren! Mein Himmel, was läßt sich doch alles aus dem Haar zusammenbauen. Noch einige „Herren" nach der Art des „Herrn" Koricke und der — junge Ehemann: eine stattliche, männliche, ernste Erscheinung, etwa Mitte dreißig, ein feines, durchgeistigtes Gesicht. Mit Widerwillen blickte er auf das Treiben um sich; eine fast harte Entschlossenheit stand in seinen Mienen. Mit vornehmen Anstand begrüßte er mich, stellte mich seinem Bruder und seiner Mutter vor. Letztere war eine ältere, äußerst distinguiert aussehende Dame. Sie hatte Tränen vergossen, aber nun war auch über sie eine strenge Ruhe gekommen und als ihr Sohn sagte: „Sehen Sie, Herr Pastor, meine gute Mutter, der wir Söhne alles zu verdanken haben, was wir sind, die ihre Kinder nie verlassen hat und alles mit ihnen teilt an Leid und Freud", da reichte sie ihm schlicht die Hand und aus ihren guten Augen strahlte eine so warme, herzinnige Liebe, daß auch mir ganz feierlich wurde. — Und nun begann die Trauung. Der junge Ehemann starrte düster vor sich hin, nur manchmal konnte man in seinen Zügen einen innern Kampf lesen. Die junge Frau besah sich während der ganzen Rede im gegenüberliegenden Spiegel und blickte sich bei jedem Geräusch um. Sie war in keinem Augenblick bei der Sache und es war nicht schwer in ihren Gedanken zu lesen: „Ich sehe doch eigentlich wunderhübsch als Braut aus und bin nun Frau Kapitän geworden." Die Hochzeitsgesellschaft mußte sich wohl anständig benehmen, denn ich behielt sie jetzt im Auge und Herr Koricke bekam manchmal sehr ernste, mahnende Blicke. Was ich gesagt habe, daß weiß ich heute nicht mehr im einzelnen, aber ich habe immer wieder betont, wie Mann und Frau sich ineinander einleben müßten, wie sie sich Mühe tun müßten, einander zu verstehen und einander zu erziehen, und wie sie sich einander tragen müßten in Geduld und Freundlichkeit. O wenn Jesus ihr Herr würde, der Herr ihrer Herzen, der Herr auch ihres Hauses. Er kann noch immer Wunder tun und die Herzen zueinander bekehren. Wer ihn lieben lernt, wird auch die rechte Liebe zu den Menschen lernen, die uns die Nächsten sein sollen. „O selig Haus, wo Mann und Frau in einer, in deiner Liebe eines Geistes sind." — Und dann war die Traurede vorüber. Die Mutter des Mannes weinte still vor sich hin, als die Ringe gewechselt wurden und auch über des jungen Kapitäns männlich schönes Gesicht rollte eine schwere Träne. — Die Hochzeitsgesellschaft war wieder sehr lustig. Madame, die Mutter der Braut, schwärmte von der schönen Rede und ermahnte ihre Tochter, die mit

ihren lieblichen Gespielinnen lachte, sie möchte doch auch ja tun, was der Herr Pastor ihr so schön gesagt habe, sie hätte ja so'n netten Mann gar nicht verdient, und mit verständnisinnigem Augenzucken setzte sie hinzu: „Sie war eine böse Deern, ein wilder Hummel." Herr Koricke brachte ein Hoch auf das junge Paar aus, behandelte mich sehr kollegial und herablassend und wollte wieder „Schwung" in die Geschichte bringen, wie er sagte. — Ich eilte von dannen! Den ganzen Abend begleiteten mich die trübsten Gedanken. Das Schlußkapitel eines Großstadtromans! Der Roman schließt mit der Ehe, das Leben aber fängt mit der Ehe an. Armer Mann! Aber du hast es gewollt. Arme Mutter! Hast du deshalb alles deinem Sohne geopfert, daß du diese Stunde mit ihm erleben mußtest? Am meisten aber quälte mich der Gedanke, daß ich diesen Menschen hatte so wenig sein können und auch in Zukunft ihnen so gar nichts mehr sein durfte. Wie gern wäre ich dem Manne ein Freund geworden, wie gern hätte ich mich dort als Seelsorger in der Kraft meines Gottes bewiesen. Aber sie gingen ja weit fort. Ich will heute abend für sie beten! —

Es war ein paar Tage später. Da ließ sich eine Frau v. B. bei mir melden. Ich erkannte in der tiefverschleierten Dame sogleich die Mutter des Bräutigams aus der S.straße. Frau v. B. entschuldigte sich, daß sie mich störe, sie habe mir aber noch gern einmal die Hand reichen wollen, ehe sie wieder fortreise — „und mir ist es ein Bedürfnis", so fuhr sie fort, „mich mit Ihnen noch einmal auszusprechen. Sie werden freilich schon die wunderliche und traurige Situation verstanden haben, in der wir uns neulich bei der Trauung meines Sohnes befanden." Und nun erzählte sie mir die Vorgeschichte dieser Stunde und bestätigte mir dadurch, was ich längst selber geahnt und gefürchtet hatte. Es ist eben die alte Geschichte, doch bleibt sie ewig neu und wem sie just passieret — dem bricht das „Glück" entzwei. — Der Vater, ein hoher Regierungsbeamter in einer süddeutschen Residenz, war früh gestorben. Die Mutter blieb mit zwei unmündigen Söhnen in verhältnismäßig günstiger Lage zurück. Sie lebte ganz der Erziehung ihrer Söhne. Der älteste war Seemann geworden und war damit seiner innigsten Herzensneigung gefolgt. Die Mutter war fähig, ihren Söhnen jedes Opfer zu bringen, auch dieses schwerste, den ältesten Sohn schon in frühen Jahren hinauswandern zu sehen in die weite Welt. Aber sie hatte sich nicht in ihrem Sohne getäuscht. Er war ein ernster, strebsamer Mensch geworden und geblieben und hatte in ziemlich jungen Jahren schon sein höchstes Ziel erreicht; man hatte ihm als Kapitän ein Schiff anvertraut. — Dann hatte er — sie kennen gelernt. Sie war Figurine an einem Vorstadttheater; im Leben eine bessere Schauspielerin als auf der Bühne. Sie hatte ihn gänzlich zu umgarnen gewußt. Er war ein viel zu ernster Mensch, um mit Menschenherzen zu spielen oder menschliche Ehre einzuschachern. In wahnsinniger Leidenschaft war er entflammt, aber er hatte erst Erhörung gefunden, als er ihr, wie es auch seiner eigenen Meinung von Mannesehre entsprach, die Ehe versprochen hatte. Sie hatte ihn recht erkannt: er würde nie sein einmal gegebenes Wort brechen. Nun sie sein Wort hatte, hatte sie sich in ihrem wahren Wesen gezeigt. Die Leidenschaft war längst verflogen. Man hatte ihn von allen Seiten

zu überreden versucht, das Verhältnis zu lösen; man hatte ihm gesagt, er tue mehr Unrecht, wenn er eine Ehe einginge, die doch unglücklich werden müßte, als wenn er versuchte, sich sein Wort zurückgeben zu lassen. Es hatte alles nichts genützt. Es konnte ja sein, daß er vielleicht einmal eine leise Andeutung gewagt hatte, man hatte ihn wohl verstanden; aber bei der ersten leisen Verwunderung des Mädchens hatte er zurückgezogen; er kam sich wie ein Elender vor. Und so ist denn alles gekommen, wie es nun geworden ist. — Mit einem schweren Seufzer schloß Frau v. B. ihre Erzählung. Plötzlich sah sie mich mit großen Augen an und fragte: „Herr Pastor, kann denn wirklich Gott noch heute Wunder tun?" Ich reichte ihr schweigend die Hand und dann sprach ich zu ihr aus vollster Überzeugung: „Ganz gewiß, Gott kann noch Wunder tun, Wunder seiner Liebe. Sonst wäre er ja nicht unser Gott und unser Vater. Er kann die Menschenherzen lenken, wie Wasserbäche, er kann alles Leid und Traurigkeit in Freude verkehren. Ja, er kann O, wie habe ich das selber in meinem Leben erfahren. Ja, er kann aus Kindern der Welt, die fern von ihm wandeln, selige Gotteskinder machen. In diesem felsenfesten Vertrauen an Gottes ewige Macht und Güte gehen Sie, liebe Freundin, und — hoffen Sie für Ihren Sohn." Und damit nahmen wir Abschied voneinander. —

Ich habe niemals wieder etwas von jenen Menschen gehört. Wenn ich wieder etwas von ihnen erfahre, dann will ich es dir erzählen, geliebter Leser. Für heute: Grüß Gott. — Vielleicht kannst du aus der obigen Geschichte etwas lernen; vielleicht! Vielleicht legt ihr Eltern sie einmal euren heranwachsenden Söhnen vor. O, daß sie nie vergessen mögen, was sie ihrer Mutter schuldig sind, o, daß sie immer durch ihre Handlung ihre Mutter ehren und achten möchten. Es gibt in allen Anfechtungen und Versuchungen keinen besseren Talisman, als das Bild unserer Mutter! —

Tod und Leben.

Ja, die vergnügte Vorstadt! Was ist das für ein Leben und Treiben zumal an schönen Sonntagnachmittagen! Wie wogt das hin und her! Tausende und aber Tausende lustige, fröhliche Menschen im Festtagskleide ziehen lachend, scherzend, plaudernd die weite, breite Straße und sie alle haben nur einen Wunsch, nur einen Gedanken: Sich amüsieren, vergnügt sein, auf ein paar Stunden nur des Lebens Bürde und Würde, des Lebens Kampf und Sorge vergessen. — Haus an Haus ist eine Stätte des Vergnügens und dem Wanderer schallt aus allen den Häusern lustiges Lachen und fröhliche Musik entgegen. Heissa! Das ist eine Lust, das ist ein Leben! Wer doch da mittun könnte: „Hier bin ich Mensch, hier darf ich's sein."

Ach wie dunkel hebt sich von diesem lebensvollen, lichtvollen Hintergrund die Nachtseite des Lebens ab!

Es ist an einem Sonntagnachmittag im Frühling etwa um 5 Uhr, da eilt ein armselig gekleidetes Weib mit verweinten Augen durch die frohe Menschenmenge. Man höhnt ihr nach, man schilt ihr nach, daß

sie sich so rücksichtslos Bahn bricht. Sie eilt zum Pastor. Noch ist er nicht zu Hause, es dauert wohl immer noch eine oder zwei Stunden, bevor er von den Amtshandlungen heimkehrt. Aber wenn er zurück ist, soll er so schnell wie möglich nach der H. . . straße kommen, Nummer soundso im 5. Stock — es ist eine Bodenetage. Dort ist heute nachmittag die Frau gestorben, die der Pastor schon früher öfter besucht hat. Ach Gott! der Tod ist ja eine Erlösung für sie, sie hat ja so namenlos viel gelitten. Aber sie hat es ihrem Manne und ihren Kindern nicht zeigen wollen, sie hat so gern, so unendlich gern auch mit allen Schmerzen leben wollen, um ihres Mannes und ihrer Kinder willen. Freilich dem Pastor hat sie gestanden, daß sie sich nach Frieden sehnt, daß sie selber so gern bereit wäre, heimzugehen und dem Pastor war es schneidend durchs Herz gegangen, als sie ihn aufs Gewissen fragte: „Kommen wir nach dem Tode gleich zu Jesus, wirklich auch zu Jesus und brauchen wir nicht vorher noch einmal zu leiden?“ Ja das war des Pastors felsenfeste Überzeugung und Glaube, wenn wir die Augen geschlossen, dann gleich zu Jesus, gleich vom Glauben zum Schauen. Das hatte sie getröstet und mit verklärtem Auge hatte sie dem Pastor die Hand gedrückt. „Aber wenn man nur an sich denkt und an das denkt, was man selber gern will, ist man ein eigennütziger Mensch“, so hatte sie gemeint, „und es ist doch besser, wenn mich der liebe Gott erhält bei meinem Manne und meinen Kindern, ich kann selber vom Krankenbett aus ihnen noch manches sein.“ Ja sie war eine fromme Frau, diese schlichte, arme Arbeiterfrau und dabei noch so jung, wohl kaum 30 Jahre alt, und als der Pastor damals von ihr ging, fiel ihm das Wort des Apostels ein: „Ich habe Lust abzuscheiden und bei Christo zu sein, welches auch viel besser wäre, aber es ist nötiger im Fleisch bleiben um euretwillen.“

Nun war sie doch abgerufen; der treue Gott hatte sie erlöst, sie durfte heimgehen, sie war nun „bei Jesus im Licht“.

Das war eine wackere Frau, die Nachbarin, Frau Müller, freilich sie war etwas „rasch“ und sprach viel und es kam ihr auf ein kräftig Wörtlein auch nicht an. Sie behandelte den Pastor, der so viel jünger war, als sie selber, immer als einen Knaben; sie hat ihn nie anders genannt, als „Kind Gottes“ und sie dekretierte: „So, Kind Gottes, so gehen Sie man wieder, Frau S. ist jetzt müde“ oder: „Kommen Sie man morgen wieder, Kind Gottes, heute können wir Sie hier nicht brauchen.“ Aber böse konnte man der guten Frau Müller nicht werden, das war so eine „rechte St. Paulianerin, an der kein Falsch ist“, und wie treu hat sie der armen Kranken beigestanden, was für ein herrliches, praktisches Christentum hat sie geübt. Der Pastor schwärmt für seine alte Frau Müller und zieht sehr tief vor ihr den Hut ab und ist sehr, sehr stolz, wenn sie ihn einmal gelobt hat, daß macht ihn stolzer als manche andere dumme Schmeicheleien.

Es war wohl gegen 7 Uhr, als der Pastor in der H. . . straße 5. Etage eintraf. Ach, was für ein Elend bot sich ihm. Die ganze Majestät des Todes und daneben das Leben, das Leben so klein und armselig, so laut es auch war. Neben dem Sterbebett saß der Mann, der Arbeiter S. und seine zwei ältesten Kinder. Sie weinten still und das

ernste, gebräunte, männlich schöne Gesicht des Mannes zeigte so tiefe, tiefe Trauer. Ja, er lebte und seine Kinder lebten und er hat vielleicht sein und der Seinen Leben nie mehr empfunden als heute beim Tode seiner Frau. Wie verschieden ist doch die Trauer! Wie ist die Herzenstrauer so schlicht und einfach, und wie ist die Trauer in der Hütte des Armen oft so viel wahrer, so viel heiliger als in mancher Villa des Reichen. Was der Pastor gesagt hat? Ach das war nicht viel und gewiß nichts Bedeutendes; der Pastor weiß eins, daß man mit Trostesworten oft nur weh tun kann. Aber der Mann drückte dem Pastor die Hand und sagte so schlicht und einfach: „Herr Pastor, ich will leben, mutig und fleißig um meiner Kinder willen, denn das hat sie gewollt, man muß sein Kreuz tragen, aber es ist „man ein bißchen schwer.“ Leben und Tod. — Nun war es genug für Frau Müller! nämlich das Schweigen. Nun kam sie! Und obgleich sie gewiß klüger und besser ist, als der Pastor, aber daß man hübsch schweigen soll und nur mitfühlen soll, das hätte sie von ihrem „Kind Gottes“ lernen können. Ein furchtbarer Schwall kam von ihren Lippen, immer eingeleitet: „das habe ich immer gesagt“ oder „ja, das ist nun einmal so“ oder „es wird noch alles wieder gut“. Was Frau Müller eigentlich hat sagen wollen, keiner hat es begriffen, nur als sie ganz harmlos wieder vom „Verheiraten“ sprach und „das wäre der Mann seinen Kindern schuldig“ und „da wäre auch nichts bei“, da hat der Pastor Frau Müller unter den Arm genommen und sie hinausgeführt und das „Kind Gottes“ ist gegen seine alte Freundin grob geworden und hat ihr das Wort abgenommen, nur das Allernötigste zu sagen. — Leben und Tod! Der Pastor ist wieder hineingegangen in das Sterbezimmer und aus der Ecke ist das zweijährige Töchterchen der Verstorbenen gekommen und hat sich an das Bett der Mutter gestellt und hat der Mutter ihre Puppe gezeigt: „Mutter, die Puppe ist eklig, sie will nicht hören, sie soll ein neues Kleid haben“ und so ging das Plappermäulchen weiter und dann fragte sie den Vater: „Kann Mutter nicht hören, wenn sie im Himmel ist? Mutter ist im Himmel, im Himmel“, so setzte sie altklug hinzu; Frau Müller hat es ihr gesagt. — Das war zu viel für den Pastor. Er hatte sich schweigend abgewandt und war an das Fenster getreten. — Leben und Tod. Da unten in der Tiefe wogte die lustige Menge hin und her. Gegenüber lag der bekannte große Biergarten und eben jetzt setzt wieder das volle Orchester ein. Wie gräßlich, wie höhnend klingt der Gassenhauer „Mein Herz ist wie ein Bienenhaus“ und immer wieder diese saloppe Melodie. Das Fenster ist offen und deutlich hört man, wie die Menge lustig, übereilig mitsingt „Mein Herz ist wie ein Bienenhaus“.

Freuet euch!

Weihnachten ist gekommen; von den Türmen läuten die Glocken, in den Kirchen ertönen Jubellieder, in den Häusern strahlen die Kerzen und leuchtet das Glück aus den Augen froher Menschen. „Freuet euch!“

das ist heute die Losung. „Freuet euch!“ ruft uns das Festgeläute zu; „Freuet euch!“ singen die Gläubigen; „Freuet euch!“ jauchzen die Kinder.

Fast scheint es, als bedürfe es gar nicht der besonderen Aufforderung, sich zu freuen; ist doch all das festliche Gepränge, die Lichter und die Geschenke nur der Ausdruck der Liebe und des Glücks. So freuen sie sich denn auch, die glücklichen Menschen und in ihren Herzen leuchtet strahlend die Weihnachtssonne der Freude.

Fernab und unbeachtet, beschämt der eigenen Armut stehen jene, denen heute keine Freude wird. Ihnen blühte kein Glück im Leben, keine Liebe schmückt ihnen das Fest; schwere Sorgen, Krankheit und Not, tiefes seelisches Leid, Enttäuschungen und Kummer lassen sie als die Ausgestoßenen gegenüber der fröhlichen Schar erscheinen. Auch an ihr Ohr dringt das „Freuet euch!“, auch sie hören das Jubeln und sehen die Lichter glänzen, aber in ihrem Herzen findet das alles keinen Widerhall. Wie Hohn erscheint ihnen das Jauchzen der Glücklichen; läßt es sie doch doppelt empfinden, wie arm, wie einsam und verlassen sie sind. Die Frohen haben heute keine Zeit für sie — Glück macht ja so leicht selbstsüchtig, — man übersieht sie, verspottet sie und schilt sie gar unzufrieden. Und doch sehnen sie sich gerade heute mehr denn je nach Freundlichkeit.

Die Schiffsjungen sind meistens brave und gute Jungens, es sind aber auch fixe Jungens, stark, mit ganz großen Händen und können tüchtig heben und tragen. Und was bekommen die Schiffsjungen alles zu sehen! Das große Meer und die vielen weiten Länder mit all den großen Städten und den schwarzen und braunen und weißen Menschen, und die hohen Berge und die tiefen Wälder mit den prachtvollen Blumen und den bunten Vögeln und den wilden Tieren. Zur Schule gehen brauchen die Schiffsjungen gar nicht mehr, auf einer engen Bank, in einer engen Klasse sitzen und deutschen Unterricht haben und nehmen müssen und all so etwas Schweres, das haben die freien Schiffsjungen gar nicht nötig. Sagt einmal, ihr Knaben, möchtet ihr nicht auch Schiffsjungen sein? O nur nicht zu stürmisch „Ja“ sagen. Glaubt nur nicht, daß die Schiffsjungen es immer leicht haben und immer nur fröhliche, glückliche Tage haben; die haben es oft schwer. Freilich Mut habt ihr Jungens ja alle, und die Schiffsjungen müssen viel Mut haben. Daran fehlt es bei keinem deutschen Christenkinde. Aber denkt euch einmal, ihr wäret Schiffsjungen und wenn nun Weihnachtsabend kommt und ihr wäret von euren Eltern weit fort, wäre das nicht schrecklich? Wie feiern nun die armen Schiffsjungen Weihnacht? Wißt ihr das? Ich weiß es, mir haben sie es erzählt, und ich will es euch wieder erzählen. Also hört einmal zu.

I.

Da fährt das Segelschiff schnell und ruhig durch die Südsee in warmer Sommernacht — das wißt ihr doch, wenn es bei uns Winter ist, dann ist es im Süden warmer Sommer — das Meer ist so still und vom Himmel leuchten die Tausende von Sternen herab und das Kreuz des Südens strahlt so milde und so schön. Am Steuerruder steht der Matrose und der Schiffsjunge Max. Sie sprechen kein Wort zusammen, nur was sich auf das Lenken des Schiffes bezieht. Sie sehen

die herrliche See nicht zu ihren Füßen und den Sternenhimmel nicht zu ihren Häupten. Sie haben genug mit ihren Gedanken zu tun. Es ist Weihnachtsabend! Max denkt an seine geliebten Eltern, denkt an seine Geschwister. Da sieht er sie in die Weihnachtskirche gehen, voriges Jahr war er mit ihnen, da war er Konfirmand und da sang er in der Kirche: Der Christbaum ist der schönste Baum, den wir auf Erden kennen. Und dann sind er und die Geschwister nach Hause geeilt und dann kam der Vater von der Arbeit und dann haben die Eltern die Lichter am Tannenbaum angezündet und dann haben sie geklingelt und die Türen von der besten Stube gingen auf, und auf dem Tische lagen die schönen Geschenke, ein Buch und — Bums! da hat Max einen festen Stoß in der Seite weg! „Jung, paß doch auf“, so brüllt ihn der alte Matrose an, „was träumst du denn? Du träumst wohl von Weihnachtsabend? Ja, mein Jung, hier in der Südsee gibt's keinen Weihnachtsabend!“ und ein Seufzer ringt sich aus der Brust des alten Seemanns los. — Kein Weihnachtsabend! — Da kommt die Wache und Max ist abgelöst. Er kann nun gehen. In die Kajüte? — Kein Weihnachtsabend. — Denkt euch einmal, geliebte Kinder, ihr müßt es aber keinem wieder sagen, da hat der Schiffsjunge geweint — ja geweint. Und dann hat er sich schnell die Tränen getrocknet und dann ist er die dunkle Schiffstreppe hinabgestiegen und dann — dann hat er die Tür aufgemacht zu der Mannschaftskajüte — und da — was meint ihr? — da hat ein Weihnachtsbaum gestanden, mit Lichtern und mit Nüssen und Äpfeln daran; ja ein Weihnachtsbaum, war freilich ein wunderlich Ding, der Weihnachtsbaum. Der Zimmermann hat ihn gemacht. In den Besenstiel hat er kleine Stäbe hineingeschoben und an diesen Stäben wieder kleine Stäbe geklebt und am Ende hat er kleine Nägel festgemacht und darauf hat er die Lichter aus Wachsstock festgesetzt. Das alles hat er heimlich getan und hat seinen Freunden und Kollegen und dem Kapitän und dem Steuermann eine Überraschung und große Freude gemacht. Ja, wie haben sie alle gejubelt und was hat der Max, unser Schiffsjunge, für Augen gemacht! Und die ganze Mannschaft, auch der Kapitän, hat um den Tisch gesessen und auf dem Tisch hat ein schönes Essen gedampft und sie haben sich alle eine Kleinigkeit geschenkt, eine neue Pfeife und Zigarren und braunen Kuchen. Aber als der Max hereingetreten ist, da ist es dem gutmütigen Kapitän schwer aufs Herz gefallen, er hatte den Schiffsjungen ganz vergessen und keiner hat an ihn gedacht, keiner hatte ein Geschenk für ihn. Keiner hat an ihn gedacht? Keiner? Da ist der Steuermann aufgestanden und hat gesagt: „Du, Max, komm einmal her. Deine Eltern haben mir in Hamburg ein Paket mitgegeben, das soll ich dir am Weihnachtsabend geben — und hier ist es.“ Hatte keiner an unseren Schiffsjungen gedacht? Na, ihr wißt es alle, wer an ihn gedacht hat. Seine lieben, lieben Eltern! Und dann ist der Max wieder hinausgegangen, denn er hat sich wieder geschämt, weil ihm ein paar so ganz große und dicke Tropfen über die Backe gelaufen sind. Und dann ist er mit seinem Paket wieder hereingekommen und hat es ausgepackt, ganz langsam und ganz sorgfältig. Was darin gewesen ist? Nein, das sage ich nicht, ihr müßt nicht neugierig sein. Aber das beste, was darin war, das war ein Brief von seiner Mutter. — Das war des Schiffsjungen Weihnacht auf hoher See! —

II.

Wißt ihr, was ein Schlafbaas ist? Wenn ihr St. Paulianer Kinder wäret, dann wüßtet ihr es. Ein Schlafbaas hat eine große Wohnung und hinten sind eine Menge Schlafstuben und vorn ist eine große Gaststube und bei dem Schlafbaas wohnen die Seeleute. Den Schlafbaas nennen die Seeleute „Vadder" und seine Frau nennen sie „Mudder". Vadder und Mudder sind oft liebe, prächtige Menschen, die das Herz auf dem rechten Fleck haben. — Es ist wieder einmal Weihnachtsabend und die Gaststube bei dem Schlafbaas Str. in der H.straße auf St. Pauli ist ganz voll. Da sind wohl 20 Seeleute, ältere und jüngere und auch ein Schiffsjunge. Er stammte aus dem Süden Deutschlands, war aus den bayerischen Bergen. Er hatte so viel gehört von dem freien, schönen Seemannsleben, und da hat er auch Seemann werden wollen. Und es war auch sehr schön gewesen. Nur heute war er so traurig, er hatte so viel Heimweh, er mußte immer wieder an seine guten Eltern denken in der fernen Heimat. Gestern abend war er erst von See gekommen, heute morgen hatte er an seine Eltern einen langen Brief geschrieben. Nun fühlt er sich so einsam, so allein in der großen, weiten Stadt, in der er keinen Menschen kennt. — Im Gastzimmer ist es sehr still, die Leute rauchen ihre Pfeifen nnd der ganze Raum ist voll Qualm, zum Ersticken. Da sind Mudder und Vadder hereingekommen und haben einen großen Tannenbaum mit vielen Lichtern und vielen bunten Sternen hereingebracht und Vadder hat eine ganz große Terrine mit dampfendem, lieblich duftendem Punsch auf den Tisch gestellt und hat gesagt: „So, Kinners, nu sied man vergneugt un denn ok Prost"; und Mudder hat viel Teller voll Zigarren und voll brauner Kuchen und Pfeffernüsse auf die Tische gestellt und hat gesagt: „Ick wünsch ok fröhliche Wihnachten". Und dann sind sie alle sehr lustig geworden, vielleicht zu lustig, denn sie wollten die ernsten und trüben Gedanken bannen und wollten von der Erinnerung aus früherer Zeit nichts wissen, und dann haben sie gelacht und gesungen und haben die Ziehharmonika gespielt. Und einer hat unserm kleinen bayerischen Schiffsjungen gutmütig die Hand auf die Schulter gelegt und hat gesagt: „Jung, du süst jo ut as een Putt vull Müüs. Drink doch mal, dann warst du fidel." Da hat der arme Junge getrunken ein Glas und noch ein Glas und das heiße, süße, starke Getränk ist ihm so eigenartig in das Blut gegangen und der Kopf ist ihm schwer geworden und ihm war es, als ob die Männer, die da um ihn sangen und lachten, ganz weit weg wären, und er hat den Kopf auf den Tisch gelegt und ist — eingeschlafen. Lange hat er geschlafen, keiner hat ihn gestört, sie waren alle viel zu lustig und er hat so wundervoll, so herrlich geträumt: Der Mond schien auf den frischen Bergschnee und dieser strahlte wie von Millionen Brillanten und er zog mit seinen Eltern in die Christmette und es war ihm wieder, wie einst, da er noch ein ganz kleines Kind war, als ob das Jesuskindlein, das auf dem Schoß der Mutter Maria lag, ihn so lieblich anlächelte — das tut es nur in der heiligen Weihnacht —, und die Christmette war aus und die Eltern und er gingen durch ihr schönes Bergdorf und aus all den Fenstern strahlten die Weihnachtsbäume und sie kamen nach Hause und da saß die alte Großmutter im Lehnstuhl und er rief: „Großmütterle, grüß Gott", und sie hat ihm dann

den heiligen Christ geschenkt und der Tannenbaum brannte so schön — und unser armer Schiffsjunge feierte seine Weihnacht — im Traum! —

III.

Wißt ihr, was die Seemannsmission ist? Das ist eine feine Sache und müßte noch viel größer und mächtiger dastehen, als sie es tut. Sie nimmt sich der Seeleute an, ganz besonders, wenn sie sich in der Fremde befinden und bietet ihnen ein recht christliches, deutsches Heim, daß sie sich überall zu Hause und wohl fühlen können. Und wenn die Seeleute auf ihrer langen Fahrt so lange haben Gottes Wort entbehren müssen, dann gibt ihnen die Mission im schönen, feierlichen Gottesdienste Gottes Wort, und was das für ein großer, heiliger Segen zumal in katholischen Landen ist, das könnt ihr euch denken. — Auch hier in unserm Hamburg wirkt die Seemannsmission viel Gutes und großen Segen und wenn sie kommt und bittet uns Einheimischen: helft uns, dann wollen wir es auch gern tun und ganz besonders zu Weihnachten, damit sie den fremden Seeleuten, recht, recht vielen, ein feierliches, reich gesegnetes Fest bereiten kann. Wenn du kleiner oder großer Freund des Boten*) also Geld oder Naturalien oder Zeug hast, so schicke es dem Boten nur zu, er wird es schon der Seemannsmission geben und sie bitten, daß sie es unseren Freunden zugute kommen lassen möge, nämlich unsern Schiffsjungen. Denn sie feiern auch in der Mission ihre Weihnacht und das hat mir mal einer, der aus Pommern war, erzählt. Er hat gesagt zu mir: O wie war das schön! Das war ein großer, großer Saal im Seemannshaus und der war herrlich geschmückt, überall Licht und zwei große Tannenbäume. So etwas habe ich noch niemals gesehen. Und als wir hineinkamen, bekam jeder einen Zettel, darauf waren Lieder gedruckt. Dann hat ein Mann auf einem Harmonium gespielt, und wir haben alle gesungen: „O du fröhliche, o du selige gnadenbringende Weihnachtszeit", und dann hat ein Herr geredet — ich glaube, es war ein Pastor, denn so schön kann nur ein Pastor reden — hat der Schiffsjunge gesagt, und hat zu uns von Jesus gesprochen, der in der Weihnacht in die Welt gekommen ist und der die Menschen so geliebt hat mit seinem Leben und mit seinem Tod und hat Vergebung der Sünden gebracht, daß wir sollten frei sein und Kinder Gottes. Und dann hat der Pastor gesagt, rechte Weihnachtsfreude sei die Freude über Jesus, unsern liebsten Freund, und wenn wir auch fern vom Elternhause seien, so könnten wir doch recht Weihnacht feiern und wir Jüngeren sollten unseren Eltern dadurch eine rechte Weihnachtsfreude machen, daß wir als treue, ehrliche Söhne unsträflich unsere Wege gingen und uns von der Sünde und dem Schmutze der Welt fernhielten. — Und dann haben wir wieder gesungen und dann bekam jeder ein großes Paket, ich auch. Wo kamen nur all die Pakete her? Ich glaube beinahe, es gibt doch einen Weihnachtsmann, denn ich möchte wissen, wer sonst all die Pakete gemacht hat und die schönen Sachen hineingelegt hat. Wissen Sie — so hat der Schiffsjunge gesagt — was in meinem

*) Gemeint ist der „Evangelische Gemeindebote für Norddeutschland", in dem diese Erzählung erschienen ist.

Pakete drin war? Ein Paar dicke wollene Strümpfe! Woher wußte der Mann, daß ich sie so sehr groß nötig habe und daß alle meine anderen Strümpfe große Löcher haben. Und da lag auch im Paket ein Knaul mit Wolle. Das sollte wohl heißen, daß ich mir meine Strümpfe stopfen soll. Das kann ich nämlich, die Mutter hat es mir gezeigt, und ich will es auch tun. Und dann war im Paket ein Paar Fausthandschuhe und ein Schal und ein sehr schönes Buch — ich habe es aber noch nicht gelesen — und ein Dutzend brauner und weißer Kuchen. Und als wir alle unsere Pakete bekommen und besehen hatten, da haben wir uns bedankt; und dann bekamen wir viel Butterbrot mit Wurst und Käse und viel Kaffee oder Tee und dann haben einige Damen und Herren etwas aufgeführt und wir haben manchmal riesig lachen müssen, so lustig war es. Und immer abwechselnd haben wir dazwischen gesungen; erst als ich heimging, war ich etwas traurig, weil ich nicht zu Hause sein kann in diesem Fest, aber nachher bin ich ganz fröhlich gewesen und mir war es auch, als ob der Herr Jesus bei mir war, und ich habe es mir fest vorgenommen, immer ein anständiger braver Junge zu sein. Man kann ja als Christ doch auch lustig und fröhlich sein, das habe ich an dem Abend so recht bemerkt. — So hat der Schiffsjunge seinen Weihnachten in der Seemannsmission gefeiert.

IV.

Die deutsche Bark „Anna" hatte am Morgen des vierundzwanzigsten Dezember Cuxhaven passiert. Heinrich — übrigens heißt die Hälfte aller Schiffsjungen Heinrich —, der 15jährige große, stramme Junge, war bescheiden und etwas zaghaft zum Steuermann getreten. Dieser mochte nicht gern gefragt werden, er war ein rauher „Seebär", der wenig Worte machte, aber ein alter, ehrlicher, treuer Geselle. Heinrich mußte allen Mut haben, wenn er ihn doch etwas fragen wollte; aber heute wollte er ihn fragen, es stand zu viel, zu wichtiges auf dem Spiel. „Stüermann, kamt wi hüt noch bit nah Hamborg ran?" „Weet ick nich, dummer Klaas, un glöv ick ok nich. Sühst du nich den dicken Nebel un de Wind is ok man swack", antwortete ärgerlich der Seebär; ja, er war ärgerlich, wohl weniger über Heinrichs Frage als darüber, daß auch er wirklich fürchten mußte, Hamburg nicht zu erreichen. — Heinrich ließ den Kopf sinken; o wie unruhig schlug sein Herz, die Ungeduld ließ ihn nicht einen Augenblick stillstehen, er mochte noch nicht einmal das schöne Speck und Erbsen, die es zur Feier des Tages als Mittagessen gab. Ach, wie hatte er sich darauf gefreut, gerade heute nach neunmonatlicher Abwesenheit — am Tage nach seiner Konfirmation war er schon in See gegangen — zu seinen alten Eltern zurückzukehren. Er hatte ihnen lange nicht geschrieben, sie waren lange nicht an Land gewesen. Heute sollte er zu Hause sein, mit den Eltern wieder Weihnachten feiern! Er hatte sogar in seiner Seekiste allerlei liegen, das er mitbringen wollte, was würden Vater und Mutter wohl für Augen machen. Und nun? Nun wird nichts daraus! Das Schiff schleicht nur so dahin und der Nebel wird immer dichter; wie leicht kann man sich festlaufen. Schiffsjungen sind immer etwas derbe. Heinrich hat mit dem Fuß aufgestampft und hat

sogar einen Fluch ausgestoßen. Pfui, das war nicht schön. Die Zeit wurde ihm aber auch gar zu lang. Sonst war er mit Leib und Seele Seemann und hatte seine „Anna" sehr lieb; heute haßte er sie beinahe. Es war auch fast, als ob sie ihn ärgern wollte. Er hätte weinen können; nun war all seine Freude und seine Hoffnung ihm genommen.

In der Fr.-Straße in St. Pauli liegt im fünften Stock eine ganz kleine Bodenwohnung. Sie besteht nur aus einer Küche und zwei kleinen Zimmern. Aber wie sauber, wie freundlich sieht es darin aus. Es ist schön warm in der Stube, die Lampe brennt so hell und licht. Auf dem Sopha liegt die alte Katze und schnurrt. Ein älterer Mann, der nur ein Bein hat, steht auf seine Krücke gestützt im Zimmer und putzt an einem kleinen, winzig kleinen Tannenbäumchen und steckt die Lichter auf. Er ist der frühere Hafenarbeiter Dedecke. Vor zwei Jahren hat er ein großes Unglück gehabt, das eine Bein ist ihm so arg zerquetscht worden, daß man es ihm abnehmen mußte. Nun bezieht er eine kleine Unfallrente und beklebt sonst im Hause Zigarrenkisten, womit er sich eine Kleinigkeit verdient. Sein treues Weib geht oft auf Waschen und Reinmachen aus und so können sich die alten Leute brav und gut durchbringen. Auch heute war Frau Dedecke „bei Herrschaften" und kehrt eben zurück. Man hat ihr noch allerlei als Weihnachtsgeschenk mitgegeben und außer den zwei Mark Lohn noch einen harten Taler. Sie sieht ordentlich hübsch aus die Alte, so hat die kalte Luft und die Freude ihr Antlitz verschönt. — „Guten Abend, mein Alter", so ruft sie ihrem Manne zu und nimmt ihr Umschlagetuch ab. „Na, hast Du den Baum fertig? Weißt du, es ist eigentlich ein Unsinn, daß wir beiden alten Leute uns noch einen Weihnachtsbaum machen. Wir sind doch keine Kinder mehr. Ja, wenn unser Heinrich hier wäre; aber nun sind wir so allein. Dora — das war die Tochter, die in Barmbeck verheiratet war — kann ja auch nicht kommen, sie muß doch bei ihren Kindern bleiben und von denen trennt sich gewiß ihr Mann heute nicht. Na, laß man! Zünde den Baum an, und dann will ich uns ein schönes Abendbrot kochen. Knackwurst und Pellkartoffel, dann kommen wir nicht auf so trübe Gedanken." — Und Dedecke hat den Baum angezündet und hat heimlich einen Bilderrahmen aus Zigarrenkistenholz geschnitzt und darein hat er das Bild seines Heinrich gesteckt, das von ihm am Tage der Konfirmation gemacht war, und hat das Bild unter den Weihnachtsbaum gestellt. Und dann hat er seine Frau gerufen und sie hat ihm dankbar die Hand gedrückt und hat das Bild genommen und sie haben es beide sinnend betrachtet und die Alte hat sich ein paar Tränen fortgewischt und hat leise, doch so stolz und so glücklich gesprochen: „Sieh, Vater, unser alter, lieber Junge. Was ist er doch eigentlich für ein stattlicher, feiner Junge. Er hat uns doch noch nie einen Kummer bereitet. Wenn er doch nur nicht zur See gegangen wäre! Wo mag unser lieber Junge nun wohl stecken in all der Kälte, ach wenn er doch bei uns ...." Da ist draußen mit einemmal ein großes Gepolter gewesen und da hat sich einer den Schnee von den Füßen abgestampft und da ist die Tür aufgerissen worden und jubelnd hat es geklungen in der stillen Weihnacht: Mutter, Vater! — Mein Heinrich! — Min God,

min Jung, wo kamst du her?! Und das war ein Umarmen und ein Herzen und Küssen und eine Freude! — So hat der Schiffsjunge Weihnachten zu Hause gefeiert.

Die „Portokassen“.

Weißt du, vielgeliebter Leser, was eine Portokasse ist? Du lächelst überlegen, weil man so dumm fragen kann. Eine Portokasse ist eine kleine Kasse, aus der in größeren Geschäften das tägliche Porto für Briefe usw. und kleine Ausgaben bezahlt werden und die unter der Verwaltung eines Lehrlings steht. Eine solche Portokasse . . . Höre auf! Das ist langweilig. Wie wenn das nicht ein jeder wüßte. Du hast ja recht; aber meinst du, ich wollte über die Einrichtungen von Portokassen im allgemeinen und über die in St. Pauli im besonderen eine handelspolitische Abhandlung schreiben oder eine statistische Aufmachung geben von den jährlichen Einnahmen und Ausgaben der Portokassen in St. Pauli? Du meinst, das wäre auch langweilig? Mein Freund, gewöhne dich daran, wenn du ein moderner Mensch sein willst, nichts langweilig zu finden, was die Statistik schafft; das ist gefälligst immer interessant, ganz gleich, was sie berechnet. — Über die Portokassen, die du meinst, geliebter Leser, will ich nichts schreiben, sondern über andere Portokassen, und die Portokassen, die ich meine, sind Menschen, junge Kaufmannslehrlinge, mit oder ohne den Adelsbrief zum einjährig-freiwilligen Dienst in der berühmten „Tasche“, aus wohlhabenden oder einfachen Verhältnissen, Kaufmannslehrlinge, die zu Großkaufleuten, zum „königlichen Kaufmann“ erzogen werden sollen, indem sie sehr viel kopieren, noch viel mehr Adressen schreiben, am meisten aber Besorgungen machen und denen die kleine Kasse für das tägliche Porto usw. anvertraut ist. Laß mich dir von solchen Portokassen einiges erzählen, nachdem ich zwei Leitsätze über ihre Geographie und Geschichte aufgestellt. Nämlich erstens: die Portokasse wohnt selten in St. Pauli, treibt aber desto öfter ihr Wesen in St. Pauli, vollführt hier ihre ersten Heldentaten, feiert ihre ersten Triumphe hier und fühlt sich nirgends mehr als Mann und als „verfluchter Kerl“ als eben hier. Und zweitens: die Portokasse verdient oft viel Prügel, öfter aber noch sehr viel Mitleid. — Gelten diese Leitsätze von allen Portokassen? Hilf Himmel, nein! Von deinem Sohn, geliebter Leser, wenn er eine Portokasse ist, will's Gott, gewiß nicht. Aber, nicht wahr, schaden kann es nicht, wenn du einmal nachforschen wolltest.

Damit dir aber nicht manches düster bleibe in meiner wissenschaftlichen Abhandlung über die Portokasse, laß dir erzählen. — Es war an einem Sonntagabend, etwa um 6 Uhr. Die Reeperbahn und der Spielbudenplatz waren schwarz voll Menschen, nicht „Eingeborene“ St. Paulianer; denn während an Alltagen so viele den Pastor grüßen, kennt mich am Sonntage fast kein Mensch. Die sich hier drängen und unsere „Bierpaläste“ bevölkern, sind alles Hamburger, und für diese gilt, was Faust einst gesprochen: „Hier ist des Volkes wahrer Himmel“, wenn sie nur nicht am Tage darauf über diesen Himmel und seine

Freuden so undankbar schelten wollten. — Mich führt mein Weg mitten zwischen diesen Menschenstrom, denn ich muß noch eine Kranke dort, wo die letzten Häuser meiner Gemeinde stehen, besuchen. Vor mir auf geht ein Trupp von etwa 6—8 jungen Leuten, sehr modern gekleidet, nach englischer Mode — es ist doch wohl englisch? geschmacklos ist es jedenfalls —, sie fuchteln mit ihren Spazierstöcken hin und her und reden laut miteinander. Sie dürfen es gern tun; unter dem großen Menschenstrom achten nur wenige auf sie und sie sind auch keine allzu seltsame Erscheinung, denn von ihrer Sorte gibt es viele unter dem „Sonntagspublikum“ und sie gehören, wie naturgemäß, zum Straßenbilde. Diese 6—8 jungen Leute sind Portokassen, ich wette, es sind Portokassen. Laß uns etwas näher treten; es ist nicht indiskret; was wir hören werden, bleibt ja „unter uns“ in der Gemeindebotengemeinde, und die Portokassen merken auch nicht, wenn wir lauschen, denn sie sind sehr beschäftigt und sind sehr wichtig. Portokassen sind immer wichtig. — Unter den jungen Leuten spielt ein großer, recht „überseeisch“ aussehender Jüngling, etwas älter als die anderen, eine sehr große und sehr angesehene Rolle. — Überseer gelten bei den Portokassen besonders viel — er ist vielleicht „Volontär“ —, o wer doch dafür erst eine passende Definition erfunden hätte oder besser noch, wer doch dieses Volontärinstitut zum Besten „unserer guten Jungens“ abschaffen wollte. „Garcia, wo willst du eigentlich hin?“ so fragt eine unserer Portokassen mit einem lieben Kindergesicht den stolzen Hidalgo. „Wart es ab, Schönemann, oder hast du etwa wieder Eile? Du mußt wohl um 7 Uhr zu Papa und Mama zurück und das kleine Kind muß um 7½ Uhr ins Bett. Sag mal, Schönemann, hast du noch eine Trockenamme?“ antwortet in frivolem Tone der Überseer. Die anderen lachen und Schönemann wird rot vor Wut und vor — Scham. Er schämt sich seiner Jugend und seiner ernsten, alten Eltern. „Du, Garcia, das Weib im X-Theater, weißt du, die mit den blonden Haaren ist feudal, wollen wir dort einmal wieder hingehen, vielleicht ist sie noch da. Ich glaube, sie hat mich damals besonders freundlich angesehen, sie kennt mich vielleicht wieder. Da drüben ist das X-Theater“, sagt Müller, ein junger Mensch mit frechem Gesicht und aufgeworfenen Lippen, der sich für besonders schön hält, weil er um so weniger Grund dazu hat. „Du bist ein Schaf“, meinte Garcia, „glaubst du, daß die Ballini sich für bartlose Knaben interessiert?“ Garcia hat nämlich „bei milder Beurteilung“ einen schwarzen Schatten unter der Nase, der zu den schönsten Hoffnungen berechtigt. „Ich will euch was sagen, Jungens“, fährt Garcia fort, „ihr seid doch furchtbar langweilig. Ihr Deutschen seid alle so — so — so bange, so kleinkinderich und Geld habt ihr auch nie.“ „Oho“, meint Müller, „das verbitte ich mir; wieso wären wir bange? und Geld haben wir auch, das geht dich gar nichts an“, und sein Gesicht wird noch frecher. „Ja, du vielleicht“, läßt Garcia sich herab, Müller auszuzeichnen, „aber die andern!“ spricht er in wegwerfendem Ton. „Wir auch“, verteidigen sich die anderen, nur Otto Schönemann erbleicht und wagt nichts zu sagen. „Na, denn kommt“, ruft Garcia, „ich weiß in der D.straße ein feines Lokal mit Damenbedienung, hochnobel sage ich euch, einfach gediegen, ich war neulich

mit meinem Vetter aus Rio dort, großartig, hat der Kerl für einen Ulk geschlagen, die Weiber waren ganz toll." — Damit ist der Trupp in die D.straße eingebogen und macht Halt vor einem Parterre, dessen große Spiegelscheibenfenster dicht verhangen sind und auf denen mit goldenen Lettern die verheißungsvollen Worte prangen „Café Elli". — Entschuldige, geliebter Leser, ich werde wütend, wenn ich nur daran denke! Ist denn unser Staat so armselig und ohnmächtig, solche Höhlen, solche verd . . . Nester nicht ausnehmen zu können. Es ist doch eine Schande wert, daß in einer christlichen Stadt so etwas geduldet . . . Halt! Solche Reflexionen gehören nicht in deine Geschichte von den Portokassen hinein, und wenn du Pastor heißspornig wirst, kriegst du es mit der Polizei zu tun, sei ruhig, dein Predigen nützt dir hier gar nichts und man kann ja dann nicht hören, was denn unsere Portokassen vor der Tür des Cafés einander zu sagen und zu lachen haben. „Was ist denn da", ruft Garcia ärgerlich, „worauf wartet ihr?" „Ach der dumme Schönemann", antwortet Müller, „ziert sich, er meint, er habe keine Zeit mehr." „Natürlich, mein Schönemännchen muß nach Hause, Papa und Mama warten auf ihr süßes Kind. Schönemännchen, du bist wohl konfirmiert, er denkt an seinen Pastor und was der ihm Schönes vorgeredet hat. Schönemännchen, glaube doch solche alberne Geschichten nicht mehr!" — Na, da soll doch gleich das Donnerwetter hineinschlagen. Wagen diese dummen Jungens, selbst über ihren Pastor herzuziehen. Warte, ich will euch! Gemach, lieber Pastor; das mußt du ruhig hinnehmen, oder kennst du das schöne Sprichwort nicht: „Der Horcher an der Wand hört seine eigne Schand"? der Horcher auf der Straße auch. Warum hast du gehorcht Pastor? das rächt sich immer. — Aber wo sind unsere Portokassen? Ach, sie sind verschwunden! Auch Otto Schönemann? Ja, auch er. Die armen Jungens, die armen Eltern! Ob die Kinder wohl wissen, wie unrecht sie gehandelt haben? Sie sind sich der Tragweite ihres Schrittes nicht bewußt? Gewiß sind sie es. Sie wissen ganz genau, daß sie wider das 4. Gebot gesündigt haben, und nichts Schlimmeres gibt es für die Jungens. Aber Otto Schönemann ist doch nur verführt worden. Ganz recht! Nur ist es wunderbar, daß sich die Jugend immer zu dem verführen läßt, was sie selber im Herzen will. Ja, Otto Schönemann tut mir innig leid, aber er war doch auch elend feige.

Es ist ein halbes Jahr ins Land gegangen. Der Großkaufmann Schönemann bewohnt eine hübsche kleine Villa in der Nähe der Stadt. — Es ist etwa 7 Uhr am Abend. Das Ehepaar Schönemann sitzt mit ihrer ältesten Tochter in dem zwar altmodisch, aber behaglich eingerichteten Wohnzimmer. Soeben hat man das Mittagessen beendet, und nun soll die trauliche Stunde kommen, wo Herr Schönemann bei Kaffee, guter Zigarre, der Zeitung oder einem guten Buche sich ausruhen will von den vielen Arbeiten, ja Sorgen, die sein großes Geschäft für ihn zur Folge hat. — Aber heute will die behagliche Stimmung nicht kommen. Die Zigarre geht ein über das andere Mal aus und Herr Schönemann ertappt sich dabei, wie er oft gar nicht weiß, was er in der Zeitung liest. Seine Frau, die neben ihm auf dem Sofa sitzt, läßt auch die sonst so fleißigen Hände neben ihrem unvermeidlichen Strickstrumpf auf

dem Schoß ruhen. Sie ist eine würdige Matrone mit einem lieben, milden Gesicht und hat eine ausgesprochene Ähnlichkeit mit ihrem Sohne Otto. — Jetzt seufzt sie tief auf und gibt den Gedanken, von denen alle drei Menschen hier am Tische beherrscht werden, Ausdruck: „Wo der Otto nur bleibt? So lange er in der Lehre ist, ist es doch noch nicht vorgekommen, daß er nicht um 6 Uhr zum Mittagessen im Hause war. Wenn ihm nur nicht ein Unglück zugestoßen ist." „Was du dir für Sorgen gleich machst", poltert Herr Schönemann heraus; hier sollen wirklich seine Worte seine Gedanken verschweigen; er denkt dasselbe, wie seine Frau, aber er will es nicht merken lassen, um sie und — um sich selber zu beruhigen: „Der Otto ist doch kein Kind mehr! Es wird im Geschäft vielleicht mehr zu tun sein, er wird noch einen Gang zu machen haben. Herr Gott, wenn er einmal eine Stunde später nach Hause kommt, braucht man sich doch nicht gleich so anzustellen." „Ach, das ist es auch eigentlich nicht", antwortet Frau Schönemann, „aber ich habe mir schon seit einem halben Jahre so viel Sorge um den Otto gemacht. Sag selber, ist er nicht ein anderer geworden, als früher? Die kindliche Fröhlichkeit ist dahin; er will etwas Selbstbewußtes haben und hat doch nur etwas Scheues; es ist, als lastete ein Geheimnis auf ihm und als ich ihn neulich so liebevoll und milde zur Rede stellte, fuhr er mich beinahe an, was er doch sonst nie getan. Es mag mir einer sagen, was er will; ich sehe mit meinen Mutteraugen, daß etwas nicht in Ordnung ist. Wie war er sonst so zutunlich; er hat mich geliebkost und immer ein freundliches Wort gehabt; er hatte in allem Vertrauen zu mir, ich wurde immer mehr seine Freundin. Nun ist alles so anders geworden. Ach, ich habe meinen großen Jungen so grenzenlos lieb und war so stolz auf ihn", und stille Tränen rollten der guten Mutter über ihre Wangen. „Na, nun wird es mir aber zu bunt", schalt Herr Schönemann, „du tust ja gerade, als ob der Otto gestorben wäre oder gestohlen hätte oder, was weiß ich, getan hätte." „Sei nicht böse, Liebster", antwortete Frau Schönemann, „ich kann mir nicht helfen. Jede freie Stunde bringt der Otto außer dem Hause zu; früher dachte er gar nicht daran. Er muß ja nach Hause kommen, wenn du es gesagt hast, aber wenn er sich freimachen kann, dann tut er es; er nimmt an nichts mehr teil, was hier im Hause vorgeht. O, wie ich diesen Bengel, den Garcia, hasse; ich glaube, der ist sein böser Geist. Immer ist er mit diesem großtuenden, faden Überseer zusammen. Was er an dem nur hat? Und wo sie sich wohl herumtreiben? Auf der Straße können sie nicht immer sein, und wenn sie in Lokalen verkehren, woher nimmt er denn das Geld dazu? Mit seinen eine Mark fünfzig, die du ihm als Taschengeld gibst, reicht er doch nicht weit. Als ich ihm neulich sagte, er möchte doch zu Hause bleiben, er könne ja seine Freunde, auch Garcia, zu uns einladen — um des Otto willen wollte ich mich ja so gern überwinden, selbst gegen den Garcia freundlich zu sein —, sie können es doch so gut hier haben, aber davon wollte er nichts wissen. Garcia, sagt er, ginge in keine Familie, das wäre ihm zu langweilig. Ach, hätte der Otto doch Vertrauen zu mir oder zu dir! Mir ahnt so Böses und alles könnte ja noch gut werden, wenn er nur offen wäre." In diesem Augenblick brachte das Dienstmädchen

die Abendpost herein, einige Zeitungen und Briefe, die sie dem Hausherrn überreichte, der das für ihn nicht Bestimmte seiner Frau und Tochter übergab. „Was ist das?" ruft Herr Schönemann aus, „ein Brief von ‚Kothemann & Rose', der Firma, wo Otto als Lehrling ist?" Hastig öffnet er das Kuvert: „Sehr geehrter Herr! So leid es uns getan hat, sahen wir uns heute morgen veranlaßt, Ihren Sohn Otto aus unserem Geschäft zu entlassen. Er war in den letzten Monaten nachlässig und zerstreut, und freundliche und ernste Ermahnungen fruchteten nichts. Wir hätten ihn aber deswegen nicht entlassen, wenn sich nicht heute bei der Revision der Portokasse ein größerer Fehlbetrag herausgestellt hätte. Der Verdacht konnte sich auf keinen anderen lenken als auf Ihren Sohn. Er hat dann auch sofort seine Schuld eingestanden. Natürlich sehen wir von einer polizeilichen Anzeige ab, aber Sie werden begreifen, daß wir Ihren Sohn nicht behalten können und auch nicht in der Lage sind, ihm irgendein Zeugnis zu geben. Genehmigen Sie, sehr geehrter Herr, den Ausdruck unserer Hochachtung. Ergebenst Kothemann & Rose." Totenbleich war Herr Schönemann zurückgesunken, und mit den Worten: „Was ist dir? Was ist geschehen?" greift seine Frau nach dem verhängnisvollen Schreiben. — — So, nun ist es genug! Die Erzählung ist zu Ende. Nein, es fällt mir gar nicht ein, weiter zu erzählen; was soll ich auch noch berichten; du kannst dir alles selber denken, geliebter Leser. Auch von der Mutterliebe kann es oft heißen: „Es ist eine alte Geschichte, doch bleibt sie ewig neu, und wem sie just passieret, dem bricht das Herz entzwei." — Und Reflexionen mache ich auch nicht. Die kannst du selber machen, lieber Leser, bedenke dabei nur eins, daß meine Geschichte oft, sehr oft vorkommt und nicht bei den ärmeren Leuten, sondern viel mehr bei den gutgestellten, ja reichen Leuten. Nicht wahr, das gibt zu denken? Man hört nicht oft davon, denn bei den wohlhabenden Leuten kann solcher Schaden gedeckt werden und wird dann vertuscht und verschwiegen. — Was aus Otto Schönemann geworden ist? Ich sage es dir einmal, wenn wir uns sehen, geliebter Leser; heute sage ich es dir nicht; denn das ist auch noch eine lange Geschichte. — Ich will nur eine Mahnung hinzufügen! Na ja, ohne eine Mahnung geht es natürlich beim Pastor nicht ab. Also eine Mahnung! Für die Eltern betreffs ihrer Erziehung? Nein. Für die Kinder betreffs ihres Vertrauens? Nein. Für unsere deutsche Jugend betreffs ihres Umganges mit Überseern? Nein. — Nur eine Mahnung für die Herren Kaufleute! Nun, wird es gut! Ein Pastor will Kaufleute in ihrem Geschäftsleben ermahnen? Das ist — na sagen wir einmal — stark! Ja, er wagt es doch, denn ich sitze hier in meinem St. Pauli ziemlich geschützt vor den Großkaufleuten; die wohnen hier nicht. — Also lieben Kaufleute, wenn ihr eure Portokassen euren Lehrlingen anvertraut, so übt oft und übt strenge Kontrolle. Ihr müßt dazu Zeit haben. Tut es um unserer Jugend willen! Wir haben nichts Besseres und Lieberes als unsere Jugend. Denkt, wenn ihr eure Lehrlinge anseht, an ihre Eltern und an eure eigenen Kinder. — So, nun scheltet über den Pastor, der den Lehrlingen etwas verweisen wollte, und nun eine andere Adresse sich gewählt hat.

Mein reicher Freund.

Ja wenn man reiche Freunde hat! Das ist wahrlich ein Glück; dann kann man nicht verderben. Und wenn man nun gar Pastor und einen „Geldmann" zum Freunde hat, der alles das, was der Pastor Edles und Gutes anstrebt, durch seine Mittel zur Wirklichkeit macht — dann, ja dann ist es leicht, Pastor zu sein und leicht ein so glücklicher Pastor zu sein, wie du es bist, mein Freund. Nun wissen wir es doch, woher du alles beschaffst, was du in deiner Gemeinde Neues gründest und ins Werk setzest. Ja, ja wenn man reiche Freunde hat!

Wenn du so bei der Überschrift reflektierst, geneigter Leser, dann befindest du dich im Irrtum. Solche reiche Freunde, wie du meinst, habe ich keinen, auch nicht einen; freilich ich kenne wohl Leute, die viel Geld haben, die dann und wann auch einmal ein paar „Märker springen lassen", aber mit ihrem Pastor „durch Dick und Dünn zu gehen", daß heißt ihm ihr Geld zur Verfügung zu stellen, damit er wirklich Neues und Großes schaffe zum Wohle seiner Gemeinde, nein, solche Freunde habe ich nicht — und es ist gut so, daß ich sie nicht habe, ich glaube, ich würde übermütig und oberflächlich werden und siehe, geneigter Leser, mein eigentliches Glück besteht eben darin, daß ich „Armenpastor" bin; ich möchte kein „Reichenpastor" sein und könnte es auch gar nicht, ich würde eine traurige Rolle dabei spielen. Aber in den Hinterhäusern und in den Höfen und Gängen meiner großen Gemeinde, im stillen bescheidenen Kämmerlein der Witwe, am Krankenbett des armen Elenden, da fühle ich mich zu Hause, da gehöre ich hin, da bin ich nicht nur mit Leib und Seele, sondern auch mit meinem vollen, ganzen Herzen; und für das Unschöne, was bei meinen geliebten Armen herrscht, hat mich Gott mit Blindheit geschlagen, für das Schöne aber, was dort lebt, habe ich ein sehr offenes und empfängliches Auge, und wolltest du mir die Augen verbinden, ich würde doch empfinden und fühlen, wieviel treueste Elternliebe, wieviel ernste Pflichterfüllung, wieviel dankbare Kindesliebe, wieviel schöne nachbarliche Hilfe bei meinen geliebten Armen heimisch ist. Und glaube mir, mein Freund, die Wohnungen meiner besonderen Freunde sind tausendmal charakteristischer, interessanter, trauter und — schöner, als die langweiligen Salons und Boudoirs der Reichen, die meistens einander so sehr gleichen, wie ein Ei dem andern.

Ja, das ist alles recht schön, aber was soll das alles, wenn du uns von deinem reichen Freunde erzählen willst? Und was ist es mit ihm? — Wohlan so folge mir denn, geneigter Leser, es geht zu einem wahrhaft reichen Menschen, aber du mußt Vertrauen zu mir haben und nicht gleich umkehren, wenn du meinst, wir wären einen falschen Weg gegangen. Denn siehe, wir fahren nicht in elegantem Victoriawagen in der Alstergegend vor eine der wundervollen Villen: wir sind etwa zum Diner eingeladen. Im Vestibul des fürstlichen Gartenhauses herrscht reges Leben. Eine behagliche Wärme umfängt uns und wir steigen zwischen zwei langen Reihen exotischer, betäubend duftender Pflanzen die mit roten Peluche belegte Marmortreppe empor. Draußen saust der eisigkalte Wintersturm. Wie ist es doch in der Villa

des Großkaufmanns X. so anheimelnd und wie angenehm wirkt der „geistreiche" Luxus auf unsere etwas abgespannten Nerven. Da öffnet der alte, aristokratische Diener mit einer ehrfurchtsvollen Verbeugung lautlos die Flügeltüren zum Empfangssalon. Blendende Helle, das Stimmgewirr vieler in den elegantesten, modernsten Roben gekleideter Herren und Damen umfängt uns. — Halt, weiter geht es nicht, den Anfang kann ich noch einmal gebrauchen, wenn ich einen Roman schreiben sollte, und ich verspreche dir, der soll dann auf der Uhlenhorst oder sonst wo „mank die feinen Leute" spielen. — Komm, geneigter Leser, wir gehen auch zu einem reichen Freunde, aber freilich das Milieu (in jedem feinen Aufsatz muß das Wort Milieu vorkommen, das gehört sich einmal so), in dem wir ihn finden, ist so ganz anders, als was du dir in deiner Phantasie ausmalen möchtest.

Vor etwa zwei Jahren wurde ich zu einem Knaben von 15 Jahren gerufen, Heinrich B. Er war seit seinem 4. Jahre schwer krank gewesen am Knochenfraß, und nun war noch ein sehr ernstes Nierenleiden hinzugetreten. Sein Vater war ein einfacher Arbeiter, aber ein so prächtiger, lieber Mann, wie ich selten einen gesehen habe, er ist mir im Lauf der Zeit ein wahrer Freund geworden. Früher fuhr er zur See, und aus seinen guten buschigen Augen leuchtet so viel ernster Mannesmut und Herzensgüte, daß man sich zu ihm hingezogen fühlen muß. Und nun erst gar die Mutter meines Heinrich! Denke dir eine schlichte Frau des Volkes, klein und schmächtig, das Gesicht erzählt dir von viel Sorge, von noch mehr Arbeit, am meisten aber von unendlicher Mutterliebe. Ja, meine gute Frau B., selbst auf die Gefahr hin, daß Sie diese Worte lesen, ich weiß, Sie werden nicht eitel über das, was ein Pastor sagt, Sie hätten viel besseren Grund auf anderes stolz zu sein; aber sagen muß ich es doch meiner Lesergemeinde im Gemeindeboten: ich habe Sie nicht nur lieb, von Herzen lieb gewonnen, sondern ich verehre Sie, wie selten eine Frau. B.'s bewohnen eine sehr kleine und bescheidene Hinterwohnung; das beste der 2 Zimmer ist vermietet, in einem dunklen Raum schlafen Vater, Mutter und die zwei Töchter und in der Wohnstube steht das Bett meines Heinrich. Ich bin während der zwei Jahre zu allen Zeiten des Tages in der Wohnung gewesen, am frühen Morgen, schon vor 7 Uhr, am Mittag, am Abend, zur Nachtzeit um 11 Uhr, es war immer tadellos sauber, immer die beste Luft, mein kleiner Freund ruhte wie ein Prinz in seinem Bett — ich denke mir wenigstens, daß Prinzen es nicht schöner haben können, als er — und dabei war das Krankenlager ein so schweres und erforderte so namenlos viel Aufpassung, die offenen Wunden mußten immer wieder auf das sorgfältigste verbunden werden, die peinlichste Reinlichkeit war geboten. — Heinrich war ein hübscher, intelligenter Knabe; er hatte nur sehr selten die Schule besucht, alles zusammengerechnet ein halbes Jahr. Einer meiner lieben früheren Schüler aus dem Seminar, jetzt selber Lehrer, hatte ihm, als er sich etwas wohler fühlte, auf meine Veranlassung Unterricht gegeben, und der Knabe hatte prächtig gelernt und, was mehr ist, das Herz seines Lehrers gewonnen. Daß er mein Herz besaß, brauche ich wohl nicht erst zu sagen, er hatte seinen Pastor sehr, sehr lieb; ich kam jede Woche ein- oder zweimal zu ihm, und

wenn er kränker war, ging ich jeden Tag zu ihm, weil er es wollte und weil mein Herz mich zog.

Und Gott, der Herr, hat mich sehr reich gemacht gegenüber meinem reichen Freund; wenn er noch so krank war, ich konnte ihm seine Leiden tragen helfen, wenn er noch so traurig war, ich konnte ihn trösten, und wenn er keine Ruhe finden konnte, so konnte ich sie ihm geben. Ich gab ihm, bevor er schlafen sollte, die Hand und strich ihm über sein liebes Gesicht, wir beteten miteinander und — mein Heinrich schlief so schön bis an den hellen Morgen. Wie kann doch unser ewig guter und großer Gott seine Kraft in uns schwachen Menschen mächtig machen, wie kann er uns sündige Menschen adeln zu seinem Werkzeug. Wenn ich meinem Heinrich wieder etwas gewesen war, dann ging ich heim, niedergedrückt von dem Bewußtsein: Herr, ich bin viel zu geringe all der Barmherzigkeit, die du an mir gethan hast. Wahrlich bin ich meinem jungen Freunde viel gewesen, er ist mir viel, viel mehr gewesen. So hatte sich die innigste Freundschaft zwischen uns herausgebildet. — Aber noch einen Freund hatte er und das war sein Arzt. Wie rührend hat der Mann, den ich auch so sehr schätzen lernte an seinem Krankenbett, an ihm seine Pflicht getan und ist nicht müde geworden, ihm sein Leiden zu lindern, nicht als bezahlter Arzt, nein als Freund, denn ich weiß, auch er hatte den Jüngling wirklich lieb. — War Heinrich nicht ein reicher Mensch? Was menschliche Kunst und Liebe ersinnen konnte, das wurde ihm gebracht. Ich habe oft die Wunder der Elternliebe vernehmen lernen — auch aus allernächster Nähe ja — aber niemals habe ich doch gesehen, wieviel Elternliebe zu tun, zu opfern, zu entbehren vermag für ihr krankes, armes Kind, als im Hause meiner Freunde.

Aber Heinrich war noch viel, viel reicher, als du aus dem Vorstehenden annehmen mußt. Denn denke dir, dieser schwerkranke Knabe, der nichts auf Erden sein nannte, der keine Freuden und kein Glück der Welt kannte, war doch so reich, daß er anderen viel, viel Freude machen konnte. Wie schon gesagt, er war ein äußerst intelligenter Knabe, er begriff nicht nur leicht, sondern konnte auch die reizendsten Handarbeiten machen. Wie oft hat er mich und meine Mutter beschenkt, aber auch anderen Leuten Freude gemacht. Er war in seinem Bett immer fleißig, nur wenn die Krankheit zu schwer war, dann ruhten die kleinen, zarten Hände, und das war ihm das Schrecklichste, wenn er nun für seine Lieben nicht arbeiten konnte. Er machte entzückende kleine Schiffe, ganz genaue Modelle, jedes einzelne Tau, jede einzelne Raae; diese Schiffe wurden in einem Glaskasten befestigt und im Hintergrunde eine Landschaft gemalt; ein solches Kunstwerk bildet eine besondere Zierde meines Wohnzimmers und erregt immer die Bewunderung meiner Besucher, die sich daran freuen, ehe ich ihnen erzähle, von wem es stammt. Und diese Schiffe fertigte er mit den geringsten Mitteln; einen eleganten Handwerkszeugkasten besaß er nicht. Zu Weinachten hatte er mir einen Tannenbaum so kunstvoll aus grünem Seidenpapier verfertigt, wie ich nie etwas Ähnliches gesehen habe, auch nicht in den Läden. Er konnte allerliebst sticken; so habe ich von ihm ein Paar mit Seide gestickte Pantoffeln und eine große, reich aus-

gestattete Tischdecke und vieles andere. Und war er einmal zu krank, um größere Arbeiten zu machen, dann malte er mir Blumen und schickte sie mir durch seine Schwester. In diesem Frühjahr hat er zu seiner Mutter gesagt: Mama, ich habe in diesem Sommer sehr viel zu tun; ich muß für meinen Pastor, für meinen Doktor, für meinen Pastor seine Mutter, für meine Tante, für meinen Lehrer und eine ganze Menge anderer Leute noch viele Arbeiten machen. Nicht wahr, ein reicher Mensch. Wie ist doch unseres Gottes Kraft in dem Schwachen mächtig! Wie kann ein solcher Kranker uns Gesunde beschämen; wie sind wir doch so oft unzufrieden und hätten doch nur Grund zu danken. Und warum? Weil wir so oft nur an uns denken und nicht andern in Liebe leben. Machen wir wohl auch nur annähernd so viel Freude, wie jener kranke Knabe? Wir sind bei all unserm Reichtum oft so bettelarm.

Nur einen Herzenswunsch hat mein reicher Freund immer gehabt und der war, konfirmiert zu werden und das hl. Abendmahl nehmen zu dürfen. In den früheren Jahren war es unmöglich; er war zu krank. Im letzten Sommer fühlte er sich etwas wohler; auch seine Schwester sollte konfirmiert werden, und so wurden die Kinder zum Unterricht für den letzten Winter bei mir angemeldet. Heinrich zählte die Tage bis zum Beginn des Unterrichtes, weil er fest hoffte, er würde so weit gesund werden, um zu mir zu kommen und an den Stunden teilzunehmen. Das war ihm versagt; er hat das Bett nie wieder verlassen können; aber es machte ihm Freude, wenn ich ihm sagte, daß sein Platz leer sei und bleibe und immer auf ihn wartete. So lernten auch die anderen Kinder im Unterricht ihn durch meine Erzählung kennen. Ich habe ihm einige Stunden vor seinem Bett gegeben; mußte aber davon bald abstehen, weil es ihn zu sehr aufregte und mußte erfinderisch sein, mir Gründe auszudenken, warum ich ihm keinen Unterricht gab. Hätte er mich nicht so lieb gehabt, er hätte mich für einen pflichtvergessenen Pastor halten müssen. Aber ich glaubte ihn auch ohne gründlichen Unterricht konfirmieren zu dürfen; hatte er doch vom wahren Christentum durch seine Leidensschule mehr gelernt, als die gesunden Kinder und wenn sie noch so viel Unterricht haben. Und was die Hauptsache ist, um wohl vorbereitet das hl. Abendmahl nehmen zu können: er hatte seinen Heiland wahrhaft lieb und von ihm gelernt, Geduld und Nächstenliebe zu haben. Wenn nur alle Kinder so würdig wären, sich im hl. Mahle mit ihrem Herrn unlöslich zu verbinden! — Und Ostern kam heran; Heinrich wurde immer kränker; es war gar nicht daran zu denken, daß er zur Kirche kommen konnte. Dann kam der Tag der Konfirmation; er fühlte sich recht wohl und verhältnismäßig frisch. Nachdem die schöne Feier in der Kirche vollendet war, fuhren meine Mutter und ich zu ihm. Dort waren seine nächsten Verwandten und Freunde und dann habe ich ihn und seine Schwester zusammen konfirmiert. „Ich habe dich je und je geliebet, darum habe ich dich zu mir gezogen aus lauter Güte", so haben wir in diesem kleinen, stillen Tempel unseres Gottes verkündet und bekannt, und meines Heinrich Augen leuchteten, als er in seinem Bett mit gefalteten Händen mehr als sonst die ziehende, suchende, so reich machende Liebe

seines Gottes erkannte und als er aufblickte zum Bilde des Gekreuzigten, in dem die Liebe des himmlischen Vaters Leben und Wirklichkeit geworden ist und — nun hatte er seinen Herzenswunsch erfüllt, als der Segen unseres Gottes auf sein Haupt herabgefleht wurde und ihm als Wahrspruch für sein Leben, das Gott der Herr ihm noch schenken würde, das Wort des Apostels mitgegeben wurde: „Er hat zu mir gesagt: Laß dir an meiner Gnade genügen; denn meine Kraft ist in den Schwachen mächtig. Darum will ich mich am liebsten rühmen meiner Schwachheit, auf daß die Kraft Christi bei mir wohne." Und dann feierten Bruder und Schwester mit ihren guten Eltern das hl. Abendmahl. Das war eine schöne Feier; kein Wort, wohl kein Gedanke der Unzufriedenheit, warum es nicht anders sein könnte, hemmte den Einzug des Herrn in ihre Herzen und ihr heißes Verlangen nach Erlösung und der erbarmenden Liebe unseres Gottes ist durch seine Güte gestillt worden.

Mein Heinrich hat an dem Tage viel Liebe erfahren, und als ich ihn am Abend noch einmal besuchte, da war er so recht von Herzen froh und glücklich. Meine Mutter hatte ihm eine Taschenuhr geschenkt; das hat ihm besondere Freude gemacht, und so viele Blumen hatten sein Krankenzimmer zu einem Frühlingsgarten gewandelt. Wie war mein Freund so reich, so überreich!

Die Aufregung des Tages hatte ihm nicht geschadet. Aber nach drei Wochen wurde es wieder viel, viel schlimmer mit ihm. Ich war täglich bei ihm, und wenn er wirklich einmal mutlos werden wollte, was aber selten vorkam, so war es nicht schwer, ihn wieder getrosten Herzens zu machen. Gerade in dieser Zeit war es, wo er sich die Zukunft so schön ausmalte. Wenn er nur erst gesund wäre, dann wollte er mein Diener werden und dann würde er mir so schön beistehen und „sein Pastor" sollte sich nie mehr ärgern und alle Taufscheine wollte er so schön schreiben; er hatte sich in diese Hoffnung fest hineingeträumt und sich alles ganz genau ausgemalt; und einer unmöglichen Phantasie gab er sich ja auch nicht hin; wenn er nur gesund geworden wäre, so hätte ja alles so werden können! — Anfang Mai war das Wasser von den Beinen nach oben gestiegen; die offenen Wunden schmerzten heftig, und der arme Junge litt oft an Beklemmungen und Beängstigungen. — Es war Sonntag. Ich hatte des Morgens gepredigt und war mit Amtshandlungen bis zum Nachmittag beschäftigt. Man hatte schon mehrere Male zu mir geschickt, ich möchte doch so bald als möglich kommen, Heinrich habe oft nach mir verlangt. Endlich fand ich den freien Augenblick. Ich eilte zu ihm. Er war still und geduldig, wie immer, aber die Augen hatten so einen eigenartigen, fremden Glanz, als ob sie schauten in weite weite Fernen, und als ob sie „von ferne, Herr, deinen Thron erblickt". Er sprach nicht viel; nur auf meine Frage, wie es ihm ginge, antwortete er: mir ist so eigen zumute. Ich sprach ihm Trost zu; auch mir war so weh und weich ums Herz, wenn ich auch das Schlimmste nicht befürchtete. Er schien müde, sehr müde zu sein, so stand ich auf, beugte mich über ihn und fragte ihn: Hast du mich denn lieb, mein guter Junge? Ja, sehr, sehr lieb, antwortete er und sah mir mit seinen großen Augen so traut und

wahr ins Angesicht. Tiefbewegt drückte ich den Eltern die Hand und versprach noch einmal am Abend, wenn der Lehrlingshort zu Ende sei, wieder vorzukommen. — So ging ich hin zu meiner fröhlichen, glücklichen Jugend; wieviel frisches, jugendliches Leben umgab mich; ich konnte mich im Innern von dem Bilde meines kranken Freundes nicht trennen; vielleicht daß ich jene auf kurze Zeit allein lassen konnte und schnell hinübereilen zum Bette meines geliebten Jungen. Eine eigenartige Unruhe hatte mich erfaßt. — Über 100 junge Leute spielten um mich her in sorglosem Glück, da drängte sich ein kleines Mädchen zwischen sie hindurch. Es war Heinrichs jüngste Schwester und als ich in ihre weinenden Augen blickte, da wußte ich alles: Der jugendliche Dulder hatte vollendet und war eingegangen in das Land des Friedens unseres Gottes. Nun war er bei seinem Heiland, den er so geliebt hatte. — Ich ging mit dem Kinde zu seinen Eltern. Dort fand ich tiefe, wahre Trauer, jene Trauer, die sich nicht in lauten Klagen Luft macht, sondern die still und keusch vor sich hinweint und die heilig ist, weil sie sich von Gott, der unser Vater ist, gesandt weiß. Reich wie mein Freund gelebt hatte, war er gestorben, reich an Liebe und Güte unseres Gottes. — Ich war kaum von ihm gegangen, da hatte er gebeten, daß man ihn etwas aufnehmen solle und ihn auf das Sofa legen, er habe solche Beklemmung. Die Mutter, diese treueste, sorgende Seele, war zu ihrem Kinde geeilt, hatte es aufgenommen, um es hinüber zu tragen; er hatte sie fest umschlungen und hatte ihr leise ins Ohr geflüstert: „Ach, Mutter, wie habe ich dich lieb" — dann noch ein langer Atemzug und er war eingeschlummert. Buchstäblich am Herzen der Mutter gestorben!

Nach ein paar Tagen haben wir ihn hinausgetragen. Er lag so friedlich und schön in seinem Sarge. Nun war das Kreuz, das er so lange in seinem Leben getragen hatte, ein zartes Blumenkreuz geworden, früher seine Last, jetzt sein Schmuck. Ein reicher, reiner Jüngling war heimgekehrt in unseres Gottes Haus und durfte nun schauen, was er geglaubt. Wir waren so arm an seinem Sarge, und uns war um Trost sehr bange; was war uns geblieben? Wir hielten uns an das Wort unseres Gottes: So viel wir auch verloren hatten, so viel uns auch genommen war: „Nun aber bleibet Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei, aber die Liebe ist die größte unter ihnen." Das Wort war ja auch wahr geworden im Leben meines reichen Freundes.

An die Eltern der Konfirmanden.

Der Vater geniert sich vor seinem Sohn — o, wie ich dies Wort schon hasse — und überläßt es dem gleichaltrigen Freund an der dunklen Straßenecke, seinen Sohn aufzuklären über die Geheimnisse des Lebens und Werdens. Die Mutter meint, fremden Menschen es überlassen zu sollen, ihre Tochter über das Heiligste und Hehrste des Frauenlebens, über weibliche Tugend und Keuschheit, aufzuklären. Sie geniert sich, mit ihrem Kinde, ja nur, weil es ihre Freundin nicht ist, zu sprechen. — Da steht ein junger Mensch vor mir: „Sag, wer ist dein

bester Freund?" — „Mein bester Freund?" so spricht er fast verwirrt, „ich habe keinen besten Freund!" Oder er antwortet mit leuchtenden Augen — wie macht Freundschaft so schön — und nennt den Namen eines Mitschülers, eines Arbeitskollegen, eines Mitlehrlings. „Und hast du keinen Freund über alles lieb?" Ehrlich ist seine Begeisterung, wenn er den Namen eines verehrten Lehrers, seines Pastors, nennt. „Und dein Vater? Ist dein Vater nicht dein bester Freund? Und deine Mutter? Kannst du jemanden mehr vertrauen als ihr?" Fast verständnislos schauen mich die Augen des jungen Menschen an: Kann denn Vater und Mutter auch mein Freund sein?

Ihr Eltern, verpaßt diese Stunde der entstehenden Freundschaft mit euren Kindern nicht. Sie kommt bestimmt in diesem Winter. Nur dann kann sie euch nicht entgehen, wenn ihr aufs innigste mit euren Kindern zusammenlebt, wenn ihr in ihren Augen lesen könnt, und durch ihre Augen in ihr Herz blicken könnt.

Zum Schutze der Musik.

Wo gebe es einen Menschen, der nicht der Musik zu danken habe. Sie ist die hehrste, heiligste aller Künste; sie kann noch heute Wunder tun. Was für wundervolle Stunden kann sie geben, tröstend, erhebend, beruhigend, erfrischend auf das Menschenherz wirken. Als ich noch ein Kind war, schrieb mir ein hochbedeutender Musiker in mein Stammbuch: „Herrlich und erhaben ist die Kunst, doch göttlich ist die Musik." Wie sehr habe ich im Leben erfahren, was ich damals als Kind nur ahnend verstand. Musik, d. h. das Musische, das Wesen, die Eigenart der Musen selber. Ich meine, keine Kunst hat es so zur Vollkommenheit gebracht, wie die Musik: „Und setz' ich meine Leiter an von Tönen, ich trage dich hinauf zum höchsten Schönen." — Es ist meiner Meinung nach eine der allerwichtigsten sozialen Aufgaben unserer Zeit, die Musik unserm Volke zugänglich zu machen; sie ist ein wesentliches Erziehungsmittel, ganz besonders nach der Gemütsseite hin. Sie ist am meisten verwandt mit der Religion; sie ist der Vorhof zum Allerheiligsten; Musik ist des Glaubens liebstes Kind. Wahrlich sie darf nicht das Reservatrecht der Reichen und Vornehmen bleiben, sie muß Allgemeingut unseres Volkes sein. Ich begrüße alle jene Bestrebungen, die Freikonzerte in unseren Kirchen, die Volkskonzerte zu ganz billigen Preisen usw. usw. mit größter Freude, und ich bin stolz auf unser Volk, wenn es sich in so großen Scharen zu diesen Konzerten drängt und in lautloser Andacht der IX. Symphonie von Beethoven oder dem Messias von Händel lauscht, um nur zwei Beispiele anzugeben. Nein, unser Volk kann doch noch nicht so roh sein, wie manche es uns glauben machen wollen, wie es sich selber oft meint geben zu müssen, oder wie seine Presse in Schimpfereien und Verunglimpfungen schwelgt. Schade nur, daß der Staat, oder ein Konsortium von sehr reichen Leuten oder sonst edle Volksfreunde noch immer kein Geld haben, das Theater für ganz billiges Geld den weiten Kreisen unseres Volks zu öffnen, daß auch die Bühnenmusik ein Gemeingut werde und nicht nur für vieles,

sehr vieles Geld zu haben ist. Gerade die Musik macht heute noch die Schaubühne zur moralischen Anstalt; gegenüber dem modernen Schauspiel klingt dieser Schillersche Ausdruck wie Hohn. Wir Deutschen sind ja so reich an Musik der Bühne; warum tragen wir Beethovens Fidelio, Mozarts Opern, Wagners Musikdramen, Webers Melodien und Harmonien nicht in unser Volk hinein? Die Reichen und Vornehmen können gern etwas für sich behalten, wir mißgönnen es ihnen nicht. Wir begnügen uns: wenn schon Richard, dann auch Richard Wagner, wenn schon Strauß, dann auch Johann Strauß, aber Richard Strauß werden wir kunstblöden, unmodernen Menschen ja doch wohl nicht verstehen. Hier sind wir neidlos.

Es ist für so vieles Geld vorhanden; es ist eigentlich immer und für alles Geld vorhanden. Jetzt zum Regierungsjubiläum unseres Kaisers kommen ja so viele, gewiß herrliche Stiftungen, Wohltätigkeitsveranstaltungen usw. wieder neu ins Leben. Welche Stadtverwaltung resp. welcher Verein, welche Partei, welche Patrioten wären bereit, ein oder ein Paar Millionen zu stiften — mir kommt es auf Geld nicht an —, daß mindestens viermal im Monat die Oper für 50 Pf. geöffnet wäre, ich meine nicht eine Volksvorstellung zweiten Ranges, mit billigen Kräften in untergeordneten Theatern, sondern in dieser Sache, wie in allen Dingen muß es heißen: Für unser Volk — und wir gehören mit dazu — ist das Beste gerade gut genug. Man muß nur die Meinung endlich aufgeben, daß der Genuß der Kunst nichts anderes, als ein flüchtiges Vergnügen, als ein schöner Luxus sei. Gewiß ist es Genießen, wie man frische Bergluft, wie man Frühlingsmorgenluft atmet, um seine Seele gesund zu baden: „und hinter uns im wesenlosen Scheine liegt, was uns sonst alle bändigt, das Gemeine." Es gilt heute mehr, als sonst, unserm Volke Gemütswerte zu geben und zu erhalten; es gilt den Geschmack unseres Volkes zu bilden; gerade auf das letztere sollte man viel mehr Gewicht legen; es ist viel wichtiger, als man denkt.

Du redest doch nur von guter Musik? Ja, gewiß. Denn schlechte Musik gibt es nicht, das wäre, wie wenn man sagen wollte: ungöttliches Göttliches, unheiliges Heiliges; sog. schlechte Musik, wie sie sich in Gassenhauern, in minderwertigen Operetten, in dummen Possen breit macht, ist keine Musik, sondern ruhestörender Lärm. Es gibt keine schlechte Musik, wie es keinen schlechten Freund gibt, der ist der schlimmste Feind. Diesen gilt es zu erkennen, zu bekämpfen, zu verjagen, um jenen recht zu werten, zu lieben und ihm treu zu bleiben, und nur wer den guten, edlen, reinen Menschen als Freund gefunden hat, wird auf den schlechten Freund nicht hereinfallen. So hat auch die Musik heute einen Feind, einen schlimmen, tödlichen Feind, der sich als ihr guter Freund aufspielt. Es wird Zeit, daß wir die göttliche, hehre Muse vor diesem Patron schützen, sonst hat sie ausgesungen und ausgeklungen, und es bleibt von ihr nichts mehr übrig, und der Geschmack unseres Volkes ist von Grund aus für die Musik verdorben, und nur jener greuliche Patron erhebt noch seine seelenlose, blecherne, schreiige, widerliche Stimme, und — das ist das *Grammophon*. Das Grammophon ist eine Landplage geworden, ist ein Marterwerkzeug, eine Folter für unsere Zeit. Es kann rasend machen, die Freude, die Stille

des Hauses rauben, es kann einem den Garten verleiden, es scheucht den Schlaf der Nacht, es macht nervös, ungerecht, verbittert, es treibt einen aus seinen vier Wänden hinaus ins Wirtshaus, wo man es sich verbitten kann. Es kann einem die Freude an der Natur verderben, jede Verbindung mit dem Göttlichen in der schönen, freien Gotteswelt zerreißen. Man kann nicht mehr lesen, nicht mehr arbeiten, nicht mehr beten, es gibt keine stillen Stunden mehr, keine Freude mehr am häuslichen Glück weder in der Großstadt noch auf dem Lande. Daß wir hier in St. Pauli vielleicht am meisten darunter leiden, brauche ich kaum erst zu sagen. In meiner Nachbarschaft sind ja wohl zehn Grammophone. Man kann sich eher gegen schlechte Luft, gegen schlechten Geruch schützen, als gegen dieses Geschrei und Gekreisch, gegen dieses seelenlose, leblose Wimmern und Plärren. Die einzige Möglichkeit, diesen ruhestörenden Lärm zu ertragen, ist, daß man sich selbst ein Grammophon anschafft und dieses nur auf Tonleitern einstellt und sich an dieses gleichmäßige Geräusch gewöhnt. Wir Großstädter sind ja schon abgestumpft gegen einen guten Posten Lärm; wir in St. Pauli z. B. hören selbst in den stürmischen, dunklen Novembernächten die Nebelhörner der Schiffe nicht mehr. Aber an den Lärm der Grammophone kann man sich nicht, darf man sich nicht gewöhnen, denn er ist eine Beleidigung der göttlichsten Kunst, der Musik. Es ist furchtbar, wenn sie immer wieder die ekelhaften Gassenhauer herunterleiern: „Das haben die Mädchen so gerne", so beginnt das erste, und das zweite folgt, und das dritte kreischt noch besser und das vierte schreit noch lauter. Ich wandere nach Blankenese und ruhe mich auf einer Bank an der Chaussee aus; weh mir, ich habe nicht gesehen, daß in meiner Nähe eine Wirtschaft ist, und von dorther höhnt und verspottet mich wieder: „Das haben die Mädchen so gerne", und selbst in meinen geliebten Bergen in Oberbayern und Tirol finde ich keine Ruhe. Aber das ist noch zu ertragen; ich will es nicht hören, es ist zu dumm, als daß es mich nur im geringsten ärgern darf. Viel, viel schlimmer ist es, wenn der greuliche Wimmerkasten sentimental wird und unsere schönen Volkslieder verhunzt, sogar einen Choral entheiligt und nur gar erst sich an die Melodien der göttlichen Meister heranmacht. Hast du, geneigter Leser, einmal Mozart und Beethoven, Weber und Bizet, oder auch nur einen Walzer von Strauß auf dem Grammophon gehört — oder, oder — ich wage es kaum zu sagen, weil der ganze Ekel in mir schon bei der Erinnerung aufsteigt — die Gralserzählung aus dem Lohengrin oder das Lied an den Abendstern aus dem Tannhäuser? Armer Wagner, armer Parsival! Man wird des größten Meisters Wunsch nicht ehren, man wird sein Testament nicht halten, man wird um eines juristischen Paragraphen willen Parsival aus Bayreuth fortweisen, ihn schutzlos in die Welt treiben und — — ihn auf das Grammophon bringen. Göttlicher Meister, daß du kommen könntest, und grob, und grob werden wolltest, aber so recht grob wie Bohnenstroh, und deinen Deutschen sagen könntest, daß sie dich nicht verdienen, daß sie deiner nicht wert sind. Parsival auf dem Grammophon! Und wenn die Menschen es ertragen können, ich hoffe, daß die Hunde heulen mögen. Wagners Musik auf dem Grammophon, und der Meister hat

für seine Deutschen umsonst gelebt und gewirkt. Ihr Kunstverständnis, ihr Kunstgeschmack ist für alle Zeit verdorben. Mir sagte einmal eine sog. gebildete Dame: „Wir brauchen nicht mehr in die Oper zu gehen, wir lassen uns die Musik von unserm Grammophon im Hause vorsingen." Sapienti sat!

Doch halt! Du bist zu hart, zu einseitig. Ist nicht die Musik, entschuldigt, das Geschrei des Grammophon, die Musik der armen Leute? Je nun, wer kann sich denn Oper und Konzert leisten? Erstens schon jetzt recht viele und zweitens, das Grammophon macht überhaupt keine Musik. Ich habe noch niemals gesehen, daß Kinder fröhlich sich im Tanze drehten, wenn das Grammophon auch noch so laut aus einem Fenster heraus schrie. Kinder haben scheinbar einen instinktiven Abscheu gegen diesen Feind der Musik. Die sog. Musik der armen Leute ist der Leierkastenmann, die berühmte Drehorgel mit diesem oder jenem versagenden Ton, oder „Pankoken"*) mit ihren lustigen Märschen oder Jan Mat mit seiner Ziehharmonika. Das sind gewiß keine musikalischen Genüsse, aber sie sind geradezu Labsal und Erquickung gegenüber dem Grammophon, zumal sie das eine vor ihm voraus haben, daß sie bald wieder aufhören, während jenes ja ein Schrecken ohne Ende ist. Der Leierkastenmann muß doch wenigstens seine Hand drehen, „Pankoken" müssen doch wenigstens Atem hergeben, Jan Mat muß doch wenigstens ziehen und sein Instrument weiter und enger machen — sie haben doch wenigstens sicher oft falsche Töne, die, so weh sie tun, daran erinnern, wie es richtig klingen muß, man hat ihren Produktionen gegenüber eine fühlende Brust, zumal wenn sie etwas von Gefühl in ihre Töne hineinlegen — ja sie können manchmal sentimental stimmen. Das alte Hamburger Straßenbild mit seinen „Pankoken" und den tanzenden Kindern und der aus dem Fenster zuhörenden „Lüttmaid", oder mit seinem auf dem Beischlag sitzenden Matrosen, der fast kokett zu seinen Melodien den Körper wiegt und zu seiner Ziehharmonika singt und von den „lütjen" Straßenjungens bewundert wird, hat geradezu etwas Poetisches an sich. Diese entsetzliche Musikmaschine ist aber ebenso poesielos, wie seelenlos — überall muß sich die Maschine hineindrängen, die Maschine beherrscht das Leben; es darf nicht heißen: es lebe das Leben, es muß heißen: es lebe die Maschine; die Maschine ist König.

Gewiß man kann sich freuen, daß heutzutage nicht mehr alle Kinder, zumal die armen Kinder der Reichen, Musik lernen müssen, ob sie begabt dafür sind oder nicht. Wie vielen Menschen mag früher wohl die göttliche Kunst durch ihre eigenen Kunstleistungen in ihrer Jugendzeit schon verhaßt geworden sein. Mit Recht hat man früher schon die Schale seines Zornes und seines Spottes über die „Musikpest", über die Klaviere, ausgegossen und hat gejammert über die Klavierübungen der Kinder. Als ich noch Schüler war, wohnte ich in Eilbek in einem Hause, in dem unter uns eine sonst sehr ordentliche, feine Familie wohnte, welche das Glück hatte, sieben Kinder zu besitzen, die gleicherweise musikbeflissen und unmusikalisch waren. Sie übten immer und

*) Pankoken sind Hamburger Straßenmusikanten.

alle dasselbe und fingen schon Anfang Oktober mit den Weihnachtsliedern an. Ich habe infolge ihrer Kunstleistungen jahrelang „Stille Nacht" und „O du selige" gehaßt; ich kannte sie nur im disharmonischen Zustande, und wo und wann ich sie einmal richtig hörte, bereiteten sie mir immer Aufregung. Ich mußte schließlich ausziehen; denn an Arbeiten war nicht zu denken von morgens 8 Uhr bis in die sinkende Nacht. Die einzige Abwechslung war es, wenn das Klavier abgewischt wurde; ich habe das in meiner musikalischen Verbildung lange Zeit für einen Virtuosentrick gehalten. Damals habe ich schon die malträtierte Kunst und den künstlerisch malträtierten Menschen beklagt und geglaubt, es kann nichts Furchtbareres geben. Armer Tor! Die Musikmaschine ist viel gräßlicher! Schließlich kann man sich hineindenken in die Freude der Kinder, denen ihre Übungen gelingen, die, wenn auch mit viel Mühe und Plage, zumal bei andern und mit viel falschen Tönen, ihr Lied zum Feste dem beglückten und überraschten Vater vorspielen. Aber alle diese Erwägungen und Gedanken und Gefühle sind ja dem Grammophon gegenüber nicht möglich. Da ist alles gedankenlos, gefühllos, geistlos, herzlos, seelenlos.

Nun denn, auf zum Kampf, zum Vernichtungskampf, zum Ausrottungskampf gegen das Grammophon. Unsere Ruhe, die wir so bitter nötig haben zum Leben, ist bedroht, was aber das schlimmste ist, die göttliche Kunst, die Musik, ist bedroht. Wer kann hier kämpfen, wer will hier helfen? Natürlich darf man nicht gleich nach der Polizei schreien. Der Kampf muß von privater Seite ausgehen! Was ist eigentlich Kunsterziehung? Soll das heißen, Erziehung der Jugend durch die Kunst, oder Erziehung der Jugend zur Kunst? Das erste wäre fasch; denn die Kunst kann nur begleiten, niemals leiten, sagt Goethe; das zweite ist herrlich, segensreich, wundervoll und würde zur Veredlung der Menschheit beitragen. Diese Kunsterziehung — gibt es einen Verein — müßte den Kampf proklamieren und in die Hand nehmen. Goethebund, Schillerbund, Lessingbund, oder wie sie heißen mögen, können hier ihre Berechtigung nachweisen, können hier ihre Taten sehen lassen. Wie heißen doch die Leute, die für das Wahre, Gute und Schöne kämpfen? Anstatt immerfort zu reden, zumal über Dinge, die sie nicht verstehen, sollten sie beweisen, daß sie überhaupt fähig sind, etwas zu leisten und der Schönheit zum Siege verhelfen können. Wodurch? Je nun, immer wieder durch das eine, alte, einzig bewährte Mittel: das Gute ist des Bösen schlimmster Feind. Man gebe unserm Volke immer mehr gute Musik und verderbe ihm damit systematisch und kategorisch den Geschmack an schlechter Musik. Das ist freilich Erziehungsarbeit, und die ist mühevoll und geht langsam und kostet mehr Aufopferung, als Redenhalten. — Der Staat aber sollte auf Grammophone eine sehr große Steuer legen, größer, viel größer als die Hundesteuer ist, sollte ferner bestimmen, daß die Musikmaschine nur hinter verschlossenen Fenstern ihre Unwesen treiben darf; denn nur in den vier Wänden ist der Mensch sein eigener Herr, und die freie Luft mit ihren Schallwellen ist Gemeingut der ganzen Menschheit; der einzelne hat kein Recht, sie für sich allein in Anspruch zu nehmen. Schließlich müßte bestimmt werden, daß das Grammophon

nur eine bestimmte Stärke haben dürfe und nur so laut spielen resp. schreien darf, daß die in der Stube Sitzenden es hören können. — Der Kampf gegen die Musikmaschinen — ach, sie haben ja noch andere Formen, als die des Grammophon — wäre auch ein Punkt für die Versammlungen der Grundeigentümer; dann hätten sie um so mehr ein Recht, ihre besonderen Abgeordneten in die Bürgerschaft zu bringen. — Oder werden alle jene Kreise für solchen Kampf nicht zu haben sein? Wohlan, dann muß auch hier, wie in so vielen Dingen, wieder die alte Kirche auf den Plan treten und als ecclesia militans gegen die Sünde wider den heiligen Geist der Kunst zu Felde ziehen. Das ist gewiß ihre Sache! Wie fast alles Große und Edle von der Kirche ausgegangen ist, und wie sie solches dem Staate abgegeben hat, so muß auch hier wohl die Entwicklung gehen: Zum Schutze der Musik. — Oder wer weiß noch andere Mittel und Waffen?

Emil, ein Tyrann in Tirol.

„Na, lieber Freund, du kannst uns ja nun vieles aus Tirol erzählen und wir wollen und müssen es dir wohl glauben; denn wir sind nicht dagewesen und du — hast ehrliche Augen, aber was zu viel ist, ist zu viel. Heute noch Tyrannen in Tirol, heute, wo es fast nur konstitutionelle Herrscher gibt und absolute Kaiser sogar auf ihren Thronen zittern für ihr bißchen Leben! Nein, nein, lieber Freund, das ist Jägerlatein! Du willst uns wohl glauben machen, die alten Ritterburgen auf den Alpen wären wieder belebt von Raubrittern, die in ihren Tälern wie Tyrannen herrschten und wüteten. — Laß dir einen Rat geben, mein Guter! Wenn jemand eine Reise tut, so kann er, ja so darf er auch erzählen, aber er muß Monsieur Urian bleiben und nicht zum edlen Geschlechte derer von Münchhausen gehören wollen." „Da redet ihr und redet und laßt mich, der ich euch doch erzählen soll, nicht zu Worte kommen. Gewiß habe ich einen veritabelen Tyrannen in Tyrol kennen gelernt und habe selber zwei Stunden lang unter seinem Szepter schwer geseufzt. Also, wollt ihr nun hören?"

Es war ein furchtbar heißer Tag; in Meran hatten wir 29° R im Schatten gehabt. Ich kam aus dem Pustertal und erwartete auf dem Bahnhofe der Station Franzesfeste den Schnellzug von Italien, um mit demselben zirka zwei Stunden weit auf der herrlichen, überaus malerischen Brennerbahn nach Gossensaß, einem Orte fast auf der Höhe des Brenner Passes, zu fahren. Obgleich ich Gossensaß schon von der Herfahrt kannte, zog es mich mit aller Sehnsucht wieder hin, weil es gar so lieblich liegt. Ich freute mich so herzlich auf diese kleine Tour. — Endlich kam der Schnellzug, natürlich mit der obligaten Verspätung. Ob es immer so in Österreich ist? Ich bin nicht ein einziges Mal rechtzeitig während der vierzehn Tage, die ich in Tirol war, abgefahren oder angekommen. Der Zug war sehr voll. Nach langem Suchen erhielt ich noch einen Platz in einer dritten Wagenklasse, wo schon sieben Personen saßen. Eine furchtbare Luft strömte mir entgegen und die Hitze, der Staub! Gott lob! ich hatte einen

Platz am Fenster. Mir vis-à-vis saß Emil (ich erfuhr seinen Namen sofort), ein zwölf- bis dreizehnjähriger Bursche mit einem Gesicht, das in einem Augenblick verschlagen, schlau, im andern Augenblick so unsagbar dumm aussah, daß man fast Mitleid haben konnte und man unwillkürlich geneigt war, mit Sarastro zu singen: Dies Kind, kein Engel ist so rein, soll eurem Schutz empfohlen sein. Neben Emil saß seine Mutter, wie sie mir anvertraute, die Frau eines Bahnbeamten, der auf der Strecke der Brennerbahn als Inspektor arbeitete. Sie wohnten in einem kleinen Dorf, unweit Gossensaß; heute hatte die Mutter Emil aus Brixen für die großen Ferien abgeholt. Sie sprach eifrig mit einer kleinen, kugelrunden, sehr lebhaften Hökersfrau aus Brixen, und so viel ich die Sprache verstand, handelte es sich um eine „interessante Verlobung". Neben beiden „sackarierten" mit furchtbaren Gesten zwei Zitronenverkäufer, Nur, daß sie manchmal lachten, ließ mich aufatmen und hoffen, daß sie es nicht so bös meinten, sonst machte ihr Gespräch den Eindruck, als ginge es auf Tod und Leben und als trennte ihre beiden Herzen ein Haß, wie der der sehr ehrenwerten Häuser der Montechi und Capuletti.

Diesen beiden heißblütigen Signori saß ein steifer, bis ans Kinn zugeknöpfter englischer Diener in full dress, mit hohem Livreehut und weißen Handschuhen gegenüber, der in diesem Falle der Reisemarschall eines kleinen, niedlichen weißen Hündchens war, das friedlich neben ihm schlummerte. Dann ein Elternpaar mit einem etwa zweijährigen Kinde — Gottlob, es schlief auch — und dann — ich. — Mir ahnte Furchtbares! Es konnte ja recht nett und heiter werden. Und dabei die Hitze! Wenn der Zug doch nur erst fortfahren wollte, dann käme doch etwas Luftströmung hinein. — Emil musterte mich mit nicht gerade freundlichen Augen. Ich nehme es ihm nicht übel, denn wenn an einem so heißen Sommertage noch ein achter Mensch in ein kleines Coupé eingesperrt wird, so betrachtet man ihn nicht bereitwillig als einen „Bruder", mit dem es fein und lieblich ist, einträchtiglich zu leben. — Aber nun begann die Herrschaft Emils. Wie alle Tyrannen hatte er für die zarte Liebe der Menschenherzen kein Verständnis und kein Interesse, selbst nicht für die interessante Verlobung, die seine Mutter soeben mit ihrer Nachbarin verhandelte. Emil kletterte aus dem Wagen. „Emil, Emil, um Gotteswillen, mein liebes Kind, bedenke, wenn der Zug fortgeht. Emil, komm, oder ich werde böse, nein, gewiß nicht, mein Kind, ich werde nicht böse, aber komm nur, du bist ja mein gutes, braves Kind." Auf solche Friedensunterhandlungen ließ sich Emil ein und er kam — mit dem dümmsten Gesichte von der Welt. Seine Mutter streichelte ihn und — behandelte die interessante Verlobung weiter. „Mutterle", rief Emil, der mit Recht mehr Aufmerksamkeit auf seine Person glaubte beanspruchen zu können, „Mutterle, ich will Bier trinken." „Bier ist schädlich, mein Herz", beschwichtigte die Mutter, und hielt ihm einen längeren, auch mich tief erschütternden Vortrag über die Schädlichkeit des Frühschoppens, was sie mit entsetzlichen Beispielen aus dem Leben belegte. Dieser Vortrag machte nicht nur auf mich einen großen Eindruck, sondern auch auf Emil, der nun mit dem schlausten Gesichte sehr ruhig, aber energisch sagte: „Dann

Wasser!" „Emil", sagte die Mutter, „der Mensch muß sich üben, seine Bedürfnisse einzuschränken usw. usw. Nebenbei gibt es hier kein Wasser usw. Auch ist Wassertrinken bei der Hitze schädlich usw." Ja, und so weiter ging die Unterhaltung über die Verlobung. Emil dachte ernstlich nach, womit er nun seine Untertanen in Arbeit und Beschäftigung setzen konnte. Das ist ein ganz gutes Regierungsprinzip, und er hatte nun einen nicht näher zu bezeichnenden Grund gefunden, weshalb er ein Recht zu haben meinte, aussteigen zu dürfen. Es entwickelte sich eine lebhafte Zeichensprache und dann ein längeres, scheinbar tröstendes und zu edler Standhaftigkeit ermahnendes Geflüster und — bums — die Eisenbahndirektion hatte entschieden, die Coupétür wurde geschlossen und endlich, endlich der Zug setzte sich in Bewegung.

Auch die Unterhaltungen wurden wieder aufgenommen, ich blickte zum Fenster hinaus, der englische Diener und das junge Ehepaar neben mir versuchten es ihrem Hunde und ihrem Kinde gleich zu tun und zu schlafen. Es lagerte ein schwüler Friede über uns; denn Emil schlief nicht. Er blinzelte sehr verwegen nach dem kleinen Hunde und ein kühner Plan entstand in seinem anschlägigen Kopfe. Er verfertigte kleine Papierkugeln und wußte sie sehr geschickt auf den Hund zu werfen. Bei der vierten oder fünften Kugel des Bombardements erwachte der Hund plötzlich, sehr erschreckt, und stieß ein jämmerliches Geheul aus. Emil saß mit dem dümmsten Gesicht von der Welt und blickte harmlos jeden der Mitreisenden an. Der Hund beruhigte sich, Emil nicht. Die Sache hatte ihm zu viel Spaß gemacht, und — wie er wohl glauben mochte — uns auch; er warf noch einmal mit demselben Erfolg. Der englische Diener hatte es aber bemerkt und schalt nun furchtbar, natürlich auf englisch. War es der armen Mutter zu verargen, daß sie ihr geliebtes Fleisch und Blut in Schutz nahm vor den kannibalischen Lauten des Ausländers? Es war ein großer Lärm und, was kommen mußte, kam und alle meine Befürchtungen gingen in Erfüllung, das Kind erwachte und fing nun bitterlich zu weinen an. Emil sah wieder klassisch dumm aus und sagte nur, er könne das Geschrei nicht aushalten und er wolle auf der nächsten Station aussteigen. Aber auch nach diesem Sturm wieder Friede. Emil saß da; was sollte er nun beginnen? Nichts? Furchtbarer Gedanke! Aber was? Das gütige Geschick half ihm. Denn plötzlich erschien der Schaffner, um die Billette zu kontrollieren. Er sah allerdings sehr komisch aus. Ein fast schwarzes Gesicht mit schwarzem Vollbart und einer ganz schwarzen Brille, wahrscheinlich zum Schutz gegen das grelle Sonnenlicht. Emil erlaubte sich einige treffende, kritische Bemerkungen, die von Kamerun handelten und die mich selber ins Lachen bringen mußten. Der Schaffner glaubte mich im Bunde mit Emil und ich bekam mehr Schelte als mein Emil, da es mir nicht möglich war, ein so mitleiderregendes, erbarmungflehendes dummes Gesicht zu machen, wie er. — Der Schaffner war fort; das Gespräch über die Verlobung hatte seinen interessantesten Höhepunkt erreicht, die Italiener hatten ihre Unterhaltung wieder aufgenommen — ob sie über Emil sprachen? Die Blicke, die sie ihm zuwarfen, waren nicht sehr liebenswürdig. Und Emil? Emil saß in seinem nichts durchbohrenden Gefühle da und erwiderte die Blicke der Italiener

mit Grimassen und Fratzen, so daß die beiden würdigen Signori ihm auf Italienisch furchtbare Flüche zuwarfen. Die kugelrunde Frau kam um den interessantesten Bericht über die Verlobungsgeschichte, denn Emils Mutter mußte sich wieder zur Verteidigung ihres Sohnes bereitmachen. Jeder Italiener ist Kavalier, auch die beiden Zitronenhändler, sie drehten uns den Rücken zu und waren still. Auch Emil war still und — ja es geschehen noch Zeichen und Wunder — versuchte zu schlafen, obgleich er oft aus seinen Augen hervorblinzelte. So, jetzt hatten wir Ruhe und ich konnte ungestört die herrliche Gegend, welche wir durchfuhren, bewundern. Da — ich hatte mich wohl etwas hastig bewegt, muß mir das Unglück passieren, daß ich Emil ein klein wenig auf den Fuß trat. Er schnellte empor und mit ihm seine Mutter! Ich hatte wirklich Angst und öffnete alle Schleusen meiner Liebenswürdigkeit, indem ich um Entschuldigung bat, und Emils Mutter in ein Gespräch verwickelte. So ging es noch eine halbe Stunde weiter, in der wir noch oft Emils Tyrannentalent bewundern durften. Endlich hielt der Zug und Emil und 's Mutterle stiegen aus, ersterer nicht ohne ein täuschendes Kläffen eines Hundes zu produzieren, das prompt von dem wirklichen Hunde auf längere Zeit beantwortet wurde. —

Da zog er hin! O Emil, hätte ich doch das anwenden können und dürfen, womit man allein Tyrannenmacht bricht, nämlich rohe Gewalt! Wie gern hätte ich einen Stock genommen und dich mores gelehrt, ja einen Stock — verzeihe, Emil, diesen brutalen Gedanken —, aber geärgert hatten wir uns weidlich über dich. Deine arme Mutter, die das Glück hat, dich immer in deinen Liebenswürdigkeiten zu genießen! Oder ist sie nicht zu bedauern und hat sie nur verdient mit ihrer falschen Erziehung, resp. mit ihrer Verziehung, was sie jetzt erfährt und noch immer wieder erfahren wird?

Mein geliebter Freund! Um solche Erfahrungen zu machen, brauchst du wahrlich nicht nach Tirol zu reisen. Solche liebliche Tyrannen, die ihre Eltern beherrschen und ihre Macht auf alle Menschen ausdehnen, die ihnen nahe kommen, kannst du allenthalben erleben, die gibt es auch in unserem Hamburg, überall da, wo Eltern das wichtigste, höchste und einzige von ihren Kindern fordern, nämlich Gehorsam. Es gibt keine guten und schlechten Kinder, keine liebenswürdigen und unfreundlichen Kinder, keine frommen und verdorbenen Kinder, keine bescheidenen und flegelhaften Kinder, es gibt nur gehorsame und ungehorsame Kinder. — Nun, ich will mich doch einmal umsehen, ob ich bei uns auch solche Tyrannen finde, wie Emil. Vielleicht siehst du dich auch einmal danach um, geliebter Leser, und solltest du sie gar unter deinen eigenen Kindern finden, nicht wahr, dann soll ihre Herrschaft zu Ende sein und koste es auch einen kleinen Kampf.

IV.

Grundsätzliches zur Jugendpflege.

Die Vereinigung St. Paulianer Lehrlinge in Hamburg-St. Pauli.

Es sollen im nachfolgenden einerseits die prinzipiellen Fragen, die zur Charakteristik unserer heranwachsenden männlichen Jugend dienen und die auf die eigentlichen Ziele und Zwecke der Vereinstätigkeit an ihr hinweisen, erörtert werden, und es sollen andererseits die Erfahrungen aus dieser Arbeit, die seit über sechs Jahren in meiner Gemeinde, St. Pauli bei Hamburg, besteht, dargelegt werden. Aber ich bemerke gerade zu diesem zweiten Teile: Ich will gern dem Wunsche des Herausgebers dieses Leitfadens folgend erzählen, wie ich es gemacht habe und wie ich es jetzt noch mache, die Jugend zu sammeln und zu fesseln, aber ich stelle meine Arbeit nicht als Muster hin; man versuche es nicht „nachzumachen". Eins gilt nicht für alle; dieser Satz hat seine ganz besondere Bedeutung bei der Leitung von Vereinen jugendlicher Arbeiter. Die Jugend, ihre soziale Lage, ihre Schulbildung, ihre Bildungsfähigkeit, ihre häuslichen Verhältnisse sind überall verschieden. Der Leiter solcher Vereine muß nicht nur die Jugend verstehen, sondern seine Jugend, die ihn gerade umgibt, und wenn es eine Kunst ist, einen solchen Verein ins Leben zu rufen und zu leiten, so besteht die Kunst nur darin, ein feines Gefühl für die Eigenart gerade der Jugend zu haben, der wir dienen wollen. Wie wir unsere Vereine leiten sollen, kann niemand besser lehren, als unsere Jugend selber. Gilt der Satz schon im Schulleben: Im Lehren lernen wir, so gilt er noch vielmehr in der freiwilligen Erziehungsarbeit. Wer seine Jungen kennt, den lehren sie auch ihre Bedürfnisse kennen, den lehren sie auch den Weg kennen, auf dem er zu ihren Herzen kommen kann, und das ist die Hauptsache: wir müssen das Herz unserer Jugend gewinnen; erst dann können wir unserer Jugend, je nach ihrer Eigenart, nach ihren örtlichen und sozialen Verhältnissen, etwas, ja ich behaupte, viel sein. Unsere deutsche Jugend hat ein Herz, ist reich an Gemüt, begeisterungsfähig und noch rein, und wer unsere Jugend kennen lernt, muß sie lieb gewinnen. Freilich das ist conditio sine qua non: wer an unserer Jugend arbeiten will, muß sie wirklich lieb haben. Wer das nicht kann und wer sich nur künstlich in eine gewisse Sympathie zur Jugend hineinarbeiten muß, der ist unbrauchbar für die Arbeit an unserer Jugend, der bleibe davon, er wird mehr Unheil als Segen stiften. Alle Arbeit an unserer Jugend muß

Liebesarbeit sein, nur hierin keinen Sport treiben, das Material ist zu heilig.

Ich glaube meine Hamburger und besonders meine St. Paulianer Jungen zu kennen und ich muß sagen, sie sind wohl wert, geliebt zu werden, und es ist nicht ein aussichtsloses, sondern dankbares Beginnen, an ihnen und für sie zu arbeiten. Die schulentlassenen Jünglinge unserer großen Städte sind weit mehr Kinder, als man oft meint, sie sind in ihren Anschauungen, Freuden und Leiden viel kindlicher, als ein Mädchen im gleichen Alter. Unsere deutsche Jugend ist weit besser, als ihr Ruf und als die Schwarzseher und Volksbeglücker hüben und drüben uns wahr machen wollen. Ich kann gerade aus meiner Erfahrung nicht einstimmen in die Klage über unsere Jugend und in ihre Verurteilung. Natürlich, es gibt traurige, sehr traurige Ausnahmen, aber das sind doch nur Ausnahmen, und auch bei diesen nehme ich die meisten Jünglinge noch in Schutz; schuld sind sehr oft die Eltern, die ihre Pflicht so grenzenlos vernachlässigt haben. — Nein, daß unsere Jugend verroht sei, ist einfach nicht wahr. Man muß nur nicht gleich jeden Übermut, jede ungebändigte Kraft, die einmal „über den Schwengel schlägt", als eine Roheit und Schlechtigkeit verschreien. Unsere Jugend kann verlangen, daß wir ihr Vertrauen entgegenbringen. Wenn wir das nicht tun, wie können wir von ihr Vertrauen verlangen? Nur Vertrauen erzeugt Vertrauen.

Unsere Jugend ist, wenn sie die Schule verläßt, herzensrein und begeisterungsfähig für alles Große und Gute; sie ist nicht verroht — aber sie kann verrohen. Und hier muß die Arbeit der Jugendfreunde einsetzen. Unsere schulentlassene Jugend ist in ein eigenartiges Stadium eingetreten, von dem es gelten mag: „sie sind nicht Fisch und nicht Fleisch". In der Tat sind sie zum größten Teile noch Kinder, und doch sind sie in keinem Punkte so „kitzlig", so „nervös", als in diesem, nur nicht als Kinder angesehen zu werden. Wer es darin versieht, der hat es für alle Zeit mit ihnen verdorben. In gewisser Weise hat unsere Jugend recht. Kinder sind sie freilich nicht mehr, wenn sie Sorge und Arbeit kennen. Wie mancher arme Junge ist durch Arbeit und Sorge früh gereift und innerlich weiter und ernster als viele von der teuren jeunesse dorée, deren sittliche Unreife die einzige Entschuldigung für ihre Roheit ist. — Aber in dieser Zwitterstellung unserer Jugend nimmt sich ihrer eigentlich kein Mensch an. Die großen Mächte der Finsternis treten an die jugendlichen Herzen, die Sünden in ihren mancherlei gleißenden Gestalten müssen ihre Seele erregen; unsere Jugend ist wahrlich nicht dumm, sie sieht mit ihrem fragenden Blick oft viel mehr, als die Älteren. Aber an wen soll sie sich mit ihren Fragen und Rätseln wenden, zu wem darf sie Vertrauen haben? Gerade in dem Alter von 14, 15 Jahren habe ich bei der männlichen Jugend ein großes Schamgefühl bemerkt; sie erröten oft über Dinge viel eher, als ein Mädchen im gleichen Alter, das denselben Dingen viel nüchterner und ruhiger gegenüber steht. — Wer gibt unserer Jugend das Gute, das allein der wahre Feind alles Bösen ist, wer gibt ihr, um ein Beispiel von vielen zu wählen, Gelegenheit, wahre edle Kunst kennen und lieben zu lernen, um in demselben Maße die gemeine, schlechte

Kunst hassen zu müssen? Es gibt außerordentlich wenige Menschen, die es versuchen, mit der Jugend in diesem Alter umzugehen, d. h. ihr Vertrauen zu gewinnen. Der Chef des Kaufmannshauses kümmert sich um seine Lehrlinge fast nie; ladet er sie vielleicht einmal zu sich ein, besucht er ihre Familien, untersucht er ihre Fortschritte in wissenschaftlicher Beziehung usw.? Ich habe davon in ganz seltenen Fällen gehört. Ähnlich steht es in den Fabriken. Die jungen Leute sind dem Unterbeamten überwiesen, der oft selbst noch unreif ist und alles andere, nur kein Leiter für die Jugend werden kann. Bei den kleinen Handwerkern steht es noch am günstigsten, aber wer geht heute noch bei kleinen Handwerksbetrieben in die Lehre? — Freilich sollte ja besonders das Elternhaus hier wieder mit seiner sittlich erziehenden Macht eintreten; vor allen Dingen sollte der Vater der gewiesene beste Freund seiner heranwachsenden Söhne werden. Aber wie selten geschieht es! Nicht nur in den Häusern unseres Volkes, fast möchte ich sagen, noch seltener in den Häusern unserer sogenannten besser Gestellten. Man hat keine Zeit, sich dem heranwachsenden Sohne zu widmen, es sind mehr Kinder da, der Vater ist am Abend sehr müde von der Arbeit, er hat seine Vereine, wo er die Welt verbessern muß (bei den „feinen Leuten" hat man gesellschaftliche Rücksichten zu nehmen); die Mutter muß oft noch mitverdienen, ganz zu geschweigen von den Familien, wo selbstverschuldetes Elend durch Trunkenheit und Liederlichkeit oder gar Verbrechen eingezogen ist. Also bleibt der heranwachsende Sohn sich selbst überlassen; wenn er nur sein Geld, das er verdient, abliefert und zur rechten Zeit fortgeht und wiederkommt, dann ist alles gut; was er sonst treibt, worüber er denkt und mit seinen Freunden spricht, das kümmert das Elternhaus wenig oder gar nicht. Zum Glück hat unsere Jugend in Hamburg wenig freie Zeit, besonders die gewerbtreibende. Die jungen Leute müssen fast alle abends nach der Arbeit noch die Gewerbeschule besuchen oder Fortbildungskurse durchmachen usw. Desto gefährlicher ist aber in den großen Städten der Sonntag.

Freiheit der Bewegung hat unsere Jugend in vollem Maße; wer will ihr etwas gebieten oder verbieten? Niemand! denn keiner kann sie kontrollieren. Rettungslos sind sie dem großen Strom verfallen, der unmittelbar, wenn auch allmählich in die Hände des Lasters treibt. Gottlob, viele retten sich, aber Gott sei es geklagt, Tausende und aber Tausende gehen zugrunde. Warum? Weil das Böse stärker ist, als das Gute? Das kann kein Christ, der einen Gott zum Vater hat, glauben. Oder weil unsere deutschen jugendlichen Herzen krank und matt und siech geworden? Den Vorwurf der Verweichlichung muß ich mir für die Jugend unseres Volkes verbitten, bei anderen mag sie wahr sein, die kenne ich zu wenig. — Nein, deshalb gehen so viele im daherbrausenden Strome zugrunde, weil keiner sie hat schwimmen, d. h. hier leben gelehrt, und weil keiner ihnen die rettende Hand hingestreckt hat, als sie drohten unterzusinken. Hier muß die Arbeit an unserer heranwachsenden Jugend einsetzen, mit anderen Worten: Unserer Jugend müssen Persönlichkeiten, Freunde gegeben werden, denen sie vertrauen, die sie lieb haben kann. Es gibt nichts Besseres für einen heranwachsenden Jüngling, als einen älteren Freund.

Es braucht kein Pastor zu sein; religiöse Fragen und Zweifel werden unsere Jugend wohl nur selten bewegen. Trost hat sie noch nicht nötig, sie ist ja noch fröhlich und frisch. Und wenn sie in Herzeleid und Not gekommen ist, dann wird sie sich ganz gewiß an ihren Freund, der gerade Pastor ist, wenden. So wenig ich im Verein auch den Pastor herauskehre, so sehr habe ich meinen einzelnen jungen Freunden als Pastor dienen dürfen. Unsere Jugend braucht auch keine Lehrer mehr, sie hat deren genug gehabt und genießt das Bewußtsein, ein Schüler zu sein, immer noch viel zu sehr in den Fortbildungsschulen usw. Nein, unsere Jugend braucht nur wahre Freundschaft; nach einem Freunde, der mit ihr fühlt und sie versteht, lechzt sie geradezu, und wie namenlos dankbar ist sie, wenn sie ihn gefunden hat. — Aber wer kann denn unserer Jugend ein solcher Freund werden? Man hat so viel anderes zu tun! Gewiß, aber man hat nichts Wichtigeres zu tun. — Der eine hat Geschick dazu, der andere nicht. Freilich, es muß zugegeben werden, daß manche gelehrte und tüchtige Männer, auch Lehrer, Geistliche, Universitätsprofessoren und andere sich oft namenlos ungeschickt im persönlichen, wenn ich mich so ausdrücken darf, gesellschaftlichen Verkehr mit der Jugend benehmen. Sie behalten immer ihr Lehrertum bei, können die Würde — die schreckliche Würde — nicht aufgeben, sie meinen sich etwas zu vergeben, wenn sie sich der Jugend gegenüber so geben, wie sie sind, und werden unnatürlich und steif, oder auch sie wollen sich recht populär machen und verfallen in das gegenteilige Extrem und werden wirklich albern, unsere Jugend merkt die Absicht und wird — frech. Gewiß, einige Menschen haben eine besondere Gabe, mit der Jugend zu verkehren, und sie sollen sehr dankbar dafür sein. Aber lernen kann es ein jeder, „der guten Willens ist". Es lernt sich mit der Zeit durch den Umgang mit der Jugend selbst, sie lehrt es uns schon, man muß nur nicht ein solcher Lehrer geworden sein, daß man zum Lernen nicht mehr fähig ist. Allerdings sind noch zwei Bedingungen nötig, um der Jugend wirklich Freund zu werden. Auf die eine haben wir oben schon hingewiesen. Man muß der Jugend Vertrauen entgegenbringen, sie wirklich lieb haben. Wer aber die Jugend als solche wirklich lieb hat, der wird sich auch nicht durch bittere Enttäuschungen — wo gäbe es die nicht — entmutigen lassen, sondern sie werden ihm ein Sporn sein, weiter an ihr zu arbeiten, haben doch die Enttäuschungen ihm bewiesen, wie nötig seine Arbeit ist. Und zweitens: Wer der Jugend ein Freund sein will, darf nie vergessen, daß er selbst jung war. Das ist, meiner Ansicht nach, das grundlegende Dogma für alle Arbeit an der Jugend. Er muß sich in die jugendliche Seele hineinversetzen können. Jesus hat gezeigt, wie die Liebe, die er fordert, praktisch sich verwirklichen läßt: Alles was ihr wollt, daß euch die Leute tun sollen, das tut ihr ihnen auch. Wie sehr gilt das Wort von der Liebe zu unserer Jugend. Was hätten wir gewollt, das man uns tat, als wir noch jung waren? Das wollen wir auch unserer Jugend geben. — Wenn wir aber nie vergessen, daß wir selber jung waren, so können wir auch von unserer Jugend verlangen, daß sie nie vergesse, daß sie alt werden soll, daß sie zu Männern heranreifen soll.

Mit diesen Ausführungen ist zugleich im Prinzip der Zweck, die Berechtigung, aber auch die Beschränkung der Vereinstätigkeit an unserer Jugend dargelegt. Unsere Jünglingsvereine, Lehrlingshorte usw. (der Name tut nichts zur Sache) sollen unserer Jugend eine Persönlichkeit, der sie Vertrauen entgegenbringen können, vermitteln, sollen ihr einen älteren Freund geben. Diesem Zweck muß alles dienen, und was diesem Zweck nicht dient, muß aufgegeben werden. Der Lehrlingshort, wie ich ihn eingerichtet habe, soll kein Turnverein sein, der zum Zweck hat, vor allen Dingen die körperlichen Fähigkeiten auszubilden. Im Lehrlingsverein befindet sich eine Turnabteilung. Der Lehrlingsverein soll nicht ausschließlich Turnspiele betreiben, weil bei ihr die Persönlichkeit und Eigenart des Leiters zurücktritt. Der Lehrlingshort soll auch nicht Unterricht in Stenographie, Sprachen usw. erteilen, dazu sind die Fortbildungsschulen da, und dann würde wieder das Verhältnis von Lehrer und Schüler eintreten. Ja, ich bin sogar dagegen, daß im Lehrlingshort besonders oder gar ausschließlich Handfertigkeit usw. getrieben werde. Hierbei tritt die Eigenart der jungen Leute zu sehr in den Hintergrund. Man bekommt nur die begabten, die mit der Hand geschickten, und nur diese halten aus, und nicht eigentlich die, denen wir besonders nötig sind.

Noch zwei allgemeine Bemerkungen. Die Vereinstätigkeit an der Jugend soll die Jünglinge für das Elternhaus erziehen; sie kann das Elternhaus nicht ersetzen, soll ihm auch nicht die Sorge für seine Söhne abnehmen — man macht niemanden besser, wenn man ihm seine Pflicht abnimmt, sondern nur, wenn man ihm hilft, seine Pflicht zu tun —, sondern sie soll mit dem Elternhaus gemeinsam an der Persönlichkeit der Jünglinge arbeiten, sie soll das Elternhaus ergänzen. Das Herumtreiben auf der Straße, der Wirtshausbesuch, schlechte Vergnügungen entwöhnen die Jugend vom Familienleben. Unsere Vereinstätigkeit kann das nimmermehr tun. Immer wieder, fast bis zum Übermaß, sage ich meinen jungen Freunden: Das Elternhaus geht vor; ihr dankt mir meine Liebe ganz besonders schlecht und habt mich nicht verstanden, wenn ihr zu Vater und Mutter sagen würdet: Ich muß in meinen Verein, oder ich muß zu meinem Pastor. Zur Vereinsmeierei wollen wir wahrlich nicht erziehen. Wenn eure Eltern mit euch ausgehen wollen, so sollt ihr es ja tun. Nur wenn ihr nichts Besseres vorhabt, könnt ihr in den Lehrlingshort kommen. — Ich nehme daher auch nie eine Entschuldigung an. Sie brauchen sich nicht zu entschuldigen, ich weiß, sie kommen viel zu gern, als daß sie wegblieben, wenn es nicht ganz dringend erforderlich ist. — Dasselbe sage ich auch den Eltern bei meinen Besuchen in deren Häusern und bei den Festlichkeiten des Vereins, wo die Eltern zugegen sind. — Wenn einer ganz wegbleibt, dann gehe ich wohl einmal zu ihm, oder suche ihn sonst wiederzugewinnen, aber darin kann ich leider nur sehr unvollkommen meine Pflicht tun, denn unsere Verhältnisse sind so groß, und wir haben mit so großen Zahlen zu rechnen, daß wir wenig suchende Liebe üben können. Das wird hoffentlich besser werden, wenn unsere Gemeinde kleiner wird und wenn mehr solche Vereine entstehen, wie der unsere.

Und zweitens: Knaben aus höheren Schulen nehme ich nur sehr selten, nur wenn der besondere Wunsch mir ausgesprochen wird und wenn es die Verhältnisse durchaus bedingen. Die sogenannten besser gestellten Familien müssen Zeit haben, für ihre Söhne zu sorgen; deren Leben zu erleichtern bin ich nicht da. Auch passen die Kinder aus dem Volke mit denen aus den höheren Ständen nicht gut zusammen; während diese etwas mehr gelernt haben, wenigstens sich einbilden, mehr gelernt zu haben, und sich leicht etwas darauf zugute tun, Taschengeld zu besitzen, sind jene viel gereifter, weil sie schon die beiden Begriffe Arbeit und Sorge kennen. Um sich gegenseitig zu schätzen, sind sie noch zu jung. — Auch unkonfirmierte Kinder nehme ich nicht auf, ich erlaube auch nicht einmal, daß sie hospitieren, um die Sache kennen zu lernen. Denn ich habe die Erfahrung gemacht, daß gerade solche später keine treuen Mitglieder werden, weil sie das, was sie „als Schulkinder" schön gefunden haben, später, wenn sie keine Kinder mehr sind, für unter ihrer Würde halten.

Für die Arbeit an der heranwachsenden männlichen Jugend ist meine Gemeinde besonders schwer. St. Pauli ist das Vergnügungsviertel für die beiden großen Städte Hamburg und Altona. Gute und sehr wenig gute Vergnügungen kann sich dort ein jeder für wenig Geld leisten, und da wir unzählige Varietés, Bühnen, Singspielhallen usw. haben, so ist es nach der Meinung unseres Volkes nichts Gefährliches oder gar Schlimmes, wenn sich dort auch junge Lehrlinge sehen lassen würden. Nebenbei, wenn Eltern es ihren Kindern wirklich verbieten sollten, wer will in dem großen Strom der Vergnügungssüchtigen, der sich an jedem Abend und besonders Sonntags über den „Spielbudenplatz" wälzt, nachforschen, wo die Lehrlinge bleiben. Langeweile haben unsere Jungen nie. Wenn sie am Sonntagabend etwa um 7 Uhr im Hause ihr Abendbrot gegessen haben, so brauchen sie nur bis 10 Uhr auf der Straße zu flanieren, sie haben immer Augenweide und wahrlich interessante. Und das müssen wir doch eingestehen, daß vor allen Dingen die Langeweile uns die Jugend in unsere Vereine führt. Ich behaupte also kühnlich, wenn die Arbeit an der heranwachsenden männlichen Jugend in St. Pauli gelingt, dann muß sie überall gelingen und leichter als bei uns. Und bei uns ist sie geglückt. Mein Lehrlingsverein besteht jetzt 6 Jahre und hat jetzt 150 Mitglieder. Im Sommer kommen an jedem Sonntag etwa 100; die andern machen zum großen Teil mit ihren Eltern Touren in Vereinen, Klubs usw. oder auch unter sich. Im Winter sind an jedem Sonntag 120 und mehr anwesend, obgleich dann das Straßenleben interessanter ist, als im Sommer, und es dann noch viel mehr Vergnügungen gibt, als in der warmen Zeit. Die jungen Leute kommen aus den verschiedensten Häusern, aber sie müssen entweder in St. Pauli wohnen oder dort konfirmiert worden sein. Ich halte für gut, daß sich ein solcher Verein nicht über eine ganze Stadt erstreckt, weil er zu groß werden kann und weil die Bedürfnisse und der Charakter der einzelnen Gemeinden ein ganz verschiedener von anderen sein kann. Also 5 Jahre bin ich an jedem Sonntagabend mit meinen jungen Freunden bis jetzt zusammen gewesen und habe niemals auch nur ein böses Wort zu sagen gebraucht; meine Jungen haben mir nur

Freude gemacht. Sie sind wirklich meine jungen Freunde geworden, und ich genieße hier volles Vertrauen, wofür ich viele Beispiele als Beweis vorbringen kann. Es ist niemals eine Taktlosigkeit, geschweige eine Unart vorgekommen; ich habe niemals während eines Vortrages zur Ruhe ermahnen müssen. Wenn immer Gäste zum Besuch dort gewesen sind, auch sehr oft Damen, meine Jungen benahmen sich wie kleine „Kavaliere“. Gegen mich sind sie immer gleich liebenswürdig, nie ist die kleinste Flegelei vorgekommen, aber sie sind auch niemals „muckerig“, als müßten sie vor dem Herrn Pastor das Gesicht in würdige Falten legen. In ihre Phantasie tritt mein großer Pastorenkragen nicht hindernd hinein; ich bin Mensch unter ihnen, wie ein jeder andere; ich bin ihr Freund, weiter nichts, das aber auch ganz. Wer immer uns besucht hat, oder einen Vortrag gehalten hat, hat die Jungen lieb gewonnen und ist gern wieder gekommen. Will ich eine Gefälligkeit von meinen Jungen oder fordere ich eine Arbeit von ihnen — ich ziehe sie gern heran —, dann gehen sie, mit Erlaubnis zu sagen, wie die Schießhunde darauf los. Äußere Vorteile, wie Stellenvermittlung, Geldunterstützung, Empfehlung usw. haben sie keinen einzigen von mir oder von ihrer Zugehörigkeit zum Verein, sondern nur ideelle Vorteile.*) Auch keine eigentlichen Vergnügungen bietet ihnen der Verein. Ich bin ganz entschieden dagegen, den Lehrlingsverein zu einem Vergnügungsverein zu machen. Erstlich können wir die Konkurrenz mit anderen Vergnügungsinstituten in der Großstadt nicht aufnehmen, andererseits müssen Vergnügungen immer eine Steigerung haben, sonst werden sie langweilig; sie fesseln auf die Dauer niemals. Die Art unseres Zusammenlebens ist ein Familienleben. Jeder Sonntagabend verläuft programmmäßig, wovon weiter unten noch die Rede sein wird. Das einzige Vergnügen ist eine sommerliche Ausfahrt per Dampfer zur Feier des Stiftungsfestes. — Übrigens kann ein jeder einen solchen Lehrlingshort gründen, ob er Lehrer oder Pastor oder Arzt oder Jurist oder Kaufmann oder Handwerker ist. Vielleicht ist der Lehrer und der Pastor aus den oben schon angegebenen Gründen am wenigsten geeignet dazu, wenn er nicht fähig ist, sein Lehrertum abzulegen; dem Pastor schadet sogar sein Titel. Man hat kein rechtes Vertrauen zu ihm, man meint, hinter dem Lehrlingsverein steckt noch irgendein kirchlicher Zweck, man glaubt ihm nicht, daß ihm die Arbeit an der Jugend Selbstzweck ist. Das ist traurig, aber wahr. — Geld braucht man für diese Arbeit nicht viel. Die Jünglinge bezahlen monatlich 25 Pf. (wer sich bei mir meldet, kann davon dispensiert werden; es sind in meinem Verein nur zwei oder drei, obgleich viele Mütter als Witwen Armenunterstützung beziehen). Von diesem Gelde wird die Reinigung der Turnhalle bestritten, die uns die Oberschulbehörde liebenswürdigst zur Verfügung gestellt hat, auch mit Licht und Feuerung.

*) Natürlich nehme ich teil an ihren Leiden und Freuden, und als ihr Freund versuche ich ihnen Stellung zu verschaffen, wenn sie ohne Arbeit sind oder ihren Beruf aus irgendeinem Grunde haben aufgeben müssen. Das tue ich aber nicht als Leiter meines Vereins, sondern als ihr Konfirmationslehrer, nicht nur bei den Mitgliedern des Vereins, sondern bei jedem Jüngling, für den ich mich interessiere, besonders bei meinen Konfirmanden. —

Wir haben die große Freude gehabt, daß uns die Firma Blohm & Voß einen jährlichen Zuschuß von 500 M. zugesagt hat. Wir wollen das Geld vor allen Dingen für die Erweiterung unserer Bibliothek benutzen und für die Gründung unserer Landkolonie, von der weiter unten noch die Rede sein soll. Auch fordert die Haftpflichtversicherung eine ziemlich große Prämie. — Wir haben uns bisher sehr eingeschränkt und beholfen, nun können wir ein klein wenig in die Weite gehen. — Von den Jungen mehr Geld als 5 Pf. für die Woche zu fordern, halte ich für falsch; ebenso falsch aber auch, wenn man ihnen gar nichts abnehmen würde. Nur wenn sie etwas geben, ist es ihnen auch etwas wert.

Die Arbeit an der heranwachsenden männlichen Jugend habe ich mir folgendermaßen gedacht und zum Teil ausgeführt. Zunächst der Lehrlingshort (Vereinigung St. Paulianer Lehrlinge); er hat einen rein bewahrenden Charakter, will vor dem Schlechten behüten, für das Gute begeistern, Freundschaft unter den Jünglingen pflegen und ihnen ältere Freunde geben, denen sie Vertrauen entgegenbringen können. Wer drei Jahre dem Lehrlingshort angehört hat und Geselle, Gehilfe, Kommis geworden ist, muß austreten und kann in den Gehilfenverein aufgenommen werden. Es ist nicht gut, daß die Jüngeren mit den Älteren zusammen im Vereine sind. Es bilden sich Cliquen. Die Älteren haben Geld, die Jüngeren können es ihnen nicht gleich tun. Die Jüngeren wollen sich aber von den Älteren nichts gebieten lassen, so kommt leicht Streit und Rivalität. Die entscheidende Altersgrenze in der Entwicklung des jungen Mannes in der Großstadt ist nicht das 14. Jahr, wo er die Schule verläßt, sondern das 17. Jahr, wo er Gehilfe wird und Geld verdient, oft schon recht viel. Die eigentlichen Verführungen treten erst jetzt an ihn heran: die Arbeit an ihnen muß eine ganz andere sein, als die an Knaben von 14—17 Jahren. Meine Gehilfen nehmen dem Lehrlingshort gegenüber eine Stellung ein etwa wie — sit venia verbo — „alte Herren“. Viele von ihnen kommen fast jeden Sonntag, sie sind aber immer nur Gäste der Jüngeren. So bahnt sich ein hübsches Freundesverhältnis zwischen den Älteren und Jüngeren an. — Der Gehilfenverein, der sich alle 14 Tage Donnerstags versammelt und über dessen Einrichtung unten noch das Nähere zu sprechen ist, hat es sich zur Aufgabe gemacht, die jungen Leute mit den bestehenden Verhältnissen in Staat, Gesellschaft und Kirche bekannt zu machen, und zwar in ganz objektiver Weise. Es soll also im Gehilfenverein wirklich gearbeitet werden. Wir nennen die Versammlungen auch Arbeitsversammlungen. Er will keiner Partei dienen und für keine Partei erziehen; er will die Macht der Phrase bekämpfen, damit ihr die Männer später nicht wehr- und schutzlos verfallen, wie Tausende in unserm Volke. Da mein Lehrlingshort seit über 5 Jahren besteht, besteht der Gehilfenverein seit über 2 Jahren und zählt jetzt 40—50 Mitglieder. Auch hier habe ich bis jetzt die besten Erfahrungen gemacht. — Wenn nun die jungen Leute dem Gehilfenverein etwa 8 Jahre angehört haben, vielleicht während der Zeit in anderen Städten oder Ländern gewesen und dann heimgekehrt sind, wenn sie gedient haben und dann zum Teil selber Familie gegründet haben (etwa mit 26—28 Jahren), dann sollen sie mit uns

den „Männerverein" bilden, der die Aufgabe haben soll, mit mir zusammen in der Gemeinde zu arbeiten, vor allen Dingen wieder zu arbeiten an der heranwachsenden männlichen Jugend, teilzunehmen an den Aufgaben der Gemeindepflege; man würde sie ferner vorschlagen können als Armenpfleger, Waisenpfleger, für die Vormundschaften und ganz besonders auch für den Kirchenvorstand. Wenn es mir nur gelänge, nun also nach 6 Jahren 5 Männer zu haben, die wissen, worauf es ankommt, und die bereit sind, ihre Kraft und freie Zeit in den Dienst der Gemeinde zu stellen, und ich dann in jedem Jahre nur 5 Männer dazu bekomme, dann will ich sehr glücklich und dankbar sein. — Bis jetzt sind meine Arbeiten geglückt, ob sie weiter glücken werden, das hängt ja nicht von mir ab. — Solcher „Aufbau" der Arbeit ist nötig sowohl für die Jugend, wie für den Leiter, weil beide dann nicht nur kleine Ziele vor Augen haben, sondern miteinander und durcheinander weiter zu kommen suchen. Solcher Aufbau gibt der ganzen Arbeit mehr Ernst und Tiefe. Solcher Aufbau der Arbeit ist aber auch nötig, um zumal in so großer Gemeinde, wie die meine ist, etwas Gesundes und Lebensfähiges zu schaffen. Falsch wäre es, einen Gehilfenverein zu gründen oder einen Männerverein ins Leben zu rufen, die durch Statuten *gemacht* werden und nicht aus einer Wurzel heraus *entstehen*. Wer zuerst einen Männerverein gründet, der fängt das Haus beim Dache zu bauen an.

Und nun noch einiges aus der Geschichte und der inneren Einrichtung vom Lehrlingshort und Gehilfenverein. — Also vor 6 Jahren habe ich mit 12 von meinen ersten Konfirmanden die „Vereinigung St. Paulianer Lehrlinge" gegründet, ohne Satzungen, ohne feste Bestimmungen. Wir kamen in meinem Pastorate jeden Sonntagabend zusammen; im Pfarrgarten wurde geturnt, im Konfirmandensaal ein Vortrag gehalten (nicht von mir, sondern von einem anderen Herrn, mich kennen die jungen Leute ja zur Genüge), Domino, Dame, Schach usw. gespielt; in alten Jahrgängen von Daheim, Über Land und Meer und anderen gelesen. Ich darf hier die Bemerkung einfügen, daß ein so kleiner Anfang, wo sich zwischen dem Leiter und den ersten Mitgliedern ein wirklich persönliches Freundschaftsverhältnis anbahnen kann, das *einzig richtige* ist. Man soll nicht zunächst Statuten beschließen, und zwar „vom grünen Tisch", ohne von der Jugend und der Erfahrung, die auch durch die eigenartigen Verhältnisse einer Gemeinde, bezw. eines Ortes bestimmt wird, zu lernen. Man soll keine großen Anschaffungen machen, die viel Geld kosten; man soll nicht mit vielen Aufwendungen sich nach einem großen Lokal umsehen, die „Türen weit machen" und in den Konfirmationsklassen der Volksschulen wie auch der Gewerbeschulen junge Leute zum Eintritt einladen. Dann werden gewiß Hunderte kommen, zum größten Teil aber aus Neugier. Der Leiter, bezw. die Leiter werden dieser großen, ihnen gänzlich fremden Schar nicht gewachsen sein; es treten sehr leicht Unarten ein, die vielleicht nur dem jugendlichen Übermut zuzuschreiben sind. Solche Ausschreitungen müssen gerügt und streng zurückgewiesen werden — und sehr bald bleiben viele fort; bei manchen ist die Neugier befriedigt — und sie bleiben fort; und ganz besonders die Leitung, die noch nicht durch Erfahrung groß

geworden ist, macht mancherlei Fehler — und treibt viele fort. Es ist vorgekommen, daß Vereine, die in den ersten Monaten 150—200 Mitglieder hatten, nach einem Vierteljahr auf eine Mitgliederzahl von 30 und noch weniger herabsanken. Dieses traurige Resultat entmutigte den Leiter, der die Sache so ernst und ideal und mit so vielen Opfern angefangen hatte, sehr, und bald gestand er: „es geht nicht", oder: „ich kann es nicht, ich bin die Persönlichkeit nicht", oder, was ganz unrecht ist: „Unsere heutige Jugend ist verlottert und es auch nicht wert, daß man sich mit ihr Mühe tut." — Ich denke mit Sehnsucht an jenes erste halbe Jahr meines Lehrlingsvereins zurück; so ideal wie damals ist unser Zusammenleben naturgemäß nie wieder gewesen. Wir gaben die Parole aus, keine neuen Mitglieder vor Ablauf des ersten halben Jahres aufzunehmen, damit wir uns aus unserer gemeinsamen Arbeit erst wirklich kennen lernen konnten. Ich war ja selber völlig ein homo novus in dieser Sache. Und wie bescheiden waren unsere Verhältnisse. Der Saal nur klein; toben und spielen konnte man in demselben nicht. Essen und Trinken wurde natürlich niemals gereicht. Die Jahrgänge alter Zeitschriften haben wir geschenkt bekommen, und das Anfangskapital, das ich in die Sache hineingesteckt habe, waren ganze 3 M., wofür ich einige billige Spiele anschaffte. Natürlich war das erste halbe Jahr durch nichts getrübt, und als es nun zum Winter ging, da konnten wir neue Mitglieder aufnehmen. Aber nicht zu viel, nur nicht zu viel, war immer wieder die Parole. So wurden es 20, dann 25, dann 30, und als wir Ostern 1898 hatten, waren es 40 Mitglieder geworden. Die neu hinzutretenden fügten sich sofort dem Ton, der bei uns herrschen sollte und der von dem kleinen Freundeskreise, von den 12 ersten Mitgliedern ausging. Mittlerweile entstanden unsere Statuten. Statuten sollen nie *gemacht* oder *abgeschrieben* werden, sondern immer nur *entstehen*, dann zerstören sie die Freundschaft nicht. Ich hasse Statuten und noch mehr Statutenberatungen, wodurch unsere jungen Leute schon zu Parlamentsrednern gemacht werden. Wir fixierten nur die Punkte, die uns die Erfahrung als richtig erscheinen ließ. Unsere Statuten, die unten angefügt sind, sind in den ersten fünf Jahren unseres Bestehens entstanden aus ganz minimalen Anfängen des ersten Winterhalbjahres. Bei einem solchen Anfang, wie wir ihn gemacht haben, ist das wesentlichste, daß der Geist und der Ton des Vereins von den Mitgliedern ausgeht, die dem Leiter so treu beistehen, daß er sich ganz auf sie verlassen kann und daß ein falscher Ton durch neu hinzugekommene unmöglich einreißen kann. Ostern 1898 siedelten wir in die Turnhalle über. Dieser Übergang stand mir schwer bevor. Wird das alte herzliche Verhältnis in den neuen, großen Räumen bleiben? Meine Befürchtungen waren alle grundlos. Ich hatte sie mit meinen jungen Freunden besprochen, wie ich alles mit ihnen bespreche, ganz offen und ganz ehrlich. Die Jungen haben mich wohl verstanden und setzten ihre ganze Kraft daran, daß unser Freundschaftsverhältnis so blieb wie früher, ja sich auf die neu hinzugekommenen ausdehnte. — In einer Ecke unserer Turnhalle werden drei lange Tische aufgestellt und ringsherum Bänke. Auf den Tischen stehen die Spiele und liegen die vielen Zeitschriften, die man uns geschenkt hat.

An den Tischen werden die sonntäglichen Vorträge gehalten. Während derselben muß absolute Ruhe herrschen. Essen und Trinken gibt es auch heute noch nicht; wohl aber ist das Rauchen erlaubt, nur nicht während des Vortrags. Ich bin wegen dieser Erlaubnis sehr oft angegriffen worden. Die Zigarre spiel eine zu große Rolle im jugendlichen Leben; wer sie verbietet, vergißt, daß er selber jung war und daß ihm einst die Zigarre auch so unendlich begehrenswert erschien. Man lasse unserer Jugend die unschuldige Freude; sie ist noch so kindlich zu meinen, Rauchen sei ein Zeichen männlicher Kraft und männlicher Würde. Wer will dieses kindliche Glück zerstören? Sobald ich aber sage: es ist unpassend, daß die Jungen in meiner, des Pastors und des Lehrers Gegenwart rauchen, so stelle ich mich ihnen schon nicht mehr als Freund gleich, sondern trete ihnen als der Vorgesetzte entgegen. Dafür hat unsere Jugend ein ganz feines Gefühl. Vollkommen verbieten kann man das Rauchen in der Großstadt überhaupt nicht. Wer will nachsehen, ob das Gebot gehalten oder übertreten wird? Man macht sich aber lächerlich, wenn man ein Gesetz gibt, ohne die Macht zu haben, es durchzusetzen. Würde ich das Rauchen verbieten, so würden mir viele nicht kommen, weil sie meinen, dort würden sie wie Kinder behandelt. Übrigens rauche ich auch gern und fühle mich recht behaglich unter meinen Jungen, wenn ich mir die lange Pfeife angesteckt habe. — Das Programm an jedem Sonntagabend verläuft, wie es in den Statuten angegeben ist. Ich bemerke hierzu nur, daß es sehr gefährlich ist, das Programm willkürlich zu verändern. Unregelmäßigkeiten kann unsere frische Jugend schlecht vertragen. Ich hatte mich verleiten lassen, anstatt um 8¼ Uhr im Sommer durch die Glocke zum Vortrag zu rufen, die Jungen im Schulgarten bis 9 Uhr spielen zu lassen, zumal an besonders schönen warmen Abenden. Dann kam es ganz leicht vor, daß der eine oder der andere mich bat: „ach noch eine Viertelstunde, wir spielen gar zu schön“ oder daß, wenn sie kamen, sie sich müde und heiß getobt hatten und zu den Vorträgen nicht mehr rechte Lust verspürten. Klingle ich dagegen einen Sonntag wie den andern um 8¼ Uhr, dann sind alle sofort da; keiner wagt eine Bitte oder gar Ungehorsam. Es muß eben so sein, um 8¼ Uhr ist Vortrag! Das gilt natürlich von allen anderen Punkten des Programms ebenso. — Um 10 Uhr mit dem Glockenschlag schließen wir, nicht eine Minute früher, nicht eine Minute später. Das sage ich bei jeder Gelegenheit den Eltern, dann können sie selber darauf achten, daß ihre Söhne direkt nach Hause kommen. — Was die Vorträge anlangt, so habe ich dabei folgende Erfahrungen gemacht. Ich selber, wie gesagt, halte nie einen Vortrag, höchstens wenn der Vortragende plötzlich absagte, ferner einmal im Jahre, wenn ich von der Reise zurückkehre und ihnen von meiner Reise erzähle, und einmal im Jahre, immer zum Frühjahr, wenn ich meinen Jungen, wie ich es scherzweise nenne, eine Tanzstunde gebe, d. h. sie Anstand lehre gegen ihre Vorgesetzten, gegen ältere Leute, gegen ihre Eltern, das nehmen meine Jungen mit besonderem Dank an. Die Vorträge sind natürlich sehr verschiedener Art. Der eine weiß den rechten Ton zu finden, der andere nicht; ganz verfehlte Vorträge haben wir eigentlich nie gehabt. Das Thema überlasse ich natürlich den Vortragenden, rate ihnen aber immer, eine Persönlichkeit zum Gegenstand ihrer Besprechung zu nehmen. Unsere Jugend aus dem Volke hat kein wissenschaftliches Interesse, wohl ein persönliches, und das in hohem Maße. An der Hand einer Biographie kann der Vortragende auch gern allgemeine Fragen berühren. Ein großer Feind bin ich von Rezitationen. Entweder sind sie zu schlecht, dann langweilen sie gräßlich (der schlechteste Vortrag ist interessanter), oder sie sind zu gut, dann verderben sie den Geschmack für schlichte Vorträge. Ich dulde nur Rezitationen an den Festtagen und an den Familienabenden. Wir haben eine Dame, die in Hamburg sich des größten Rufes als Rezitatorin erfreut und die sich sehr für unsere Vereinigung interessiert, die Dame ist öfters an Familienabenden dagewesen, wir haben ferner einen vorzüglichen Reuter-Rezitator, der uns am Neujahrstag vorliest, ferner einen hervorragenden Vorleser von Roseggers Werken, der uns am zweiten Pfingsttag seine Kunst leiht, und einen vaterstädtischen Dichter, der seine eigenen plattdeutschen Gedichte vorzüglich vorträgt und am zweiten Ostertag unser Gast ist. Nach jedem Vortrage stehen die jungen Leute zum Zeichen des Dankes auf, und ich richte Worte des Dankes an den Vortragenden, indem ich das eine oder andere aus dem Vortrage ganz besonders für uns nutzbar mache, und für das jugendliche Leben anwende. — Hier könnte mich nun jemand fragen, woher ich denn die vielen Vortragenden bekomme? Eigentlich weiß ich das nicht zu sagen. Mangel habe ich nie gehabt und niemals eine Absage bekommen, wenn ich gebeten. Wer einmal bei uns war, kommt sehr gern wieder. Vortragende Herren ausfindig zu machen, lernt sich auch mit der Zeit. Bei mir kommt hinzu, daß ich lange Zeit Lehrer war und mit der Lehrerwelt Hamburgs auf sehr freundschaftlichem Fuße stehe. Außerdem war ich Lehrer am Lehrerseminar, und meine früheren Schüler, jetzt selber Lehrer, stehen mir gern zur Verfügung. Ich könnte denjenigen, die einen solchen Verein gründen wollen, übrigens raten, sich mit dem Seminar in Verbindung zu setzen; für die Seminaristen ist es eine oft sehr willkommene Übung, einen Vortrag zu halten. Sie kommen gern, und Seminaristen sind fleißige Menschen, die treu für eine solche übernommene Arbeit sich vorbereiten, und das ist die Hauptsache. — Ferner bin ich ganz dagegen, daß die jungen Leute selber Vorträge halten. Ich habe damit recht schlechte Erfahrungen gemacht. Unsere Jünglinge sind eben noch zu jung dafür. Die einen sind sehr begabt für Rezitationen, sie drängen sich gern vor und mögen sich gern hören, zumal wenn ihre Freunde ihnen zujubeln und sie sehr beklatschen. Auch ältere Leute, die zum Besuch sind, haben sich über den jugendlichen Vortragenden mit den naiven Fehlern, die er gemacht hat, sehr gefreut und sagen ihm viel Schmeichelhaftes — und der Herr Junge bildet sich etwas ein, hält sich sogar für einen Künstler und erhebt sich über andere. Umgekehrt lassen sich auch andere Knaben gern hören, die gar kein Talent haben, obgleich sie viel geübt und gearbeitet haben, und fallen dann schmählich hinein. Die armen „Kerle“ tun mir dann sehr leid. Die Folge ist sehr oft, daß man ihnen wirklich weh getan hat, sie haben sich „blamiert“, das quält sie intensiv und sie bleiben weg. Im Gehilfenverein ist das

etwas anders; da muß jeder erwachsene junge Mann seine Haut zu Markte tragen und soll sich sogar im Rezitieren und Vortragen üben, da habe ich es sogar oft sehr schwer, sie dazu zu bringen und ihre alberne Schüchternheit überwinden zu helfen.

In der Zeit von 9½—10 Uhr, wenn sich die Mitglieder wieder an den Tischen zusammenfinden, wird gemeinsam gesungen oder von einem gerade anwesenden Gaste etwas vorgetragen, sei es ein Lied, ein Gedicht usw., oder es werden Vereinsangelegenheiten besprochen, oder ich selber benutze die freie Zeit, in zwangloser Weise zu meinen jungen Freunden zu sprechen. Wenn etwas Interessantes in meiner Seelsorge vorgekommen ist (ich bin auch Pastor des Hafenkrankenhauses und sehe da manches, was unseren jungen Leuten zur Warnung und Lehre dienen kann) oder wenn ich etwas Besonderes in der Gemeinde erlebt habe, sei es eine große Freude oder ein bitteres Leid, oder wenn in der Welt etwas Wichtiges vorgekommen ist, ein wichtiger Reichstagsbeschluß, eine Begebenheit im öffentlichen Leben, wovon man viel spricht und wovon die Zeitungen voll sind, so nehme ich Gelegenheit, etwa in der Weise, wie man zu einem jüngeren Freunde in seiner Studierstube spräche, meine Meinung zu sagen, ganz offen und unumwunden. Gerade diese Gespräche sind mir von großem Wert, und meine Jungen mögen am liebsten, wenn damit die letzte halbe Stunde ausgefüllt wird. — Auch dürfen sie Anfragen an mich richten, die ich — wenn ich es kann — sofort beantworte, sonst vertage ich meine Antwort bis auf das nächste Mal. — Einmal im Jahre wird von einem Arzte ein Sittlichkeitsvortrag gehalten; hierzu äußere ich dann auch ganz energisch meine Meinung. Natürlich sind bei diesem Vortrage alle Gäste ausgeschlossen. — Mir helfen drei Herren an jeden Sonntag; sie haben keine direkten Chargen, sondern sind eben nur meine Helfer, die mich, wenn ich einmal durch Krankheit verhindert bin, vertreten. Ich habe damit sehr viel Glück gehabt; die Herren haben sich freiwillig angeboten und haben alle den rechten Takt und die rechte Liebe, mit den jungen Leuten zu verkehren. Ohne diese Helfer, also allein, könnte ich den großen Verein nicht in der rechten Weise leiten und übersehen. Ich selber nenne mich den Protektor des Vereins. Nominell liegt die Leitung des Vereins in den Händen der Jungen. Wir haben einen Vorstand, der aus zwei Vorsitzenden, einem Schriftführer, zwei Kassierern, zwei Bibliothekaren und zwei Ordnern besteht.

Die zwei Familienabende im Winter sind vor allen Dingen dazu da, daß ich Gelegenheit habe, über meine Prinzipien usw. in Gegenwart der jungen Leute zu ihren Eltern zu sprechen. Die jungen Leute sind die Wirte des Abends, die ihre Eltern einladen. Dadurch ist ihnen die Ehre ihres Vereins ins Herz geschoben. Die Familienabende sind immer sehr gut besucht, von 300—400 Menschen, und verlaufen in der Art wie Volksunterhaltungsabende.

Neuerdings haben wir uns eine neue Arbeit vorgenommen, nämlich eine Landkolonie. Ich habe auf Steinwärder, einer Insel, die gerade gegenüber von St. Pauli liegt, ein großes Stück Land gepachtet, das an einzelne Mitglieder des Vereins wieder verpachtet werden soll und wo die jungen Leute Gemüse, Blumen usw. pflanzen sollen. Auch hier

lasse ich wieder mein Prinzip gelten: wir fangen klein an. Nur 20 junge Leute sollen zunächst Land bekommen; der Verein wird ihnen die Unkosten ersetzen. Diese 20 sind gleichsam unsere Pioniere, die das neue Werk ins Leben rufen sollen. — Die Firma **Blohm & Voß** will uns einen Schuppen bauen, in dem die Geräte untergebracht werden sollen, und hat einen ihrer verheirateten Vorarbeiter, der in Steinwärder wohnt, zur Beaufsichtigung und Anleitung für die jungen Leute beauftragt. — Im nächsten Jahre hoffen wir, wenn sich unsere Erwartungen erfüllen, unsere Landkolonie um 20—30 Parzellen zu erweitern.

Ich möchte hierbei noch bemerken, daß wir in Hamburg jetzt etwa zwölf Lehrlingsvereine haben, die zum Teil dem St. Paulianer Lehrlingsverein nachgebildet sind und ebenfalls sehr blühen, besonders ist der vom Volksheim gegründete Lehrlingsverein zu nennen, der sich übrigens auch zu einem Gehilfenverein erweitert hat. — Wir haben in Hamburg eine Vereinigung zur Fürsorge der schulentlassenen männlichen Jugend ins Leben gerufen. Diese Vereinigung will den Leitern der verschiedenen Lehrlingsvereine ideelle und materielle Hilfe zuteil werden lassen.

Zum Schluß noch ein Wort über den Gehilfenverein. Wir haben ein sehr hübsches Lokal in der Aktienbrauerei, St. Pauli, das im Direktionsgebäude ungestört liegt. Eigentlich wird es nur von unserem Verein benutzt, so daß wir es nach unserem Geschmack einrichten konnten. Dort sind Billard, Klavier, Bücherschrank, Wandschmuck, alles Geschenke von Freunden unserer Sache. Alle 14 Tage, den zweiten und vierten Donnerstag im Monat, versammeln wir uns zu einer Arbeitsversammlung und sind selten unter 50 Personen. Der Gehilfenverein hat seinerzeit auch mit nur 20 Mitgliedern begonnen. — Ich selber bin der Ehrenpräsident, der die Arbeitsversammlungen zu leiten und die Vortragenden herbeizuschaffen hat. Der eigentliche Vorsitzende, der die geschäftlichen und gesellschaftlichen Angelegenheiten besorgt, ist ebenso wie der Schriftführer, Kassierer, Bibliothekar usw. aus der Zahl der ordentlichen Mitglieder gewählt. — Wir können leider immer erst um 9¼ Uhr beginnen, weil die meisten Mitglieder bis 9 Uhr die Gewerbeschulen besuchen. Die Vorträge, die von Juristen, Ärzten, Pastoren, Lehrern, Handwerksmeistern usw. gehalten werden, haben alle den Zweck, Kenntnis zu geben über die bestehenden Verhältnisse im Staat, der Gesellschaft und der Kirche, sie sollen also nicht unterhaltend, sondern direkt belehrend und aufklärend sein. Hauptbedingung ist, daß sie objektiv gehalten werden, soweit das irgend möglich ist. Ich nenne einige Themata: die Deutsche Reichsverfassung; die Hamburgische Staatsverfassung; über die Gewerkschaften; über die Gerichte; Invaliditätsversicherung; Einführung in die Philosophie; das erste Blatt der Bibel; die Parteien im Reichstage; Kirche und Sittlichkeit; Naturwissenschaft und Religion; das allgemeine Wahlrecht usw. Die sich an den Vortrag anschließende Debatte besteht natürlich meistens nur in Anfragen, dann und wann auch schon in Widerrede, die ganz besonders zeigt, wie sehr unsere Jugend schon politisch gebildet, bezw. verbildet ist. Ich selber werfe wohl einmal eine schwierige Kontroverse in die Debatte, zumal wenn der Vortrag nach meiner Meinung nicht objektiv genug war, oder ich stelle mich auf den gegnerischen Standpunkt, um zu zeigen, wie

schwer es ist, um zu einem feststehenden Urteil zu kommen. Fast nie sind wir vor 11¹/₄ Uhr mit der Arbeitsversammlung zu Ende. Von 11¹/₄—12 Uhr wird dann noch ein Glas Bier in etwas studentischer Weise getrunken und dazu ein Lied gesungen. Punkt 12 Uhr schließen wir; das ist nach Hamburger Verhältnissen nicht übermäßig spät. — Alle halbe Jahr, findet, wie schon erwähnt, ein Gesellschaftsabend statt, im Sommer eine Ausfahrt, im Winter ein Ball. Den unterhaltenden Teil besorgen die jungen Leute selber.

Die Versammlungsabende des Gehilfenvereins sind mir sehr ans Herz gewachsen; sie sind mir eine Erfrischung in meiner angestrengten Arbeit und ich habe viel von ihnen gelernt. — Daß wir ein Freundeskreis sind, der ungetrübte, ehrliche Freundschaft sich gegenseitig beweist, daß niemals Ausschreitungen, Ungehörigkeiten usw. vorkommen, brauche ich nicht erst zu sagen. — Um unser Ziel zu erreichen, die bestehenden Verhältnisse kennen zu lernen, haben wir die Einrichtung getroffen, daß an jedem ersten Sonntag im Monat eines der großen gemeinnützigen und wohltätigen Institute besichtigt wird. An diesen Exkursionen nehmen die meisten jungen Leute teil, sehr oft auch die Väter. So haben wir die Blindenanstalt, die Hafenanlagen, das Hafenkrankenhaus, die Idiotenanstalt, den Schlachthof, die Sielanlagen usw. besichtigt. Leider kann ich selber nicht dabei sein, weil ich Sonntags zu sehr in Anspruch genommen bin; ich erwirke aber den jungen Leuten die Besichtigungen. Die Leitung hat der Vorsitzende, in diesem Jahre ein junger Lehrer. — Der Besuch des Theaters, besonders des deutschen Schauspielhauses wird sehr anempfohlen; in diesem Theater haben wir auch durch die Güte der Direktion eine große Preisermäßigung bekommen. — Im Gehilfenverein besteht auch, allerdings erst seit einigen Wochen, ein Sparverein. Es sind schon über 1000 Mark eingelegt worden. Es würde zu weit führen, die Einrichtung des Sparvereins im einzelnen zu schildern. Ich meine aber, sie ist vorzüglich erdacht und verwaltet durch einen jungen Sekretär der Dresdener Bank in Hamburg. Ich selber bin der Revisor des Sparvereins.

Zum Schluß bemerke ich noch, daß unsere Vereine durchaus auf religiösem und patriotischem Boden stehen, freilich nicht kirchlichen oder parteipolitischen Zwecken dienen. — Übrigens geht der Gedanke solcher Lehrlingsvereine, wie sie sich wesentlich von der konfessionellen evangelischen Jünglingsvereinen und katholischen Gesellenvereinen unterscheiden, nicht von mir, sondern von Herrn Pastor v. Ruckteschell in Eilbeck, Hamburg, aus, unter dem ich Anfang der neunziger Jahre zuerst gearbeitet habe. Leider konnten damals die großen und neuen Gedanken noch nicht völlig in die Tat umgesetzt werden.

Hoffentlich habe ich vielen deutschen Männern mit meinen Ausführungen Mut gemacht, an unserer geliebten Jugend zu arbeiten, und wünsche von Herzen, daß sie ebenso viel Freude durch diese Arbeit haben, wie ich sie habe.

Statuten für die Vereinigung St. Paulianer Lehrlinge.

§ 1. Die Vereinigung bezweckt: 1. Die heranwachsende männliche Jugend davor zu bewahren, den Sonntag Abend in falscher oder schlechter Weise zu verbringen. 2. Dieselbe in geistiger und gemütlicher Weise anzuregen.

§ 2. Die Vereinigung versammelt sich jeden Sonntag Abend, im Sommer von 7¹/₂ bis 10 Uhr und im Winter von 8 bis 10 Uhr in der Turnhalle, Taubenstraße 11.

§ 3. Programmäßiger Verlauf der Versammlungsabende: Von 7¹/₂ bis 8¹/₄ Uhr freie Beschäftigung der Mitglieder mit Lesen, Spielen, Turnen usw., von 8¹/₄ bis 9 Uhr ein etwa halbstündiger Vortrag, von 9 bis 9¹/₂ Uhr im Sommer gemeinschaftliches Spielen im Freien, im Winter gemeinschaftliches Spielen in der Turnhalle. Von 9¹/₂ bis 10 Uhr gemeinsame Unterhaltung oder gemeinsamer Gesang. Den Vortrag anzuhören, ist jedes Mitglied und jeder eingeführte Gast verpflichtet.

§ 4. Die Vereinigung steht zurzeit unter dem Protektorat des dritten Predigers an der St. Pauli-Kirche. Die Vereinigung wird verwaltet von zwei Vorsitzenden, einem Schriftführer und zwei Kassenverwaltern.

Die fünf verwaltenden Mitglieder werden durch Stimmzettel von sämtlichen stimmberechtigten Mitgliedern auf ein halbes Jahr gewählt; einfache Majorität entscheidet.

§ 5. Die Aufstellung der Vereinsgegenstände, der Tische, Bänke usw. geschieht durch zwei von den stimmberechtigten Mitgliedern zu wählende Ordner. Dieselben haben ¹/₂ Stunde vor Beginn der Versammlungsabende anwesend zu sein und müssen als die Letzten die Turnhalle verlassen. — Die Ordner sind einem Vorstandsmitgliede unterstellt und erhalten für den Monat 1 Mark.

§ 6. Die Bibiliothek wird von zwei Bibliothekaren, die der Protektor ernennt, verwaltet.

NB. Ein Buch kann nur auf 14 Tage verliehen werden. Wer dasselbe länger behält, muß für jede Woche 5 Pf. Strafgeld bezahlen. Vor dem Vortrage müssen die alten Bücher zurückgegeben werden und die Bestellungen für die neuen gemacht sein, welche nach dem Vortrage ausgegeben werden.

§ 7. Alle Mitglieder, welche bis zum 1. Oktober 1897 die Statuten unterschrieben haben, gelten als die Gründer des Vereins.

§ 8. Sonst kann jeder in St. Pauli wohnende oder in St. Pauli konfirmierte Lehrling Mitglied werden. Derselbe muß durch ein Mitglied eingeführt sein und mindestens vier Versammlungen möglichst regelmäßig besucht haben. Sodann kann über seine Aufnahme abgestimmt werden; nur ²/₃-Majorität entscheidet. — Während der Probezeit ist der Einführende für das Betragen des Eingeführten verantwortlich.

§ 9. Junge Leute, welche nicht in St. Pauli wohnen und auch nicht in St. Pauli konfirmiert sind, können dem Vereine als sog. ständige Gäste angehören. Sie müssen dieselben Pflichten wie die Mitglieder übernehmen, sind aber nicht stimmberechtigt. — Dem Gehilfenverein können sie später beitreten.

§ 10. Einführungen, auch nicht zum Zweck des Beitritts, sind erlaubt; aber auch hier hat der Einführende die Verantwortlichkeit zu tragen.

§ 11. Die Mitglieder verpflichten sich:

1. Die Versammlung möglichst regelmäßig zu besuchen. Die verwaltenden Mitglieder können nur auf Entschuldigung beim Protektor fehlen.
2. Ein durchaus gesittetes Benehmen, sowohl während der Versammlungen wie auch auf dem Hinwege und dem Heimwege zu bewahren und irgend welche Störung seitens Fremder oder Eingeführter auf das energischste zurückzuweisen.

3. Einen Beitrag von 25 Pf. per Monat zu zahlen. — Von dieser Bestimmung kann ein Mitglied nach Rücksprache mit dem Protektor dispensiert werden.
4. Alle Bücher, Spiele und Vereinsgegenstände zu schonen.
5. Nach Schluß der Versammlungen ohne Umwege und ohne Aufenthalt sofort nach Hause zu gehen.

§ 12. Sollte ein Mitglied sich gegen die oben angeführten Verpflichtungen gröblich und häufig vergehen, so kann der Protektor dasselbe von der Vereinigung ausschließen. Sonst kann ein Mitglied nur auf Beschluß der gesamten Mitglieder entfernt werden. — Hat ein Mitglied ohne Entschuldigung zehn Versammlungsabende hintereinander gefehlt, so wird sein Name aus der Mitgliederliste gestrichen.

Ein ausgeschlossenes oder gestrichenes Mitglied hat keinen Anspruch mehr auf die Vereinskasse.

§ 13. Alle Vierteljahre findet eine Generalversammlung zur Besprechung der Vereinsinteressen statt; an solchen Abenden fällt der Vortrag aus. Eine Versammlung der verwaltenden Mitglieder kann der Protektor je nach Bedarf berufen.

Alle halbe Jahr findet eine Kassenrevision statt.

§ 14. Wer zwei Jahre dem Verein angehört hat und aufgehört hat Lehrling zu sein (d. h. Kommis, Geselle, Gehilfe usw. geworden ist), muß aus dem Verein als Mitglied austreten und wird auf Beschluß des Vereins (einfache Majorität entscheidet) Ehrenmitglied.

§ 15. Für neu eintretende Mitglieder gelten vom 1. April 1898 an folgende Bestimmungen:
1. Die neu Eintretenden sind vom Tage ihres Eintritts an auf $^1/_2$ Jahr nur beratende, nicht abstimmende Mitglieder.
2. Der neu Eintretende hat sonst alle Rechte und Pflichten der alten Mitglieder.
3. Ausnahmen von diesen Bestimmungen behält sich die Generalversammlung vor.

Satzungen für den St. Pauli-Gehilfenverein.

§ 1. Der „St. Pauli-Gehilfenverein“ ist eine Fortführung der „Vereinigung St. Paulianer Lehrlinge“. Während diese einen bewahrenden Charakter trägt, soll jener den Zweck der Belehrung verfolgen. Er will seine Mitglieder in möglichst objektiver Weise mit den bestehenden Verhältnissen in Kirche, Staat und Gesellschaft vertraut machen. — Der „St. Paulianer-Gehilfenverein“ stellt sich nicht in den Dienst irgend einer kirchlichen oder politischen Partei, verfolgt nicht die ausschließlichen Bestrebungen einer Partei und will nicht zur Mitgliedschaft einer Partei erziehen, sondern steht infolge seines rein belehrenden Charakters außerhalb jeder Parteibestrebung.

§ 2. Seinen Zweck sucht der Verein dadurch zu erreichen, daß er Vortragsabende mit daran schließenden Besprechungen veranstaltet und seine Mitglieder mit den großen gemeinnützigen Instituten, zunächst der Vaterstadt, bekannt macht.

§ 3. Die regelmäßigen Versammlungen finden an jedem zweiten und vierten Donnerstag im Monat im Vereinslokal von 9 bis 12 Uhr abends statt; an jedem ersten Sonntag im Monat wird die Besichtigung einer öffentlichen gemeinnützigen Anstalt vorgenommen. Die Versammlungsabende verlaufen folgendermaßen: Vorlesung des Protokolls, Vortrag, Besprechung, freie Unterhaltung. Alle halbe Jahr fällt der Vortrag aus, und es findet ein Gesellschaftsabend statt.

§ 4. Jedes Mitglied, auch ständiger Gast, der zwei Jahre dem Lehrlingshort angehört hat und Geselle, Gehilfe, Kommis usw. geworden ist, kann in den Gehilfenverein aufgenommen werden. Über seine Aufnahme entscheidet die Generalversammlung aller stimmberechtigten Mitglieder; einfache Mehrheit genügt.

NB. Wenn ein Lehrling vier Jahre lernen muß, kann er doch Mitglied des Gehilfenvereins werden, wenn er dem Lehrlingshort von Anfang seiner Lehrzeit ab drei Jahre oder nach dem ersten Jahre seiner Lehrzeit zwei Jahre angehört hat.

§ 5. Jedes Mitglied hat 1 Mark als Eintrittsgeld und 25 Pf. monatlichen Beitrag zu bezahlen. Das Mitglied ist verpflichtet, die offiziellen Vortragsabende zu besuchen. Wenn es unentschuldigt fehlt (die Entschuldigungen sind vorher dem Vorsitzenden schriftlich mitzuteilen, bzw. schriftlich in das Vereinslokal zu senden), so hat es 25 Pf. Strafe zu zahlen. Wer unentschuldigt zu spät kommt, muß für jede verspätete Viertelstunde 10 Pf. Strafe erlegen; das gilt von $9^1/_4$ Uhr an. — Wenn ein Mitglied trotz ernster Aufforderung seinen Verpflichtungen dem Verein gegenüber nicht nachkommt (Besuchs- oder finanzielle Pflichten) oder sich in seinem Leben und Beruf in einer den Verein verletzenden Weise vergeht, kann dasselbe auf Beschluß der Generalversammlung aus dem Verein ausgeschlossen werden. Einfache Mehrheit entscheidet. Bei Stimmengleichheit entscheidet der Vorsitzende. Der Ausgeschlossene hat kein Recht auf das Vereinsvermögen.

§ 6. Aufnahme und Ausschluß von Mitgliedern sowie Satzungsänderungen und wichtige neue Beschlüsse können nur in Generalversammlungen vorgenommen werden. Eine Generalversammlung ist beschlußfähig, wenn mindestens die Hälfte der Mitglieder anwesend ist. Der Vorsitzende beruft eine solche Versammlung alle halbe Jahr und kann sie nach Bedarf jeder Zeit berufen; auch muß eine solche Generalversammlung zusammentreten, wenn mindestens 5 Mitglieder es wünschen; letztere sind gehalten, ihre Gründe für die Berufung anzugeben.

§ 7. In den halbjährigen Generalversammlungen muß der Kassierer Rechnung ablegen. Zu den Generalversammlungen hat der Schriftführer schriftliche Einladungen ergehen zu lassen. Die Bestimmungen über Verspätung und Versäumnis sind dieselben wie bei den ordentlichen Versammlungsabenden.

§ 8. Der Verein wird geleitet durch einen Vorsitzenden, einen Schriftführer, einen Kassierer und einen Ordner, die auf ein Jahr ihr Amt verwalten (das Geschäftsjahr geht vom 1. Mai bis 30. April). Der Vorsitzende hat die Sitzungen, soweit sie nicht Arbeitsversammlungen sind, zu leiten und den Verein nach außen zu vertreten.

Der Schriftführer hat über jede Sitzung ein Protokoll zu führen, die schriftlichen Einladungen ergehen zu lassen, alle Mitgliederlisten zu führen und schriftliche Mitteilungen im Auftrage des Vereins zu machen.

Der Kassierer hat die Kasse zu verwalten. Ihm sind zwei Revisoren zur Seite gestellt, welche die Kasse halbjährlich nachsehen müssen.

Der Ordner hat das Inventar, die Bibliothek usw. zu verwalten und dafür zu sorgen, daß das Versammlungslokal in Ordnung ist, wenn die Sitzungen stattfinden.

§ 9. Einführung von Gästen ist gestattet, jedoch müssen dieselben mindestens drei Tage vorher dem Ehrenpräsidium schriftlich oder mündlich namhaft gemacht werden. Das Ehrenpräsidium kann die Erlaubnis zur Einführung von Gästen unter Grundangabe verweigern. Der Einführer ist für das Benehmen der Eingeführten verantwortlich. Die Gäste dürfen sich nur mit be-

sonderer Erlaubnis des Ehrenpräsidiums an der Besprechung beteiligen, auch steht letzteren das Recht zu, dem Gaste nötigenfalls das Wort zu entziehen.

§ 10. Die Versammlungen sind privater Natur; die Verhandlungen dürfen nicht in den Tagesblättern veröffentlicht oder gar besprochen werden. Die Versammlungsabende mit Angabe des Vortragenden und des Themas werden im Evangelischen Gemeindeboten angezeigt.

Die ersten Mitglieder des Vereins gelten als Gründer.

§ 11. Im Falle einer Auflösung ist das vorhandene Barvermögen und das Inventar einer wohltätigen Einrichtung zu überweisen.

§ 12. Das Ehrenpräsidium führt zurzeit Pastor Clemens Schultz. Derselbe hat für die Vorträge, die sonntäglichen Besichtigungen usw. zu sorgen und die Arbeitsversammlungen zu leiten.

§ 13. Als ständiger Gast kann aufgenommen werden, wer von einem Mitgliede eingeführt ist, mindestens die Versammlungen fünfmal besucht hat und von der einfachen Mehrheit gewählt wird. Die ständigen Gäste haben dieselben Pflichten wie die Mitglieder aber in den Generalversammlungen nur beratende Stimmen. Wenn ein ständiger Gast dem Verein ein Jahr lang angehört hat, kann er auf seinen Wunsch als Mitglied aufgenommen werden. Auch hierüber entscheidet einfache Mehrheit.

Warum aus den Lehrlingsvereinen das kirchliche Element ausgeschlossen wird.

Ich hatte in X. einen Vortrag gehalten über unsere St. Paulianer Jugendarbeit. Eine Debatte war in vollem Gange. Neben mich setzte sich ein alter, würdiger Geistlicher. Er hatte meinen Vortrag nicht gehört, kannte mich also auch nicht. Indem er sich an mich wandte, fragte er ganz verwundert: „Will Pastor Schultz wirklich die Kirche und kirchliches Leben aus seinen Lehrlingsvereinen ausschließen? Er ist doch selber ein Diener der Kirche. Das verstehe ich nicht." Ich nickte ihm lächelnd zu und konnte es ihm bestätigen. — Da ich nun glaube, daß es manchem ernsten Freund der Jugend ebenso geht, wie dem alten Herrn in X., so möchte ich kurz meine Gründe darlegen, warum ich als Diener der Kirche kirchliche Formen und kirchliches Leben in meiner Jugendarbeit fortlasse.

Zunächst ein paar einleitende Bemerkungen.

Ich betone zu Anfang noch einmal: Religion, Christentum ist nicht ausgeschlossen, sondern bildet die Grundlage, den Geist, die Gesinnung der Arbeit, die conditio sine qua non nicht das Geringste erreicht werden kann. In welcher Weise Religion zur Geltung kommt, habe ich anderwärts dargelegt*). — Ferner bekenne ich von mir persönlich, daß ich ein großer Freund der Kirche, meiner Landeskirche bin, daß ich sie sehr lieb habe und mich allen Ernstes befleißige, ihr ein tüchtiger und treuer Diener zu sein. Ich bin eher konservativ als fortschrittlich in dem, was das kirchliche Leben anlangt, und ich sehe in der Kirche und den kirchlichen Instituten ganz wesentliche, wenn nicht das wesentlichste Mittel, das Reich Gottes auf Erden zu bauen und

*) Der erste dieser Aufsätze.

zu festigen. Aber die Kirche ist mir immer nur Mittel zum Zweck, niemals Selbstzweck. Ich will meine Gemeinde niemals zur Kirche, sondern durch die Kirche zum Reiche Gottes erziehen. Noch einmal, die Kirche ist mir das wichtigste Mittel zu diesem höchsten Ziel, aber sie kann und darf heutzutage nicht das einzige sein. Es müssen noch andere Faktoren hinzukommen, und diese müssen vertieft und ausgebildet werden. Und ein solches Mittel — freilich ein ganz bescheidenes, bis jetzt noch in seinen ersten Anfängen liegendes Mittel soll meine Jugendarbeit, mein Lehrlingsverein sein. Es geht also neben Kirche und mit ihr zu einem Ziele. Oder anders ausgedrückt: Ich will in meine Gemeinde das Reich Gottes bringen. Dazu gehört es heutzutage vielleicht mehr als sonst, daß man die Jugend gewinnt resp. nicht verliert, behält; ich habe eingesehen, daß man an diese Jugend mit den gewöhnlichen kirchlichen Mitteln nicht herankommen kann resp. sie kommt der Kirche nicht; so mußten andere Mittel und Wege gefunden werden, um die Jugend sich nicht verirren und zerstreuen zu lassen, und diese Mittel und Wege meine ich in meiner Jugendarbeit in meinen Lehrlingsvereinen gefunden zu haben. Ich will meiner geliebten Jugend dienen; denn ihr gehört mein ganzes Herz; ich will an ihrer Gesinnung arbeiten, ihren Charakter stärken, ihre sittlich religiöse Persönlichkeit bilden. Mit den Mitteln der Kirche ist das heute nicht möglich. Man mag das beklagen oder bestreiten, das ändert nichts, das weiß jeder, der unsere moderne Welt kennt. Warum das so ist? Vielleicht hat die Kirche selber schuld. Soll ich nun sagen: weil es mit der Kirche nicht geht, so will ich von der Jugend überhaupt nichts wissen? Entweder durch die Kirche und ihre Formen oder gar nicht? Als Kirchenmann, als Pastor kann ich an die Jugend nach der Konfirmation nicht mehr heran, nun gut, so will ich überhaupt nichts von ihr wissen, will ihr kein Freund sein, sie ohne Rat und Mahnung lassen? Alles könnte man mir verbieten, nur nicht, daß ich unserer geliebten Jugend nicht dienen sollte. Die Liebe zu ihr drängt mich also! Und wenn sich mein Lehrlingsverein nicht mehr als wirksam zeigt, so suche ich wieder neue Mittel und Wege, bis ich an die Herzen und Seelen meiner Jungens herangekommen bin, bis ich ganz meiner Gemeinde gedient habe zu ihrem wahren Besten, bis ich dem Reiche Gottes den Weg gebaut habe in die Menschenherzen. Ich will gewiß die alten Wege nicht aufgeben, aber ich will neue dazu finden. Wer dienen will, muß sich seinem Herrn anpassen; der Pastor dient seiner Gemeinde durch seinen Herrn und will seinem Herrn dienen mit seiner Gemeinde. Bei solchem Dienst gilt der Satz des weltoffensten Christentums: Alles ist euer, ihr aber seid Christi. Mich soll bei meiner Arbeit, so bescheiden und klein sie ist, immer wieder leiten und anspornen und trösten, was der Herr selbst versprochen: wer nicht wider mich ist, ist für mich. Darf man sein Wort auch so fassen: was nicht wider mich ist, ist für mich?

Noch eins! In der evangelischen Kirche fallen die beiden Begriffe: Kirchlichkeit und Religiosität doch noch nicht zusammen, sie decken sich nicht. Wenn jemand kirchlich ist, so habe ich noch kein Recht, zu behaupten, daß er religiös sei, und wenn jemand nicht kirchlich ist, so habe ich noch kein Recht, zu sagen, er sei irreligiös, unfromm. Religion

ist Leben mit Gott; nur Gott allein kann entscheiden, ob ein Mensch fromm oder nichtfromm ist; das kann und darf niemals ein Mensch von einem andern sagen. Das ist eine meiner schönsten Erfahrungen, die ich gemacht habe während meiner 10jährigen Amtstätigkeit in meiner „schweren“, so oft verkannten und doch von mir über alles geliebten Gemeinde St. Pauli: es lebt viel mehr religiöses Bedürfnis, religiöser Sinn, Sehnsucht und Religion in unserm Volke, gerade in unserm sog. kleinen Volke, in den schlichtesten, einfachsten Menschenherzen, als man denkt. Ich bin noch nie häßlich, nie auch nur unfreundlich zurückgewiesen, wenn ich Religion gebracht habe. Pessimismus ist ganz falsch angebracht. Für Kirche und kirchliches Leben gibt es wenig Verständnis, wenig Liebe, leider manches Mißtrauen in unserem Volke. Daran ist unser Volk aber nicht allein schuld; vielleicht wäre es gut, wenn die Kirche nicht nur Buße predigte, sondern auch dann und wann selber in die Buße ginge.

In meinem Lehrlingsheim sind kirchliche Formen ausgeschlossen, nicht die Religion. Ich werde immer behaupten, daß das Gebet das Allheilmittel ist im Kampf mit Versuchung und Verführung. Wir nennen übrigens das Gebet „unser Mittel“, es soll das Mittel sein, aber ich fordere nicht auf zum gemeinsamen Gebet; das liturgisch angebrachte Eröffnungs- und Schlußgebet ist eine kirchliche Form, darin können sich nur kirchlich erzogene, kirchlich interessierte Leute finden — meine Jugend, meine Gemeinde ist nicht kirchlich resp. ich will ja gerade in meinem Lehrlingsverein solche jungen Leute haben, die aus sog. unkirchlichen Häusern kommen, aus Häusern, die dem Reiche Gottes noch fernstehen. Laß die christlich-kirchlichen Familien vor allen Dingen ihr Christentum brauchen, um ihre Söhne recht zu erziehen, um ihren Kindern zu leben. In solchen Häusern bin ich mit meiner Arbeit unnötig, ja ich könnte geradezu das Familienleben stören. — Ich werde immer, wenn es die Gelegenheit so mit sich bringt, eine religiöse Ansprache halten, etwa über Glauben und Aberglauben, etwa über das ewige Leben — wie erst vor kurzem bei dem Tode eines unserer Mitglieder —, etwa über Vererbung oder über Ansteckungsfurcht, oder über den christlichen Charakter (einige Skizzen will ich später veröffentlichen), aber dafür ist nicht liturgisch eine bestimmte Zeit an jedem Versammlungsabend festgesetzt, vielleicht gar mit Bibelverlesung und im Predigtton und Predigtstil. Ich vermeide diese kirchliche Form, weil ich dann an die Kreise nicht herankommen kann, an die ich herankommen will. — Ich habe viel und oft Gelegenheit, um seelsorgerlich auf die einzelnen zu wirken; denn Gott sei Dank, meine Jungens haben Vertrauen zu mir; sie kommen mit den heikelsten Dingen. Das Wort „sich genieren“ hassen wir; denn wer sich vor dem Freund geniert, hat kein Vertrauen zu ihm. Ich bin so weit gekommen, daß ich bei einer traurigen Erfahrung, die ich bei diesem oder jenem machen muß, sagen kann: „Ich will dir jetzt keinen Vorwurf machen über deine schlechte und törichte Tat; denn die Folgen sind ernst und traurig genug, die du zu tragen hast. Aber den Vorwurf mache ich dir, warum bist du nicht eher zu mir gekommen; dann hätte ich dir helfen können; und du weißt, wie gern ich es tue. Womit habe ich das verdient, daß du kein Vertrauen zu mir hast?“ Um aber solches Vertrauen bei der Jugend zu gewinnen, der ich dienen will, ist es nötig, daß sie in mir nicht den Kirchenmann, den Pastor, die persona grata sieht, sondern den Freund. Einem meiner jungen Freunde wurde in einem Kreise höhnend zugerufen: du bist auch so ein Betbruder und läufst dem Pastor nach, worauf er erwiderte: Pastor Schultz ist mein Freund, und wenn ich zu ihm gehe, dann gehe ich zu meinem Freunde.

Übrigens mag hier erwähnt werden, daß ich niemals Ungezogenheiten oder auch Taktlosigkeiten erfahren habe. Meine Jungens haben mich geradezu verwöhnt und gerade auch meinem Amte nach jeder Richtung die größte Rücksicht entgegengebracht. Sie sind auch nicht im geringsten ungezogen, aber auch nie servil, sie machen nie ein anderes Gesicht, wenn ich zu ihnen trete, als ob sie sich vor dem Pastor anders zeigen müßten, als gegen andere Menschen.

Warum ich das kirchliche Moment aus meiner Jugendarbeit ausschließe? Um meine Eigenart auszuleben und um mich den Verhältnissen gerade unserer Jugend anzupassen. Ich habe in dem ersten Artikel, der in den „Jugendklubs“*) erschienen ist, schon gesagt: wenn es eine Kunst ist, an der heranwachsenden männlichen Jugend zu arbeiten, so beruht die Kunst nur darin, daß man seine Eigenart völlig wahrt und den Verhältnissen Rechnung trägt, in denen die Jugend aufgewachsen ist und lebt. Dies ist meine Eigenart, ich habe eine so sehr große Abneigung gegen „christliche Etiketten“. Eine Handlung, eine Tat muß christlich wirken, dann wird sie auch einen christlichen Eindruck hinterlassen und neues Christentum schaffen. Aber diese Firma „christlich“ kann ich nicht leiden: der christliche Verein, der christliche Jüngling, die christliche Zeitung, das christliche Liederbuch, um von geschmackloseren Dingen zu schweigen. Ich weiß mich auch in dieser Abneigung mit dem größten Teil meiner Gemeinde eins. Warum soll ich von ihr etwas verlangen, was mir selber gegen das Herz geht? Derselbe Vater, der vielleicht sozialdemokratisch wählt und denkt, der aber seinen Sohn direkt veranlaßt, meinem Lehrlingsverein beizutreten, der darauf hält, daß er dorthin geht, der selber an den Familienabenden, beim Stiftungsfest usw. mitkommt und dankbar meine durchaus religiös fundierten Bestrebungen anerkennt, derselbe Vater würde seinem Sohn es direkt verbieten, dem christlichen resp. kirchlichen Jünglingsverein beizutreten, der von der inneren Mission geleitet wird. Denn Kirche ist heute im Sinne eines großen Teiles unseres Volkes Partei. Man mag das ebenfalls beklagen, es ist indessen der Fall, und unser Volk ist nicht allein an dieser irrigen Meinung schuld. Wie, wenn nun der junge Mann trotz des Verbotes seines Vaters dem Verein beitritt und ihn lieb gewinnt? Wollen wir ihn in den Konflikt mit dem Elternhause bringen? oder wollen wir von ihm ein gewisses Märtyrertum verlangen, mit dem er vielleicht Hohn und Spott seiner Umgebung trotzig entgegentreten soll? Wer kann das so von vornherein von den Erwachsenen verlangen? Wehe uns aber, wenn wir mit dieser Forderung etwas ganz Falsches erziehen, nämlich geistlichen Hochmut, der im Besuch des Jüng-

*) Berlin 1904, Carl Heymanns Verlag.

lingsvereins ein verdienstliches Werk sieht, wenn wir fertige Christen erziehen, die über andere zu Gericht sitzen. Ich habe meine früheren Konfirmanden in den verschiedensten, oft traurigsten Lebenslagen wiedergefunden; keiner meiner Konfirmanden ist mir aus unserer Gemeinde so völlig innerlich, wie äußerlich verloren gegangen, als die, welche „fertige, wiedergeborene Christen" geworden sind, die sich für heilig und fromm und rein halten. Sie haben mich besucht, auf unsere Gemeinde gescholten und — mich bekehren wollen. Ich bin nie trauriger und erzürnter gewesen, als nach einem solchen Besuche. — Schließlich dulde ich deshalb keine äußere Kirchlichkeit im Verein, weil ich an der großen, nicht zu überwindenden Furcht leide, daß ich Heuchler erziehen könnte. Man verstehe mich um Gottes willen recht resp. ich bitte innigst, man wolle mich verstehen. Ich polemisiere durchaus nicht gegen die Jünglingsvereine; sie haben Großes geleistet; sie haben wahrhaftig ihr gutes Recht; ich habe aufrichtige Hochachtung für ihr Wirken; ich möchte ihnen so gern die Freundeshand reichen: unsere Methoden sind verschieden, unser Ziel ist dasselbe, unsere Liebe ist dieselbe. Ich polemisiere überhaupt nicht; ich habe keine Zeit, auch nur im geringsten kritisch und polemisch zu wirken. Ich habe eine große Menge positiver, rein auferbauender Arbeiten und Pflichten; ich nenne mich mit ganzem Ernste und Überzeugung einen positiven Geistlichen. Also — ich will gewiß nicht sagen, daß der christliche Jünglingsverein mit seiner kirchlichen Praxis Heuchler erzieht, ich sage nur, ich persönlich habe eine so große, unüberwindliche Furcht davor, Heuchler zu erziehen, und darum lasse ich alles ängstlich — ja ängstlich — fort, was auch nur im geringsten dazu Veranlassung geben könnte. Wie, wenn jemand sagte oder auch nur dächte: Ich habe meinen Verein sehr lieb und bin so gern dort, das Beten und Singen und die erbauliche Ansprache nehme ich nun einmal mit in den Kauf, das läßt sich leider nicht umgehen; der Pastor darf nur nicht merken, daß ich mich dabei langweile. So habe ich es früher — denn ich war selber Mitglied eines Jünglingsvereins — gehört und mehr noch bemerkt, wie gerade diese, die so sprachen, besonders fromm und ehrbar und religiös interessiert taten und in die leitenden Stellen aufrückten. Der Heuchler ist die ekelhafteste Kreatur, die es gibt. Ich will meine Jugend gern den Anfechtungen und Gefahren des Lebens aussetzen; sie muß kämpfen und ihre Kräfte gebrauchen lernen. Vor dem Kampf des Lebens können und wollen wir sie nicht bewahren. Man gebe der Jugend nur die rechten Waffen und die rechte Gesinnung zum Kampf. Ich will sie aber ängstlich behüten und bewahren vor jener Gefahr, im Heiligsten unwahr zu werden; ich räume alles aus dem Wege, das ihr zur Versuchung nach dieser Richtung werden könnte. — Ich sage gewiß nicht, daß meine Methode die allein richtige ist; ich betone nur noch einmal, daß es bei der Arbeit an unserer geliebten Jugend darauf ankommt, sich selber völlig so zu geben, wie man ist, in jedem Worte, in jeder Bewegung wahr, offen natürlich und daß man die Jugend in ihrer Eigenart nimmt, wie sie uns gerade an dem Orte entgegentritt, an den man gestellt ist, um an ihr zu arbeiten. — Ein Pastor im Wuppertal wird seine Jugend anders pastorieren müssen, als der Großstadtpastor von St. Pauli.

Zum Schluß sei noch bemerkt, daß meine Jungens gern zur Kirche kommen und sich am kirchlichen Leben ganz freiwillig beteiligen. Ich fordere sie niemals auf, veranlasse sie nie, geschweige denn, daß ich sie besonders bemerke oder gar meine Anerkennung ausspreche. Es gibt zumal im Winter keinen Gottesdienst, keine Bibelstunde, die ich halte, in der nicht soundso viele von meinen Jungens sind, das will für St. Pauli viel sagen; meine Gottesdienste in der Gewerbeschule sind infolge meiner Jugendarbeit recht gut besucht; alles ganz freiwillig; es wird auch nicht ein Wort darüber gesprochen. Ich glaube fast, daß es nur meiner Jugendarbeit zu danken ist, daß sich das kirchliche Leben der Gemeinde St. Pauli in den letzten Jahren so ungemein gegen früher gehoben hat. Es ist doch, um ein Beispiel zu erwähnen, kaum denkbar, daß ein Angehöriger eines Lehrlingsvereinsmitgliedes beerdigt würde ohne geistliche Mitwirkung, oder daß eine Ehe eines Bruders oder einer Schwester ohne kirchlichen Segen bliebe.

Die Aufgaben des Gehilfenvereins.

Vortrag bei der Kieler Bundestagung des B. D. J.

Verehrte Damen und Herren! Ich glaube, wir dürfen behaupten, daß unsere Arbeit an den Lehrlingen in den größten Zügen festgelegt ist, wir dürfen, glaube ich, sagen: Wir wissen, was wir wollen und sollen. Auch hier liegt wohl die Art und Weise für uns fest, die Methode, wie wir an die Lehrlingsjugend und an das Ziel unserer Arbeit herankommen wollen. Es soll nicht vom Bunde Deutscher Jugendvereine eine Methodik herausgegeben werden, die maßgebend sein sollte für die Jugendarbeit. Nein, für unsere Jugendarbeit wird die Eigenart der Leiter und des Orts, wo er ist, freien Spielraum haben. Sonst dürfen wir sagen, daß wir jetzt soweit sind, in einzelne Beratungen einzutreten, wie über: nationale Jugenderziehung oder Gemütsbildung der Jugend und können und müssen uns nun mit allem Ernst zu den neuen großen Arbeiten wenden, der Tätigkeit an den Gehilfen und der weiblichen Jugend. Dieser Wirksamkeit, ehe sie ins Leben geht, muß eine ernste Geistesarbeit vorangehen. Unsere Arbeit darf nicht aus Programmen, Statuten und ähnlichen festliegenden Satzungen hervorgehen, darf niemals vom grünen Tisch ausgehen, immer muß ihr eine ernste Kenntnis des Lebens zur Voraussetzung gegeben sein. Von der Arbeit an der weiblichen Jugend wird uns unsere Tagung auch noch Beratungen bringen, heute etwas von der Arbeit an den Gehilfen. Ich behaupte, beide Probleme sind schwieriger, als die Arbeit an den Lehrlingen, aber beides ist mindestens ebenso wichtig, wenn nicht wichtiger, als unsere bisher getane Arbeit. Ich behaupte, daß wenn die Arbeit an den Gehilfen und an der weiblichen Jugend ins Leben gebracht wird, so daß hier wirklich Großes geleistet wird, dann haben wir eigentlich erst den Beweis gebracht, daß unsere gesamte Jugendarbeit zu Recht besteht; und umgekehrt, wenn wir trotz unserer Begeisterung für die Arbeit an den Gehilfen und an der weiblichen Jugend nichts von Erfolgen hören, hätten wir den Beweis geliefert, daß die Arbeit an den Lehrlingen

noch nicht ganz die richtige ist. Die Arbeit an den Gehilfen ist die Arbeit an den jungen Leuten, welche aufgehört haben, Lehrlinge zu sein, welche nunmehr Gesellen oder Kommis geworden sind. — Warum hat man grade mir diesen Vortrag übertragen? — Weil ich am meisten Erfahrungen auf diesem Gebiete habe. Ich habe meinen Gehilfenverein in Hamburg über 15 Jahre, und er ist der älteste seiner Art in Deutschland; ich habe die Arbeit an den Gehilfen von keinem großen Lehrer übernehmen können, habe Methode und Anregung dazu aus mir selbst geschöpft, sie ist mir etwas naturgemäß Gewordenes, aus Naturnotwendigkeit entstanden. Diese besondere Arbeit an der Jugend vom 18.—25. Lebensjahre ist notwendig. Denn es gibt vielleicht kein fürs Menschenleben entscheidenderes Alter in der jugendlichen Entwicklung, als das 18. Jahr. Es ist oft entscheidender, als das Konfirmationsalter. Gehilfen nehmen in der Großstadt eine ganz andere Stellung ein, als die Lehrlinge, stehen gänzlich unabhängig da, verdienen viel Geld. Da regen sich andere Kämpfe als im Leben der jungen Leute vom 14.—17. Jahre. Was unsern jungen Leuten oft noch fehlt, tritt mit allem Ernst, mit aller Schärfe und Bestimmtheit auf im Leben der Gehilfen, namentlich Weltanschauungsfragen. Es macht sich die Sehnsucht nach Lösung von Lebensrätseln geltend; die Sehnsucht nach Aufklärungen, Vertiefung und wissenschaftlicher Durchbildung. Es geht nach meiner besten Erfahrung nicht wohl an, daß man die jungen Leute vom 14.—17. Jahr mit denen vom 18.—25. Lebensjahr in gleicher Weise interessieren kann. Ich glaube, daß ein Vortrag, eine Einwirkung, welche den tiefsten Eindruck macht auf junge Leute von 14—17 Jahren, fast spurlos an den älteren vorübergehen kann und umgekehrt. Wir haben mit den jungen Gehilfen anders zu sprechen, als mit den jungen Lehrlingen, manches, was diese nichts angeht und nichts angehen soll. Und oft entstehen dadurch große Unzuträglichkeiten, wenn ältere und jüngere Jahrgänge zusammenkommen. Es kann sehr oft sein, daß die älteren herrschen wollen. Obwohl auch sie noch nicht sittlich reif sind, wollen sie die Lehrlingssache mit leiten, so daß es leicht zu großen Unzuträglichkeiten kommt, daß die Lehrlinge sich zurückgesetzt fühlen und fortbleiben, wenn sie ihren Standpunkt zu energisch verteidigen, von den Gehilfen hinausgewiesen werden. Es geht nicht wohl an, daß diese beiden Gruppen von jungen Leuten zusammen bleiben, denn wir müssen für unsere Lehrlingsvereine ein Ventil nach oben haben, damit wir auch die großen Scharen wieder los werden können. Man muß nicht nur die Gaben haben, heranzuziehen, auch los zu werden. Man muß oft auch unter seinen Freunden einmal aufräumen und es schadet nichts, wenn es einmal heißt: Der Mann muß hinaus! Es muß für alle unsere jungen Freunde gelten: „Es bildet ein Charakter sich im Strom der Welt.“ Wir wollen ihnen allen wohl Freunde sein, aber keine männlichen Gouvernanten. Ich habe noch nie gesehen, daß eine Mutter die Gesundheit ihres Kindes festigte, indem sie mit dem Schal hinter dem Kinde herlief. Auch muß man nicht zu viel tun und nicht zuviel erziehen, nicht immer „schulmeistern“ wollen. Man muß seinen Samen ausstreuen und hoffen, daß er aufgehe, und muß dann Platz machen für neue Scharen. Daher ist ein Ventil nötig.

Wir müssen aber auch für unsere Jugendvereinsarbeit ein Streben haben; der Lehrlingsverein muß etwas haben, worauf er hinauswill. Ein jeder Lehrling muß den Ehrgeiz haben: Ich möchte nun auch in die Versammlung der Gehilfen hineinwachsen. Ja, auch mein Gehilfenverein ist noch nicht die „höchste Stufe der Vollkommenheit“, sondern erst der Gemeindeverein von St. Pauli. Der hat die Aufgabe, mit zu wirken in der Gemeinde. So haben wir im Gehilfenverein wieder ein Ventil, wo wir die älteren, nun gar zu „gelehrten“ Leute wieder los werden können, und können ihnen den Ehrgeiz ins Herz geben, später dem Gemeindeverein als Mitglied beitreten zu dürfen. So haben wir schon als Motiv der Treue den Wunsch, dem höheren Verein anzugehören. Nicht alle, die aus dem Lehrlingsverein austreten, gehen in den Gehilfenverein über, es sind nur verhältnismäßig wenige; aber diese wenigen sind die besonders Begabten, und diesen wollen wir und können wir besonders viel sein. Denn Begabung ist ein zweischneidiges Schwert, sie kann zum Segen und zum Unsegen der einzelnen wie auch für die Gesamtheit gereichen. Natürlich können die Gehilfen in den Lehrlingsverein kommen und sie kommen, so daß oft recht viele von ihnen dort anwesend sind. Dann sind die Gehilfen die „alten Herren“ des Lehrlingsvereins, und sie haben nichts zu sagen, sondern nur zu beraten. So bleiben in ihren Angelegenheiten die Lehrlinge die Herren, und die Gehilfen sind die Gäste und Besucher, als die sie sich auch zu benehmen haben. In den 13 Jahren unseres Zusammenlebens haben sich die Gehilfen als Gäste der Lehrlinge auch stets nobel benommen und es ist nie eine Reiberei vorgekommen.

Die Gehilfenvereine wollen keiner Partei angehören, sondern wollen ganz tendenzlos sein. Der Abgeordnete Dr. Franck hat vor einiger Zeit im Abgeordnetenhause bei einer Versammlung, die über „den Kampf um die Jugend“ beraten sollte, gesagt, es könne keine Jugendarbeit geben, die keine Tendenzen hätte. Dann aber sage ich, hat der Herr noch niemals geliebt und ist keinem ein Freund gewesen, denn beide: Liebe und Freundschaft kennen keine Tendenz; wo sie versteckte Absichten haben, da sind eben nicht Freundschaft und Liebe. Weil wir aber unsere Jugend über alles lieben und ihr Freunde sein wollen, so haben wir keine besonderen Tendenzen und Absichten, keine genau gesteckten Ziele, auf die wir lostreiben. Vor allen Dingen pflegen wir keine Parteiangehörigkeit, weder politisch noch kirchlich.

Darf ich mich gleich zu Anfang mit der Sozialdemokratie auseinandersetzen, dann ist man frei. Mag sie uns ein Gegner sein oder nicht, das kümmert uns wenig. Man kommt immer wieder zurück auf seine erste Liebe oder seinen ersten Haß. Wir wollen nicht immer gegen oder über die Sozialdemokratie reden, wir wollen aber erst recht nicht unsere Freunde für die Sozialdemokratie erziehen, das liegt uns ganz fern. Wir haben, weiß Gott, etwas Besseres und Wichtigeres zu tun, als immer nur gegen die Sozialdemokratie zu kämpfen. Die Sozialdemokratie ist eben eine Begleiterscheinung unserer heutigen wirtschaftlichen Entwicklung. Sie kommt und geht, die Jugend aber bleibt, ist ein ewiges Gut. Die Liebe zu der Jugend selbst treibt uns zu ihr, nicht die Furcht vor der Sozialdemokratie. Man tut ihr wirklich zu viel

Ehre an, wenn man immer wieder von ihr redet und auf ihrer Seite kann man über allzu große Bescheidenheit nicht klagen. Wir sind vor ihr nicht bange, aber tun ihr auch nichts. Wir leben unserer Jugend. Was aus dem einzeln jungen Menschen später wird, steht nicht in unserer Hand; mag denn wirklich aus unseren Gehilfenvereinen der eine oder der andere sich zum Anschluß an die Sozialdemokratie bewegen lassen, so könnte ich es persönlich bedauern, denn er würde sich innerlich, zumal in der Gesinnung weit von mir entfernen; aber ändern kann ich's eben nicht. Wenn auch wirklich einige sozialdemokratisch gesinnte Elemente aus unseren Jugendvereinen hervorgingen, diese aber später positiv arbeiten und nicht nur schimpfen, diese aber Achtung haben auch vor ihrem Gegner und nicht in pharisäischem Hochmut sich selbst überheben, diese aber nicht mit einzelnen Schlagworten und Phrasen um sich werfen, sondern wahren Sozialismus, das ist Brüderlichkeit, erstreben; einer für alle und alle für einen, wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern — ich sage, wenn wirklich einzelne solche sozialdemokratische Elemente aus unsern Vereinen hervorgingen, so hat auch noch nach dieser Richtung hin unser Verein dem Vaterland einen großen Dienst geleistet, vielleicht einen größeren, als wenn wir künstlich zu irgend einer Partei erziehen resp. dressieren wollten.

Unsere Gehilfenvereine wollen „Lernvereine" sein; sie unterscheiden sich ganz bewußt von den Lehrlingsvereinen. Der Lehrlingsverein soll bewahrenden Charakter haben, soll aufs Herz, Seele, Gemüt des Menschen gerichtet sein, Gemütswerte auslösen, aber nicht eigentlich bilden. Der Gehilfenverein ist in gewisser Beziehung eine Fortsetzung des Lehrlingsvereins, dennoch nicht nur quantitativ, sondern auch qualitativ von ihm unterschieden. Wir wollen lernen, immer nur lernen. Unser Grundstatut ist daher: „Wir wollen die bestehenden Verhältnisse in Staat, Kirche und Gesellschaft möglichst objektiv kennen lernen!" Wir wollen Aufklärung geben; aber nicht Aufklärung, die überall ein Fragezeichen setzt und deshalb vielmehr verwirrt, als erklärt und festlegt, sondern wir wollen die jungen Leute hineinführen in die verschiedenen Gebiete des Wissens. Freilich wollen wir nicht der Fortbildungsschule gleich Konkurrenz machen, etwas Sprache, Stenographie usw. lehren, sondern wir wollen den jungen Leuten andere Gebiete des Wissens öffnen, Weltanschauungsfragen mit ihnen besprechen und Lebensrätsel kennen lernen, und zwar wollen wir das alles tun in möglichst objektiver Weise. Ganz objektiv kann keiner sprechen, aber der Vortragende muß den guten Willen und das Verständnis haben, objektiv zu sein, unbedingt gerecht, und nicht für seine Sache, auch wenn er noch so überzeugt davon ist, Propaganda machen. Wir selber wollen immer wieder die Erkenntnis haben, wie schwer es ist, sich ein Urteil zu bilden. Unsere Arbeit bedarf daher weitgehender Gründlichkeit. Wenn ich aber vorhin sagte, wir seien vollkommen tendenzlos, so muß ich hier eine Einschränkung machen. Wir haben freilich eine Art von Tendenz, nämlich den Kampf gegen die Phrase, gegen die infame Phrase. Die Schlagwörter und Phrasen haben in der Welt schon mehr Unheil angerichtet, „als Dolch und Gift in Mördershänden". Man sollte auf die Phrasen eine Steuer legen; die würde viel Geld einbringen. Wenn Goethe

einmal sagt: „Was man schwarz auf weiß besitzt, kann man getrost nach Hause tragen", so könnten wir heute formulieren: „Alles worauf man ein Schlagwort findet, kann man getrost nach Hause tragen". Wir wollen eben zu unbedingter Wahrhaftigkeit, zur Wahrheitsliebe, zur Tüchtigkeit und vor allem zu der echt deutschen Tugend, die heute in der Jugend nicht immer mehr gefunden wird, erziehen: zur Bescheidenheit. Wir wollen lernen, immer lernen; nicht um zu bekennen: „Wie haben wir es so herrlich weit gebracht", sondern wir wollen zu der Bescheidenheit kommen: „Zwar wissen wir nur wenig; doch möchten wir gern recht viel lernen!" Wir wollen unbedingte Wahrhaftigkeit, wir wollen restlos die Folgen ziehen und den Konsequenzen ins Auge schauen, die diese oder jene Erkenntnis mit sich bringt. Glücklich der Leiter eines Gehilfenvereins, der selber nicht viel weiß, wie ich, der auch noch manches lernen kann, und dem es daher nicht schwer wird, recht bescheiden zu sein. So kann er seinen jungen Freunden ein gutes Vorbild sein.

Wie wollen wir das erreichen? 1. durch Vorträge, 2. durch Debatten und 3. durch Besichtigungen sozialer Einrichtungen.

Durch Vorträge wollen wir unser Wissen vergrößern. Es ist nicht leicht, den rechten Mann für einen Vortrag zu bekommen, wenn auch viele sich dazu melden. Es müssen Leute sein, welche große Kenntnisse haben und der Sache völlig gewachsen sind. Eigentlich kann man hier keine Dilettanten brauchen, es sollen eben positive Kenntnisse und Tatsachen gegeben werden. Man kann nicht einen solchen zum Vortrag brauchen, der sich seine Kenntnisse erst aus Büchern zusammen schreibt, sondern es müssen solche sein, die darüber und darin stehen, die deshalb auch wirklich fähig sind, objektiv zu urteilen. Wir dürfen unsere Gehilfenvereine nicht zu einem Tummelplatz für alle möglichen reifen und unreifen Anschauungen machen. Wir wollen uns nicht hin und her zerren lassen von allerhand Schwärmern und Ideologen, sondern wir wollen aus dem Munde ernster und bewährter Männer uns in die wichtigsten Lebensgebiete einführen lassen. Und noch eins: Unsere Gehilfenvereine — verzeihen Sie den stolzen Ausdruck — sollen eine Art Volkshochschule bilden, sie dürfen nicht zu einem Kampfverein wider irgendein Laster resp. für irgendeine Tugend werden. Ich nehme zwei Beispiele. Alle zwei Jahre haben wir von irgendeinem ernsten, bedeutenden Arzt einen Vortrag gegen die Unzucht resp. allgemeiner über das geschlechtliche Leben. Hier wollen wir die unbedingte Wahrheit hören. Jede Prüderie, die ebenso schlimm ist, wie die Unsittlichkeit selber, liegt uns fern. Es versteht sich von selbst, daß meine jungen Freunde mit gespannter Aufmerksamkeit und großem Ernste zuhören Nun kann es sehr wohl sein, daß der eine oder andere von ihnen gerade durch diesen Vortrag angeregt, sich den Bestrebungen des sogenannten „Weißen Kreuzes", den Sittlichkeitsvereinen persönlich anschließt, unser Verein als solcher ist aber nicht ein Kampfverein gegen die Unzucht, das ist nicht seine Aufgabe und sein Wesen. Das will er gar nicht. Oder kann man einem Mann, der einen Theaterklub gegründet hat, einen Vorwurf machen, daß er keinen Gesangverein ins Leben rief; er hat es ja gar nicht gewollt! — Oder wir hören einen Vortrag gegen den

Alkohol — besser einen gegen den Mißbrauch des Alkohols; es ist so schwer, einen ernsten Kämpfer gegen diesen Schaden unseres Volkes zu finden, der nicht fanatisiert über das Ziel hinausschießt und nun so oft das Gegenteil erreicht von dem, was er will. Immerhin es kann sein und ist oft genug vorgekommen, daß sich der eine oder andere aus unserem Kreise mit aller Entschiedenheit der Abstinenzbewegung anschließt; wer könnte sich mehr darüber freuen als ich. Aber der Gehilfenverein als solcher darf kein Kampfverein gegen den Alkohol sein! Es ist nicht seine Aufgabe, nicht sein Wesen. Er will es gar nicht. Kann man ihm daraus einen Vorwurf machen? Die ersten Vorträge sind schwer zu erhalten, schwerer jedoch sind noch die Debatten. Eigentlich bin ich kein Freund davon; ich betrachte sie in unserem Verein nur soweit erlaubt, als sie Fragen zur weiteren Vertiefung sind. Wie ich sagte, soll unser Verein der Beginn einer Volkshochschule sein, und wenn wir in unseren jungen Jahren auf der Hochschule saßen, um durch Vorträge zu lernen, haben wir auch manches so hinnehmen müssen, ohne daß wir sofort kritisieren durften. Die Diskussionen sind dazu da, etwas kennen zu lernen, nicht aber, daß der einzelne seine Weisheit glänzen lassen soll. Man soll nur nicht die ernste Tugend, die Bescheidenheit, durch die erlaubte Debatte beeinträchtigen. Oft sind es immer dieselben, die sich immer wieder zur Diskussion melden. Die Tüchtigen sagen nichts, sie wollen erst selbst nachdenken und bitten oft erst nach vielen Tagen um Aufklärung. Das wilde „ins Blaue hinein" Reden, hat keinen Zweck. Es ist nicht nötig, daß man den Gehilfen zu allen reifen oder unreifen Kritiken die Erlaubnis gibt. Es darf nicht sein, daß zum Schluß leere Phrase und Schlagwort recht behalten und der große freie Vortrag, den die Zuhörer mitnehmen wollten, hat seinen Eindruck verloren und manche sagen über den Vortrag, das sei ja nichts besonders Wertvolles gewesen. Natürlich ist das nicht immer und nicht überall der Fall. Manchmal entstehen durch die Debatten schiefe Urteile, so daß man eigentlich bei Adam und Eva wieder anfangen müßte, um über die Hohenstaufen wieder zur Sache und dann erst zur Aufklärung zu kommen. Wir müssen den Vortrag, der aus Voraussetzung, Behauptung und Beweis bestehen muß, erst erfassen. — Es ist daher sehr schwer, die Debatte richtig zu leiten.

Wir wollen lernen auch durch Besichtigungen sozialer Einrichtungen. Auch sie sind recht schwierig. Es gibt nicht vieles, was man zeigen kann, von dem man wirklich lernen könnte. Man sollte überhaupt nur solche Einrichtungen besichtigen unter Heranziehung sachkundiger Führung unter wirklicher Einführung in die Sache. Wir dürfen nicht hingehen, um die Neugier zu befriedigen oder um eben etwas mitzumachen, sondern wieder nur, um wirklich zu lernen. Vieles, das alle interessiert, gibt es nicht. Unsere Gehilfenvereine sollen auch keine Vergnügungsvereine sein. Gewiß wollen wir dann und wann einmal ein Vergnügen haben. Vielleicht einmal im Sommer und einmal im Winter, mehr nicht. Diese Vergnügungen sind schön, es wird getanzt und die Alten freuen sich mit den Jungen. Wir müssen auch verhüten, daß unsere Gehilfenvereine zu Sport- und Turnvereinen werden. Das deutsche Turnen ist wundervoll, soll gepflegt werden, aber nicht in so weitgehendem Maße, daß der Gehilfenverein schließlich nur Turnen treibt. Auch kein ästhetischer Verein wollen wir sein, in dem immer die modernsten Sachen kritisiert und gepflegt werden. — Unsere Gehilfenvereine müssen eine festgefügte Form haben, während die Lehrlingsvereine frei sind. Eigentlich nehmen wir in die Gehilfenvereine nur solche auf, die den Lehrlingsvereinen angehört haben. Den anderen machen wir den Beitritt absichtlich schwer. Die Leitung des Vereins, der Kasse, der Repräsentation nach außen liegt in den Händen der Mitglieder. Der Protektor hat eigentlich nur die Pflicht, für die passenden Vorträge zu sorgen. Das darf er den jungen Leuten nicht überlassen; denn er allein kann die rechte Wahl vielleicht, freilich nicht immer, treffen. — Ich selber habe sehr gute Erfahrungen gemacht; ich habe in den 13 Jahren unseres Vereinslebens nie eine abschlägige Antwort bekommen. — Man achte ja darauf, daß in unseren Gehilfenvereinen nicht die greuliche, urdeutsche Vereinsmeierei großgezogen werde. Das ist der Tod aller ernster Bestrebungen.

Ein Ziel, nicht eine Tendenz müssen die Gehilfenvereine haben; ein inneres Ziel, worauf wir hinausarbeiten, ist nicht nur erlaubt, ist sogar geboten; wir haben nur das bescheidene, aber wertvolle Ziel, aus unseren Gehilfenvereinen Männer für den Gemeindeverein zu erhalten, wo sie sich in sozialer Arbeit betätigen sollen. In diesem Sinne wollen wir zu rechten Staatsbürgern erziehen. Meine jungen Freunde stehen als Mitglieder des Gemeindevereins fast alle im Dienste der Wohlfahrt. Natürlich wollen wir „Freundschaft" auf das wärmste pflegen. Wir wollen das geblieben sein, was wir in dem Lehrlingsverein waren und dort geworden sind: treue Freunde fürs ganze Leben, die festes Vertrauen zueinander haben. Wir haben uns gegenseitig sehr lieb, ich persönlich habe keine besseren Freunde, als die aus unserem Gehilfenverein. Daher brauchen wir an unseren Abenden auch einen kleinen gesellschaftlichen Teil, vielleicht nur eine halbe Stunde. Auch für uns gilt: „Saure Wochen, frohe Feste, Tages Arbeit, abends Gäste". Diese halbe Stunde hat als gesellschaftliche Form die studentische Form, ohne wahrlich das Studentenleben nachzuäffen. Auch beim vergnügten Teil wollen wir Ordnung haben. In 13 Jahren ist noch nicht ein einziges Mal die kleinste Ungezogenheit oder Angetrunkenheit vorgekommen. Unter 100 jungen Leuten ist nie bei solchen Gelegenheiten ein unpassendes Wort gefallen, und glauben Sie mir, ich bin der verwöhnteste Mensch, verwöhnt durch meine jungen Freunde.

Ich komme zum Schluß. — Es muß mehr geschehen, die Volkshochschule weiter auszubauen; vor allem muß gegen Phrasen gekämpft werden; wir müssen Kenntnisse geben auf allen Gebieten des Wissens. Es müssen besondere Häuser zur Verfügung stehen mit Lesezimmer, Spielsaal und auch einer Kantine. Es gibt nur ein Mittel, das Böse zu bekämpfen, das ist die Stärkung des Guten. Es gilt nicht, das Böse immer wieder auszumalen, das macht ihm nur Reklame und regt oft nur zur Ausführung des Bösen an. Vielmehr muß Gutes gegeben werden. Darum stärkt unsere Bestrebungen. Wir könnten die Lehrlingsvereine vielleicht bezahlten Hilfskräften zur Leitung überlassen; das geht aber niemals bei den Gehilfenvereinen. Zum Schluß möchte ich noch

fragen, indem ich bitte, dieses Wort nicht zur Debatte zu stellen: „Haben gerade wir Pastoren ein Recht, eine Pflicht derartig zu wirken? Ist das religiös?" — Ja, das ist auch Erziehungssache, ein Stück pastoraler, evangelischer Arbeit. Gerade, wenn wir den Gehilfen die Wahrhaftigkeit und Tüchtigkeit, die auf Kenntnissen beruht, sowie die Bescheidenheit: „Ich weiß, daß ich nicht viel weiß" durch den Kampf gegen Phrasen und Schlagwörter beibringen, dann fördern wir sicher religiös-soziale Gedanken. Natürlich spricht in den ganzen Erfolgen, sowohl als in der Art und Weise der Erziehung die Eigenart des Leiters ein ziemlich bedeutendes Wort mit. Ist der Leiter ein musikalisch begabter Mann, wird vielleicht viel Musik getrieben, andernfalls geturnt oder gespielt usw. Ist er ein Pastor, dem nichts höher gilt, als die Religion, dann wird dieser religiöse Geist besonders zutage treten. Es gibt Dinge, die nicht in die Öffentlichkeit gehören, die nur in den vier Wänden von Mensch zu Mensch gehen dürfen. Ich will mit den jungen Freunden nicht davon sprechen, ob es eine Religion, einen Gott gibt usw., das sind Fragen, die nicht in die Versammlungen, höchstens in private Kreise gehören. Ebensowenig wie das Familien- und Eheleben.

Nichts kann dem Bau der sittlich-religiösen Gemeinde so sehr dienen, als unsere Gehilfenvereine, weil aus ihnen Männer hervorgehen, die unsere heutige Zeit mit ihren Nöten und Schäden, mit Streben und Hoffnungen kennen. Männer, die fähig und bereit sind, mitzuarbeiten, daß das „Gute wirke, wachse, fromme, daß der Tag des Edlen endlich komme".

Jugend von heute.

Ansprache am Volksabend in Kiel am 18. Mai 1913.

In Erinnerung an die vorher erwähnte Jugend von 1813 will ich einiges sagen über die Jugend von heute. Damit ist nicht die Jugend gemeint, die hier heute abend versammelt ist, auch nicht die allein, die irgendeinem Jugendverein und somit unserm Bunde angehört, das sind ja doch alles nur Musterexemplare, nein wir wollen im allgemeinen von der Jugend von 1913 hören. Gewiß, sie ist anders als früher, wenn man nämlich unter „früher" versteht zu Sokrates oder Karls des Großen Zeiten. Aber ist die Jugend heute anders geworden, als damals, wo wir Grauköpfe noch jung waren? Ich glaube, sie ist gleich geblieben. Kommen Sie und sehen Sie die heutige Jugend, ihre Frische, ihre Fröhlichkeit, ihre Dummheiten und ihr ganzes Leben, dann denken Sie an früher zurück und Sie müssen sich sagen: „Grade wie „gewisse" Leute!" Darum, wenn Sie die Jugend noch nicht kennen, aber kennen lernen wollen, gilt das Rezept unseres großen Dichters, des feinen Menschenkenners Schillers: „Willst du die andern verstehen, blick in dein eigenes Herz." Denke daran, wie du früher jung warst! Wollen Sie die Jugend lieb haben und ihr dienen, dann gilt das Rezept eines noch größeren, des größten Menschenkenners, Jesu: „Alles nun, was ihr wollt, das euch die Leute tun sollen, das tut ihr ihnen auch." Es gibt viele Theaterstücke, die die „Jugend von heute" be-

handeln, aber ich muß sagen, daß das, was die Schriftsteller uns da von ihr erzählen, zwar schön, aber nur nicht wahr ist. Diese Leute schildern Menschen, die es geben könnte, aber es sind bisher nur dichterische Phantasiegebilde. Die Jugend von heute ist leicht kennen zu lernen, sie ist nicht sehr kompliziert. Ein Mittel, sie kennen zu lernen, ist die Liebe. Es gibt kein dümmeres Sprichwort als dieses: „Liebe ist blind." Begeisterung, Schwärmerei ist blind, Liebe ist sehr sehr sehend. Lernen Sie die deutsche Jugend lieben und Sie lernen sie kennen. Die Jugend von heute ist wie sie immer war. Sicher weiß ich das von der männlichen Jugend, die weibliche kenne ich nicht so.

Unsere Jugend von heute, im Alter von 14—15 Jahren hat es sehr schwer. Auf der Stufe zwischen Kindes- und Mannesalter lernt die männliche Jugend Sorge und Arbeit in vollstem Maße kennen. Das gilt gerade von der Volksjugend; anders ist's bei der Jugend, die die höheren Schulen besuchen, bei denen sind Sorge und Arbeit weiter noch nichts, als Schulsorgen und Hausaufgaben, die andern kämpfen schon mit ums tägliche Brot. Aber freilich, wenn unsere Jugendlichen auch keine Kinder mehr sind, Männer sind es auch nicht; denn Biertrinken und Rauchen macht noch nicht den Mann. Unsere Jugend, besonders in etwas weiter vorgeschrittenem Alter, ist durchaus begeisterungsfähig besonders für Helden und Heldenleben. Weltanschauungsfragen braucht sie noch nicht, die kommen noch früh genug. Auch für die Wissenschaft ist sie noch nicht zu haben, ihr ist noch alle Theorie grau. Unsere deutsche Jugend von heute hat durchaus tiefes Gemütsleben. Aber unsere männliche Jugend mag sich dieses tiefe Gemütsleben nicht anmerken lassen. Sie lassen nicht sehen, daß sie weinen und lachen können, weil sie es für etwas Mädchenhaftes halten. Anstatt daß sie ihre Gemütsbewegungen offenbaren, schweigen sie lieber oder machen einen Witz darüber. Der Inhalt unserer Jugendarbeit muß daher der sein, in der Jugend die Begeisterungsfähigkeit und die Gemütswerte auszulösen und sie zu dankbaren Menschen zu machen. Es ist ein trauriges Zeichen unserer Zeit, daß wir so viele am Geiste und am Körper starke Menschen haben, die im Gemütsleben zurückgeblieben sind. Neben dem Wissen darf die Gemütsseite des Menschen nicht vernachlässigt werden. Wir wollen keine halben Menschen, keine Krüppel, als die wir alle die bezeichnen könnten, bei denen nur die reine Verstandesseite ausgebildet ist. Wir können die Jungen begeistern für die Helden aller Zeiten und ihnen Empfinden beibringen für die höchsten Taten des größten Helden, des Heilandes selber. Freilich ist unsere Jugend wahrlich nicht frei von Fehlern. Das liegt aber vielfach in den Verhältnissen der Zeit begründet und kann nicht auf einen Schlag geändert werden. Darf ich einen Fehler der Jugend von heute erwähnen, dann wäre es der, daß die Jugend leicht den Mund zu voll nimmt und sich zu leicht ein Urteil bildet. Es wird leicht über dieses und jenes losgeschimpft. Aber, wo mag unsere Jugend das wohl herhaben? Gibt es doch ein Sprichwort: Wie die Alten sungen, so zwitschern die Jungen. Auch nicht nur das Vorbild der Alten, sondern im selben Maße die Beeinflussung und das Vorbild der gleichaltrigen Freunde bringt gleichsam den Herdensinn. Zu oft hört man von unserer Jugend das Wort:

Die anderen tun's, dann muß auch ich die Sache mitmachen. Es fehlt noch an Selbstzucht, an sittlichem Mut. Die Jugend hat aber in jenem Alter eine große Sehnsucht nach Freundschaft. Diese Freundschaft kann schon in der Jugend gepflegt und zu einem herrlichen Lebensbande werden. Gerade in dieser Zeit wird die beste, festeste Freundschaft fürs Leben geschlossen. Ältere Freunde sind das schönste für unsere deutsche Jugend, und darum wollen wir Leiter und Gönner der Jugendvereine den Mitgliedern nichts anderes sein, als wirkliche, aufrichtige, persönliche Freunde, die das Vertrauen der Jugend haben und ihr selbst auch Vertrauen entgegen bringen, wie einer meiner Hamburger Freunde es so schön ausgedrückt hat: „Mit unserem Pastor Schultz stehen wir innerlich so recht auf du und du". Gewiß sind wir Pastoren und Lehrer wohl berufen, an der Jugend zu arbeiten, daß heißt, wenn wir unsere Amtswürde ablegen wollen. Nicht immer predigen und schulmeistern und vor allen Dingen nicht das Langweiligste bringen, nicht immer moralisieren! Die Jugend will Freunde, ältere Freunde, denen sie ablernen können, aber nicht solche, die ihnen andauernd auf die Finger sehen und dann fortwährend berichtigen und mäkeln. Mit dem Lehrer haben sie in dieser Weise ja die ganze Schulzeit verlebt und haben's an den Abenden ja noch häufig genug in den Gewerbeschulen. Wirkliche Freunde brauchen wir aber nicht nur Lehrer und Pastoren zu sein, das kann jeder werden, männlich und weiblich, wer nur den festen Willen hat, es zu sein. Es darf nicht alles auf Kirche und Schule abgeschoben werden. Gilt doch heute die Schule oft als „geistige Feuerwehr" und die Kirche als „schwarze Polizei".

Wir haben in der Jugendarbeit Ziele, Ziele, die dem ganzen Vaterland und Volk zugute kommen werden, aber das Streben nach denselben soll kein Dahinhasten sein, nein durch die Freundschaft wollen wir allmählich gemeinsam zu diesem edlen Ziele kommen. Und welche Ziele sind es eigentlich? Friedrich Naumann hat einmal gesagt: „Clemens Schultz und Walter Classen wissen nicht, was sie wollen." Das war ein gutes, hoch anerkennendes Urteil! Was wir wollen, wissen wir nicht? d. h. wir können und wollen es nicht in Statuten und Paragraphen zusammenfassen, eins wissen wir aber sehr wohl: Wir wollen unsere Jugend lieben, und die lieben, heißt ihr leben. Wir wollen mitwirken, daß sie ernste Charaktere werden, oder kurz gesagt: daß sie ganze, tüchtige Männer werden, Kerls, die das Herz auf dem rechten Fleck haben. Dazu ist Religion nötig, denn ohne sie Gemütsleben zu erwecken, ist unmöglich, dazu gehört auch Patriotismus. Darum ist unsere Jugendarbeit durchaus religiös und patriotisch, im Sinne des Wortes: „Ans Vaterland, ans teure, schließ dich an, das halte fest mit deinem ganzen Herzen." Nicht Lokalpatriotismus soll unser höchstes Lieben sein, nein Liebe zum gesamten großen Vaterland soll unser aller Sinn erfüllen und mit Begeisterung sollen alle bekennen: „Deutschland, Deutschland über alles!"

Die Jugend von heute ist so wie früher geblieben, aber das „Heute" ist anders geworden. Es ist nicht recht, immer von der „guten, alten Zeit" zu reden, denn bei dem steten geistigen und kulturellen Aufwärtsstreben der Menschheit müssen sich die Zeiten bessern.

Unsere Verhältnisse sind eben andere als vor 50 oder 100 Jahren. Das patriarchalische Verhältnis zwischen Meister oder Arbeitgeber und den Gehilfen und vor allem den Lehrlingen haben wir nicht mehr, können wir nach der jetzigen Lage nicht mehr haben, denn im Großbetrieb kennen sie sich kaum gegenseitig. Wie war's früher schön, wenn der Lehrling beim Meister mit am Tische saß, wenn er den Meister zu diesem oder jenem Zweck um etwas Taschengeld fragen durfte, und der Meister in väterlicher Strenge, aber auch Liebe dem schuldigen Lehrling eine Ohrfeige verabreichte. Das sollte heute einmal ein Lehrling, andererseits aber auch ein Handwerksmeister versuchen! Und wie oft kann das Elternhaus nicht mehr seine Pflichten an der Jugend erfüllen. Häufig kommt es heute doch zu Konflikten zwischen Elternhaus und der sich schon zu früh als selbständig und urteilsreif dünkenden Jugend. Wiederum ist ja aber auch der Kampf ums Dasein schon für die Jugend von heute viel schwerer und sorgenreicher als früher. Dazu kommt heute noch das Bestreben der Väter, möglichst viel mitzumachen, das schließlich in die berüchtigte deutsche „Vereinsmeierei" ausartet. Jeder gute Deutsche glaubt in mindestens zehn Vereinen sein zu müssen. Es wird so oft soziale Betätigung gefordert, die aber, häufig mit der Politik verbunden, zum Unsegen gereicht und der Erziehung der Kinder schadet. Unser Kaiser hat Recht, wenn er sagt: Die größte nationale und soziale Aufgabe des Elternhauses ist die Erziehung der Kinder, der Jugend. Deshalb hat es die Jugend heute so schwer, weil es so viel Leute gibt, die da vorgeben, der Jugend zu dienen, aber eigentlich nur einer Partei dienen wollen. Ihr lieben Freunde, laßt euch nicht die Freiheit rauben! Wer euch die Freiheit raubt, raubt euch die Freudigkeit. Kommt jemand zu euch, der euch die Freiheit rauben will, indem er euch gewinnen will für irgendein Programm oder Gelübde, dem sagt nur ruhig: „Verehrtester, ich bin viel zu klug, mich als junger Mensch gefangen nehmen zu lassen, und zu dumm, mir Urteile über das Menschenleben zu bilden;" und dann stellt euch vor ihm hin und brüllt los: „Freiheit, die ich meine ...!" Andererseits hat die Jugend es oft schwer, weil sie zuviel Freiheiten hat, wo sie von so vielen schlechten Gewalten umgeben ist. Ich weise nur hin auf die scheußliche Schundliteratur der Engländer und Amerikaner, sowie auf die unsittlichen modernen Dramen der Franzosen, und die modernen deutschen Sitten- und Unsittenstücke sind nicht besser, ferner auf die dummen aufregenden Kinos, auf die gemeinen Witzblätter, die oft in unkünstlerischer Form die niedrigsten Zoten bringen. Alles dieses kann unserer Jugend das größte Gift sein. Darum kämpfe ein jeder dagegen, indem er gute deutsche Bücher, von denen es so viele gibt, in die Bibliotheken der Jugendvereine einzureihen bestrebt ist. Meine Herren und Damen, ich kenne meine Jugend ganz genau, lebe siebzehn Jahre ständig mit ihr zusammen. Ich habe meine Jugend bei allen guten und auch trüben Erfahrungen, von ganzem aufrichtigen Herzen liebgewonnen. Unsere deutsche Jugend ist es wert, daß man sie liebt. Das heißt nun nicht, nur ein freundliches Wort für sie finden, sondern sie wirklich lieben, sich selbst ihr gleich fühlen und mit ihr in Gemeinschaft leben. „Jugendarbeit ist auch nationale Arbeit im ausgeprägten Maße." Ge-

wiß, ich habe auch trübe Erfahrungen gemacht, die haben mich aber nur noch mehr bestimmt, mich der deutschen Jugend zu widmen. Sie hat uns nötig als Freunde, als Führer durch das Weltgetriebe. Die Menschen sind meistens besser, als sie scheinen. Das gilt vor allem von unserer deutschen Jugend. Sie ist tausendmal besser. Ich gebe Ihnen allen mein Wort, wenn Sie die deutsche Jugend von heute kennen, dann müssen und werden Sie diese lieben lernen. Unsere deutsche Jugend von heute ist unsere schönste Gegenwart, ist unser Glaube und unsere Hoffnung, unsere Liebe. Unsere deutsche Jugend, nicht Deutschlands Wissenschaft, Dichter und Denker, nicht Gewerbe, Handel und Industrie, Deutschlands Jugend ist unseres Vaterlandes Größe und Stärke. An der Jugend arbeiten, ist vorbeugende Arbeit, ist ein Kapital, das immer Zinsen bringt. Eine große Persönlichkeit hat gesagt: „Dieses Jahrhundert ist das Jahrhundert des Kindes, der Jugend", und eine noch größere, die größte Persönlichkeit, Jesus, hat die Jugend in den Mittelpunkt gestellt: „Er nahm ein Kind und stellte es in ihre Mitte." Meine Damen und Herren, sind Sie unglücklich, hat Ihnen das Leben nicht gehalten, was es Ihnen zu versprechen schien, gehen Sie zur deutschen Jugend; die Beschäftigung mit ihr beruht auf Geben und Nehmen. Was Sie der Jugend zugute kommen lassen, seien Sie sicher, es trägt Ihnen hundertfältige Frucht.

Wer mit der Jugend lebt, bleibt selber jung.

Beispiele für Ansprachen.

Wer sich für meine Jugendarbeit interessiert, weiß, daß ich es für durchaus nötig halte, daß jeder Versammlungsabend in gleicher Weise verlaufen muß. Die Gewohnheit ist ein gutes Erziehungsmittel zur Disziplin. Unsere nach Ungebundenheit strebende Jugend muß die rechte Gebundenheit auch in ihren Erholungsstunden finden. Die Freiheit, die man ihr gibt, ist die Freiwilligkeit, mit der sie sich selbst in die als richtig erkannte Gebundenheit stellt. — Jeder Versammlungsabend verläuft deshalb nach einem feststehenden Programm: Anfang um $7\frac{1}{2}$ Uhr; $7\frac{1}{2}$—$8\frac{1}{4}$ Uhr gemeinsames Spiel im Garten, freie Spiele im Garten, Spiele an den Tischen (Halma, Schach usw.), Lektüre, Unterhaltung. $8\frac{1}{4}$—9 Uhr Vortrag, nicht vom Leiter, sondern von einem fremden Herrn; der Leiter faßt den Vortrag zum Schluß zusammen, pointiert ihn auf die Jugend, erlaubt sich auch vielleicht eine kleine Kritik, wenn etwas ganz verfehlt war, bezw. spricht ehrlich seine gegenteilige Meinung aus und dankt für den Vortrag. 9—$9\frac{1}{2}$ Uhr wieder freie Spiele, bezw. gemeinsames Turnen usw. Der Leiter und seine Helfer haben in dieser halben Stunde Gelegenheit, sich mit den einzelnen jungen Leuten zu unterhalten und auf ihre besonderen Verhältnisse einzugehen. Von $9\frac{1}{2}$—10 Uhr haben sich die Mitglieder wieder sämtlich an den Tischen zusammenzufinden; nun beginnt der wichtigste Teil des Abends.

In dieser Zeit können die Vereinsangelegenheiten erledigt werden. Nur muß das sehr schnell und sehr summarisch geschehen, damit man die Gefahr der Vereinsmeierei umgeht. Nur nicht Statutenberatungen usw.! Ferner können in dieser letzten halben Stunde die einzelnen Mitglieder selber kleine Sachen vortragen. Auch hier ist eine Gefahr. Man muß darauf achten, daß sich die einzelnen nicht vordrängen oder gar durch den reichlich gespendeten Beifall eingebildet und hochmütig werden. Oder es kann in der letzten halben Stunde gesungen werden. Allerdings ein Lied nach dem andern singen lassen, ist ziemlich wertlos. Vor allen Dingen hat nun der Leiter in der Zeit von $9\frac{1}{2}$—10 Uhr Gelegenheit, zu seinem jungen Freundeskreise zu reden. Hier lieg der Schwerpunkt seiner Tätigkeit. Diese Arbeit darf er sich von keinem andern nehmen lassen, weil er dann nicht mehr Leiter, sondern höchstens Arrangeur seines Vereins ist. — Die letzte halbe Stunde in richtiger und fruchtbringender Weise auszufüllen, ist das schwerste in der Arbeit des Abends. Natürlich ist hier auch vieles Übungssache; man muß sich in die Jugend und ihre Bedürfnisse hineindenken: man muß mit der Zeit immer wieder von der Jugend lernen wollen. Gewiß, man ist nicht immer in Stimmung, ist auch nach einem sehr arbeitsreichen Sonntage zu müde. Aber man halte sich immer wieder vor, daß hier eine wesentliche Pflicht erfüllt werden muß, nämlich die eigentliche Gesinnungsarbeit, und man verarbeite gründlich bei sich selber den Stoff, den man vor dem jugendlichen Kreise behandeln will. — Gerade bei diesen Ansprachen kann das religiöse Moment zur Geltung kommen: ich meine nicht, daß das jedesmal der Fall sein muß, sondern nur, wenn es sich natürlich und mit der Situation als zwingend ergibt. Auf die Form kommt nicht wenig an; die Form der Predigt und der offiziellen geistlichen Ansprache ist ganz zu vermeiden. Es ist besonders gut für die Jugend, wenn sie die Empfindung hat, Religion steht mitten im Leben, ist selber ein Stück Leben. Dasselbe gilt auch von den Festansprachen, beim Stiftungsfest, an Familienabenden, bei der Weihnachtsfeier usw.

Im nachstehenden gebe ich einige Themata und Entwürfe solcher Ansprachen, von denen ich meine, daß sie bei meiner Jugend das richtige Verständnis gefunden haben. Ich will nicht Musterbeispiele geben, sondern nur den Wunsch erfüllen, der mir auf dem Evangelisch-sozialen Kongreß in Jena nach dieser Richtung hin ausgesprochen ist.

1. Vortrag über sexuelle Fragen. — Alle Jahr einmal; in verschiedener Form. — Es dürfen keine Gäste anwesend sein. — Der Vortrag selbst wird von einem Mediziner gehalten. — Ich habe nicht immer gute Erfahrungen gemacht; oft recht ungeschickt. — In der Ansprache: Hinweis auf St. Pauli — hier die größten Gefahren — sie brauchen die Augen nur offen zu haben — der Schmutz tritt ihnen überall entgegen. Keine Jugend in ganz Deutschland hat es so schwer, wie die Jugend von St. Pauli. — Beklage sie deshalb nicht — je größer der Kampf, desto größer der Mut, desto mehr stählen sich die Kräfte, desto schöner der Sieg — freilich gekämpft muß werden, sonst besiegt — vor allen Dingen die Phantasie — das reine, das unreine Herz — die schmutzige Phantasie ist ein Gift (hierbei ist die Rede von Kunstwerken in der Kunsthalle und von der Afterkunst, die nur die Sinnlichkeit reizen will — gemeine Bilder, Bücher, Theaterstücke usw.)

— ferner vom Kampf gegen schlechte Freunde, unreine Menschen. — Warum die Unzucht Genossen sucht? Weil, wenn sie sich ihrer Sünde schämt, sie die faule Entschuldigung haben will: andere tun es auch. — Von der Verführung. Die Entschuldigung: ich bin verführt worden, gibt es nicht; man läßt sich immer nur zu dem verführen, was man selber gern will. — Vom männlichen, mutigen „Nein sagen“. — Wie böse wird der zurückgewiesene, schlechte Freund, zumal wenn man es sich aufs ernsteste verbeten hat, daß der einem schmutzige Dinge erzählt. Von Hohn und Spott: Mamakind, alte Tante, Heilige, Mönche, „Du glaubst wohl noch, was dein Papa sagt.“ Immer darauf antworten, recht laut, recht schneidig: Ja, weiter nichts. — Wie sich der zurückgewiesene Freund rächen kann. — Woran so viele junge Leute zugrunde gehen. (Es ist immer nur an sog. Jugendsünden, bezw. die unreine Phantasie und Freude am Unreinen zu denken. Von sogenannten venerischen Krankheiten darf im Lehrlingsverein noch nicht die Rede sein; das Gebiet gehört in den Gehilfenverein.) — Vom jugendlichen Kreis — von den Folgen der unreinen Gesinnung — sittliche Verbrechen — keine Schauergeschichten erzählen. — In welches Lokal dürft ihr in St. Pauli gehen, welches Buch dürft ihr lesen, welchen Witz dürft ihr hören, welches Bild dürft ihr anschauen? Hauptgrundsatz: Alles dürft ihr hören, lesen, sehen, überall dürft ihr sein, wo ihr nicht zu erröten braucht, wenn eure Mutter plötzlich vor euch stände, oder religiös ausgedrückt: wo ihr nicht zu erröten braucht, wenn Jesus vor euch stände, wenn ihr ihm ins Auge schauen könnt, und auf seine Frage: was für ein Buch hast du da? antworten könnt: Sieh! Wo man aber erröten muß, wenn die Mutter oder Jesus zu einem tritt, da muß man fliehen, weglaufen, wie wenn der Sturmwind hinter uns ist. Weglaufen bedeutet — Mut!! Die drei Begriffe: Kampf, Mut und Sieg müssen sich immer wieder durch die Ansprache hindurchziehen. — Mut, der im Vertrauen zu dem Vater oder zu mir liegt. Ja, kommt zu mir; sprecht euch mit mir aus. Was ich für schönes Vertrauen schon erlebt habe! Wie stolz ich auf meine mutigen jungen Freunde bin. Wie ich sie aufnehmen werde! Ich habe auch viel kämpfen müssen; habe viel Hohn ertragen müssen. Sie haben sich aber immer vor mir gefürchtet. — Von der unmittelbaren, absoluten Wunderwirkung des Gebetes in Stunden persönlicher Anfechtung. Wenn man nur beten kann und beten will! — Natürlich ist diese Ansprache die schwerste; man kann sie nur bringen, wenn man die jungen Leute genau kennt. — Wenn man keinen ärztlichen Vortrag zu Anfang hat, tut man gut, die Ansprache an einen bestimmten konkreten Fall anzuknüpfen, der sich gerade ereignet hat und die Gemüter erregt. — Der Leiter muß seiner Sache ganz sicher sein; er darf nicht im Konversationston sprechen. Er muß etwas Priesterliches haben, dabei aber ganz menschlich sich geben, ja nicht von einer hohen Warte aus urteilen und verurteilen. Man muß die Zuhörer scharf ins Auge faßen und sie keinen Augenblick aus den Augen loslassen. — Die jungen Leute werden mit gespanntester Aufmerksamkeit zuhören. Die meisten verstehen uns, fast zu gut; einige verstehen uns wenig; diesen sollen nicht die Augen geöffnet werden. Die uns in diesem Jahre nicht verstehen, mögen ruhig verständnislos

bleiben; im nächsten Jahre werden sie uns verstehen. Im großen und ganzen ist die Großstadtjugend in dieser Beziehung sehr aufgeklärt und kann durchaus ein offenes, freies Wort vertragen. — Sollte ein Junge lächeln oder gar seinen Nachbar eine Bemerkung zurufen, so muß sich der Leiter ganz allein selbst die Schuld geben: er war nicht in der rechten Stimmung, hat nicht die rechte Form gefunden, hat es falsch angefangen. — Vor einigen Jahren passierte es in meinem Kreise, daß ein Junge, der am äußersten Ende saß — es waren über 100 junge Leute anwesend — ein ganz klein wenig lächelte. Ich unterbrach mich sofort, nannte den Jungen bei Namen, und sagte: ich muß es zu furchtbar dumm angefangen haben, daß bei dieser so bitter ernsten Auseinandersetzung jemand lachen konnte. Ich kann heute nicht mehr darüber sprechen. — Der Junge hat sich natürlich entschuldigt, und man bat mich am nächsten Abend weiter zu reden. Die Stimmung war dann sehr ernst. — Sonst ist mir in all den Jahren niemals etwas Störendes vorgekommen.

2. Über Glaube und Aberglaube. Anschließend an einen konkreten Fall. Glaube heißt vertrauen, nicht: für wahr halten. Aberglaube ist mißtrauen. Wenn ich dem, der es um mich verdient hat, daß ich ihm vertrauen soll, Mißtrauen entgegenbringe, so habe ich ihn schwer beleidigt. Also ist Aberglaube Sünde wider Gott, Beleidigung Gottes. Der Aberglaube ist dumm und schlecht. Wie viel Aberglaube gibt es! Wie töricht ist er. Von der Zahl 13! Es gibt kein Hotel, in dem ein Zimmer ist mit der Zahl 13. Wenn 13 zusammen am Tisch sitzen, muß einer zuerst sterben. Und wenn 2 am Tisch sitzen, oder wenn 1000 zusammen am Tisch sitzen, wie ist es dann? Recht viele krasse Beispiele über die Zunahme des Aberglaubens. Dann sehr ernst vom Fluch des Aberglaubens. Alles Schlimme und Trübe des Mittelalters kam nicht aus dem Glauben, sondern aus dem Aberglauben. Wie viel Unsegen noch heute. — Dümmste Redensart: In jedem Glaube ist etwas Aberglaube, das würde heißen: in jedem Vertrauen ist etwas Mißtrauen. — Etwas muß der Mensch glauben. Wo kein wahrer Glaube ist, ist die Karrikatur des Glaubens, der Aberglaube. Beispiele aus der Geschichte von abergläubischen Freigeistern. Beispiele aus dem Leben: in dem Maße, wie man sich nicht zu Gott hält, ist man bange vor dunklen Gewalten; Aberglaube. Wer bringt den Aberglauben aus der Welt? Nicht Aufklärung, Wissenschaft, Gelehrsamkeit, sondern der Glaube, das unmittelbare Vertrauen zu Gott, der Glaube, der es bekennt: Ich weiß, es kann mir nichts geschehen, als was mein Gott mir hat ersehen, und das mir selig ist. Ich stehe in Gottes Hand. — Auch die Jugend hat hier schon sehr ernste Pflichten.

3. Vom Unglück, Unglücksfall. Wieder Anknüpfung an einen besonderen Fall. Von den Begriffen Glück und Unglück, Geschick, Schicksal, Zufall — alles leere Redensarten, Phrasen, die die Welt geradezu personifizierte. Jagd nach dem Glück — Furcht vor dem Unglück. Wir glauben an all diese Phrasen nicht; wir glauben nur an Gott; wir haben zu ihm Vertrauen. — Wenn unser Wille mit Gottes Willen übereinstimmt, dann nennen wir es Glück, und wenn Gottes Wille ein anderer ist als unser Wille, dann nennen wir es

Unglück. — Wie oft verstehen wir Gott nicht. Wie oft versteht ein Kind seinen irdischen Vater nicht. Daher die unbescheidene Frage: warum tust du das? Oft kann der irdische Vater es seinem Kinde gar nicht sagen, weil das Kind den Vater nicht verstände. So auch bei Gott und uns. „Was ich jetzt tue, das weißt du nicht, du sollst es aber hernach erfahren." — Wahres Christentum, unbedingtes Vertrauen zu Gott fängt eigentlich erst an, wenn wir Gott nicht verstehen. Was gibt es im Leben für Rätsel! Wahres Christentum, d. h. sich ganz in Gottes Hand stellen, ist Heldentum; ist namenlos schwer. Jesus, der größte Held; dies ist größtes Heldentum: „Mein Vater, nicht wie ich will, sondern wie du willst." — Von unerkannten und unbekannten Helden in der Gemeinde.

4. Der christliche Charakter. „Ja ist ja, und nein ist nein." Vom Jasagen, vom Versprechen, vom Neinsagen. Ich habe einen Freund gehabt; er war ein hochbegabter, sehr lieber Mensch, aber er konnte nicht nein sagen. Daran ist er zugrunde gegangen. — Von den Gegensätzen, die sich im Christencharakter ausgleichen. Vom Optimismus als der rechten Christengesinnung und christlichen Weltanschauung. Vom Pessimismus und seinem Unrecht. — Der Christ ist kein Mucker und Augenverdreher, der Christ ist immer ein fröhlicher Mensch. — Von der Charakterbildung und der Selbsterziehung. Jesus, der große Pädagoge für die ganze Menschheit, auch für mein Herz. An Jesus muß Menschengröße gemessen werden. Von der Nachfolge Jesu in dieser Beziehung. Jesus das Vorbild. Er wird nie erreicht; aber in dem Streben, ihm ähnlich zu werden, liegt hohe Befriedigung, es gibt dem Leben heiligen Inhalt.

5. Vom ewigen Leben. Todesfall eines unserer Mitglieder. Kurzer Nachruf. — Wahrer Trost nur das Wiedersehen. — Der Glaube, daß es einen Gott gibt, der nicht wieder vereinigen will, was er geschaffen hat, ist viel schwerer als der Glaube an ein ewiges Leben. Es muß ein ewiges Leben geben, das ist die Forderung des logischen Denkens. Gerade die Lehre von der Entwicklung schließt den Glauben an ein ewiges Leben ein. Wir wissen nichts vom ewigen Leben; es kann nicht bewiesen werden wie ein mathematischer Lehrsatz; ist deshalb auch nicht ein Vorrecht der Klugen. Ewiges Leben ist der höchste Gegenstand des Glaubens, des Vertrauens. — Von der Gefahr, sich sinnliche Bilder vom ewigen Leben zu machen; Mäßigung der Phantasie. — Von der Lösung aller Erdenrätsel, von der Vererbung alles Glaubens in Schwüren, von der Vergeltung, von der Erfüllung der Hoffnung, von der Stillung der Sehnsucht. — Wenn es kein ewiges Leben gibt, sind wir Menschen die elendesten Geschöpfe, elender als das Vieh auf dem Felde, gerade weil wir Liebe geben und nehmen dürfen, nur — um alles wieder zu verlieren.

6. Weitere Themata. a) An Hand eines Vortrages über das Sonnensystem: Die Naturgesetze. b) An Hand eines Vortrages über „Seesagen": Gespensterglaube, Spiritismus, Ahnungen usw. c) An Hand eines Vortrages über eine Persönlichkeit, die sich aus kleinsten Anfängen zu besonderer Größe entwickelt hat: Es kommt nicht darauf an, was wir sind, sondern wie wir sind. Nur dem Aufrichtigen läßt es Gott gelingen. Das Märchen vom Glück. d) An Hand von Begebenheiten aus dem Leben: Hüte dich vor dem ersten Groschen Schulden. Trunksucht. Über die Unwahrheit und Unwahrhaftigkeit. Über Lieblingsbeschäftigung. Lesen und Viellesen. Besuch des Theaters.

Auch diese Themata können religiös pointiert werden. Außerdem können die Mitglieder Fragen stellen, die ich ihnen — wenn ich es kann und meiner Sache ganz sicher bin — sogleich, sonst am nächsten Versammlungsabend beantworte. Ein Freund vom sog. Fragekasten bin ich nicht, weil mir alles Anonyme so sehr unsympathisch ist.

Von der verkommenen weiblichen Großstadtjugend.

Thesen für einen Vortrag in Lübeck am 15. Mai 1911.

1. Ein junges Mädchen im Alter von 14 bis 18 Jahren ist körperlich, geistig und seelisch viel entwickelter als ein junger Mann im selben Alter.

2. Ein Mädchen kann in diesem Alter sittlich viel höher und auch tiefer stehen als ein Mann im selben Alter.

3. Eine sittliche Reinheit, im besonderen auf dem sexuellen Gebiet, gilt bei dem weiblichen Geschlecht höher, als beim männlichen.

4. Schuld an dem sittlichen Fall der weiblichen Jugend trägt sehr oft das Elternhaus, das gerade seine Pflicht den Töchtern gegenüber schwer vernachlässigt.

5. Schuld trägt ferner die Schule, die gerade den Mädchen gegenüber mehr erziehlich und mehr auf das Gemüt wirken sollte.

6. Schuld trägt die Gesellschaft, die in ihrem Urteil teils zu schroff, teils zu milde ist und deshalb das eigene Urteil des Mädchens verwirrt.

7. Bei den Mädchen sind Putzsucht und Genußsucht die treibenden Kräfte zu schlechtem Wandel. Die große Gefahr sind die öffentlichen Tanzböden, die schlechte Lektüre, das schlechte Theater. Es gibt aber auch eine angeborene, ungezügelte, alles durchbrechende Sinnlichkeit.

8. Die Frauen haben die größten Pflichten, Rechte und Fähigkeiten, um an der weiblichen Jugend prophylaktisch zu arbeiten. Die Männer kommen erst in zweiter Reihe in Betracht.

9. Freundinnen der jungen Mädchen müssen vor allem einigen Einfluß zu gewinnen versuchen auf die Familie, besonders auf die Mütter.

10. Geschlechtliche Aufklärung muß sein, erfordert aber den allergrößten Takt. Sie hat am besten durch die Mütter zu geschehen oder im Beisein der Mütter.

11. Es sind Arbeitsnachweise für Hausarbeit, Kontor und sonstige Arbeit einzurichten. Der Dienstbotenstand muß gehoben werden.

12. Auch für die weibliche Jugend muß Fortbildungsschulzwang bestehen.

13. Einzelne Frauen müssen sich einzelner, besonders gefährdeter Mädchen annehmen.

14. Einzelne Familien müssen sich der einzelnen, alleinstehenden Mädchen annehmen.

15. Die Vereinsarbeit muß folgendes erstreben:

a) Es muß in jeder Stadt ein Verein der Freundinnen der jungen Mädchen gebildet werden, und in jedem Seminar eine solche Sektion bestehen.

b) Es muß ein Verein der Familien vorhanden sein, die sich der jungen Mädchen annehmen.

c) Es müssen in jeder Gemeinde Jugendvereine auf freier, religiöser Grundlage bestehen, welche erziehlich wirken und die Freundschaft der jungen Mädchen zur Leiterin vermitteln.

d) Die Zusammenführung der beiden Geschlechter zu gesellschaftlichem Verkehr wird möglich sein, ist auch in diesem Alter zu erstreben, wird aber unter den derzeitigen Verhältnissen noch sehr schwierig sein.

16. Die Arbeit an den schon gefallenen Mädchen braucht

a) Zufluchtsstätten,

b) Mutterheime,

c) sie hilft der unehelichen Mutter in ihrer Sorge für ihr Kind.

Stichworte für die Ausführung.

. . . Bei der Frau liegt praktisch unsere Zukunft — große Unterlassungssünden. — Große und verhängnisvolle Folgen!

Wie stellen wir uns zur inneren Mission?

1. Es soll nicht die Frage beantwortet werden, wie stellt sich die innere Mission zu uns? Da könnte manche Klage laut werden unsererseits. Gewiß, die innere Mission will Dienerin des geordneten Pfarramts sein, aber sie ist doch immer nur da, wo das geordnete Pfarramt ihr dient resp. wo der Pastor ihr Mitglied ist.

2. Unter „wir“ in dem Thema sind nicht nur wir liberalen Pastoren des Protestantenvereins gemeint, auch nicht nur die sämtlichen Mitglieder des Protestantenvereins, sondern alle diejenigen Christen verstanden, die eine freiere Auffassung vom Christentum haben, d. h. a) die die Bibelkritik und historisch wissenschaftliche Forschung anerkennen und sie durch nichts und durch niemand sich einschränken lassen wollen; b) die wohl ein Dogma als Ausdruck der Lehre, nicht aber als Bedingung zur Seligkeit und zur Zugehörigkeit zum Reiche Gottes nötig haben; c) die Ernst machen mit dem Aufgeben des inspirierten Bibelbuchstabens; d) denen Religion nicht in einem Erkennen und Fürwahrhalten, sondern in der persönlichen Hingabe des Herzens an Gott, durch Christum, den lebendigen Herrn, besteht, in der Gewißheit besteht: um Christi willen sind wir Kinder Gottes; e) denen es nicht zuerst darauf ankommt, was man von der Person des Herrn hält (so spricht der Herr: Niemand kennet den Sohn, denn nur der Vater, Matth. 11), aber denen alles darauf ankommt, wie man sich zu ihm stellt; f) die nicht zur Kirche als dem höchsten Ziele, sondern durch die Kirche zum Reiche Gottes erziehen wollen; g) die andere Anschauung, andere Lehrmeinung gelten lassen und deshalb fähig sind, die Bruderhand auszustrecken und es als heilige Pflicht ansehen, immer wieder in der evangelisch-protestantischen Kirche, der Kirche der Freiheit, zu mahnen: „seid einig, einig, einig“, weil sie schließlich h) sich niemals dafür halten, als hätten sie die allein selig machende Wahrheit gepachtet, sondern immer nur im ernsten Streben und Suchen nach der Wahrheit bleiben wollen.

NB. Nichts ist gefährlicher in „unsern“ Reihen, als der Orthodoxismus, und, Gott sei es geklagt, den gibt es viel. — Von den „andern“ reden wir in dieser Auseinandersetzung nicht.

3. Unter „innerer Mission“ verstehen wir das riesige, gewaltige Lebenswerk Johann Hinrich Wicherns. Sie ist einer der großartigsten, bedeutendsten Gedanken und Taten auf religiös-kirchlichem Gebiet, die seit der Reformation entstanden und durchgeführt sind. Ich möchte behaupten, wer die Wege und Ziele der inneren Mission verachtet, der kennt sie entweder nicht oder will sie nicht kennen; es gibt nichts „Unliberaleres“, als etwas von vornherein zu verurteilen, das man noch nicht einmal kennt. Gewiß alle Werke, die in Menschenhänden ruhen, haben ihre Fehler und ihre weniger würdigen Vertreter, so auch in der inneren Mission, und das werden die Männer der inneren Mission, die ja ernste Christen sein wollen, gewiß und zuerst zugeben. Es ist aber höchst „unliberal“, sich durch die Auswüchse, durch die Fehler, durch einzelne Persönlichkeiten, die uns unsympathisch sind und sein müssen, völlig einnehmen zu lassen, so daß man an der Oberfläche haften bleibt und nicht in die Tiefe dringt. — Was ist innere Mission? Das Tatchristentum; der Beweis christlicher Liebe; die Durchdringung der menschlichen Verhältnisse mit dem Reich Gottes; die Eroberung der Welt durch den Herrn und für den Herrn; der großartige Samariterdienst an den Armen und Ärmsten; der Glaube, der in der Liebe tätig ist. — Und diese innere Mission ist in all den Gemeinden, sei es in den Städten, hier ganz besonders, sei es auf dem Lande, nötig, wo das geordnete Pfarramt nicht alle Kreise und alle Gebiete des Lebens erreichen kann. Und wer von uns „Liberalen“ will behaupten, daß das Pfarramt zumal in unserm Hamburg das könnte und daß die innere Mission deshalb überflüssig sei? Gerade wir evangelisch-protestantischen Christen, die wir uns mit Bewußtsein und Stolz liberal nennen, werden immer wieder den Grundsatz gelten lassen müssen: Nur der Glaube, der in der Liebe tätig ist, nur das Christentum, das wir im praktischen Leben brauchen und wirksam machen können, hat Wert. Reich Gottes ist ein reines Leben der Menschen in Gott und deshalb der Menschen untereinander.

4. Wie haben wir uns nun bisher diesen Arbeiten der inneren Mission gegenübergestellt? Ich rede von vornherein nicht von denen, die die innere Mission bekämpft oder als unnötig bezeichnet haben. Das sind Unverständige, mit denen man sich eben nicht verständigen kann. Nein, ich rede von denen, denen die Sache des Reiches Gottes und das Heil ihrer Gemeinde ernstlich am Herzen liegt. Wir standen bisher den Aufgaben der inneren Mission indifferent gegen-

über! Das ist sehr gefährlich! Hat man mit Recht den Liberalen den Vorwurf gemacht: Ihr *tut* ja nichts, ihr redet nur; höchstens daß ihr Wissenschaft und allenfalls noch etwas Kirchenpolitik treibt? Wo sind die Werke eures Glaubens? Vielleicht können wir als Entschuldigung angeben: Wir hatten erst nötig, uns unsern Platz an der Sonne, unsere Stellung in der Kirche zu schaffen; man hat uns und unsere Auffassung vom Christentum verfolgt; wir hatten bis dahin keine Zeit und keine Muße, in positiver Weise zu wirken, unsere Gemeinden zu bauen. Ganz recht! Aber jetzt gilt diese Entschuldigung doch nicht mehr. Jetzt „tut" man uns doch nichts mehr, wenigstens in Hamburg nicht; und sollte man uns wieder angreifen, dann werden wir stark genug sein, nicht nur uns zu wehren, sondern unser Recht in der Kirche durch unsere — *Werke des Glaubens* zu beweisen. Denn freilich, es muß jetzt für uns Liberale heißen: „Der Worte sind genug gewechselt, laßt mich auch endlich Taten sehen." So sagte mir ein bedeutender Berliner Geistlicher vor einiger Zeit: „Der Apostel Paulus hat das Recht seines Apostelamtes nicht nur den ‚Säulenaposteln' gegenüber behauptet, sondern ihnen dadurch bewiesen, daß er ebensogut, ja besser das Reich Gottes den Menschen bringen konnte als jene." —

5. Was ist bis jetzt bei uns und durch uns auf dem Gebiete der inneren Mission geschehen? Kleine, gewiß nicht zu verachtende Anfänge sind gemacht, z. B. das Pestalozzistift, das mir eine Musteranstalt innerer Mission auf liberaler Basis zu sein scheint; ich nenne einige selbständige Gemeindepflegen, wie die von St. Gertrud, von St. Pauli und andere, ferner unsere Krippen, Lehrlingsvereine, Gehilfenvereine, Kolportage des Gemeindeboten usw., aber es sind eben nur Anfänge und im Vergleich zu dem, was die Orthodoxie leistet, sehr geringe Anfänge. Unsere Arbeiten treten sporadisch auf, es fehlt ihnen bis jetzt jede einheitliche Organisation. — Wie viele Gebiete, an die das geordnete Pfarramt nicht herankommen kann, liegen noch ganz allein in den Händen der Orthodoxie, z. B. Mission unter den Seeleuten; Ausbildung von Diakonen und Diakonissen; Mission unter den Vagabunden, Mission unter den Prostituierten; Schriftenverteilung usw. usw. Wer wollte sagen, daß diese Arbeit nicht Sache des Reiches Gottes gerade in unserer Zeit ist? Wir stehen dabei und — schauen zu, oder kritisieren wohl gar — oder, wenn uns diese Aufgaben ans Herz gewachsen sind und uns keine Ruhe lassen, dann — dürfen wir unser Geld dazu hergeben, manchmal unsern Namen auch (obgleich man ihn noch lange nicht immer nimmt), man duldet uns als stumme Zuschauer, aber zur eigentlichen Mitarbeit werden wir nie berufen, im Vorstande sind wir fast nirgends und eine ausschlaggebende Stimme haben wir nie. — Auch hier kann man Entschuldigungen wieder anführen; wofür gibt es keine Entschuldigung? Man sagt, unsere liberalen Gemeinden gehen nicht mit ihrem Pastor, sie haben kein rechtes Vertrauen zu ihm, sie sind nicht opferwillig genug. Ist das wirklich wahr? Ich möchte den Vorwurf meiner Gemeinde nicht machen lassen, oder wenn er zutreffen sollte, fällt er dann nicht vielmehr auf uns liberale Prediger zurück? Eine Schande ist es, daß unser schönes Ehrenwort und unser Ehrentitel „Liberal" zur feigen Entschuldigung für religiös-kirchliche Trägheit und Gleichgültigkeit genommen

wird. So hat man mir vor Jahren in meiner Gemeinde vorwurfsvoll gesagt, als ich anfing, innere Mission — freilich auf eigene Hand — zu treiben: Was wollen Sie eigentlich? Man hat Sie als einen liberalen Mann gewählt und nun machen Sie so etwas! — Oder so hat man mir in der ersten Zeit meiner amtlichen Tätigkeit gesagt, wenn ich Männer und Frauen der Gemeinde aufforderte, mir zu helfen: Ach, nein Herr Pastor, lassen Sie uns nur davon, wir sind liberal. — Das ist ja gewiß, daß wir in unsern Arbeiten noch nicht recht populär sind; wir sind noch „zu fein", zu exklusiv, wir sind noch zu teuer und zu gelehrt; wir sind zu zurückhaltend, als ob wir uns und der Sache unsers Herrn etwas vergeben könnten, wenn wir mehr auf die Straße, in die breiten Massen hineingingen. Wieviel können wir Liberalen da von der Orthodoxie, noch besser vom Katholizismus, am besten von der Heilsarmee lernen! Ist Lernen denn verboten? — Noch eine andere Entschuldigung höre ich auf unserer Seite immer wieder vorbringen: Man sagt, wir haben nicht das Geld, wir haben die reichen Leute nicht! Als August Hermann Francke sein Lebenswerk anfing, hatte er einen einzigen Taler, und wieviel hatte Wichern, als er sein Rauhes Haus gründete? Gott bewahre uns davor, daß wir gleich reiche Leute haben, die uns unsere Arbeit erleichtern wollten. Wir haben, wie jene, den reichen Gott, der es noch immer wahr gemacht hat: „Dem Aufrichtigen läßt es Gott gelingen."

6. *Wir Liberalen müssen auch innere Mission treiben;* wir müssen positiv wirken; ja ich behaupte, wir müssen es ebensogut, vielleicht noch besser können, als die andern; denn wir sind *positiver* als jene. Wir negieren das Recht der modernen Weltanschauung nicht, wir negieren die Resultate der wissenschaftlichen, besonders der naturwissenschaftlichen Forschung nicht, wir negieren *das* Christentum nicht, das sich mit diesen oder jenen Dogmen nicht abfinden kann, wir negieren den Fortschritt im Christentum nicht, wir negieren nicht die Möglichkeit, moderne, naturwissenschaftliche Weltanschauung mit den Grundwahrheiten des Reiches Gottes in Einklang bringen zu können. — Wir Liberalen *müssen* auch innere Mission treiben, *müssen* die Lehren des Herrn, so wie wir sie auffassen, *müssen* die Persönlichkeit des Herrn, so wie wir ihn glauben zu verstehen, ins Leben bringen, sie lebendig und wirksam machen. Und wenn wir es nicht können? Wohlan, so muß unsere Theologie, unser Christentum ein falsches sein; wir müssen wieder neu anfangen mit unserm Studium und sehen, wo der Rechenfehler liegt; denn nur das Christentum hat Wert, das in der Liebe tätig ist.

7. *Wir Liberalen müssen innere Mission treiben; sozial wirken und Humanität verbreiten ohne Religion resp. ohne Reich Gottes genügt nicht.* — Sozialen Gedanken, Arbeiten und Zielen kann sich heute kein modern denkender Christ entziehen. Freilich manchen mögen wir zu „sozial" sein; vielleicht, daß man uns gar für „verkappte" Sozialdemokraten hält, oder wenigstens für solche, die mit der Sozialdemokratie liebäugeln. Das ist Torheit! Ein Christ kann niemals ernstlich mit einer Partei gehen, die wenigstens in ihren

Führern religionslos ist, und die eine Gesinnung lehrt, welche unmittelbar gegen das Christentum und gegen das Reich Gottes steht. Aber das ist gewiß, die evangelische Gemeinde muß versuchen, an die arbeitenden Klassen heranzukommen, jene Sozialdemokraten zu gewinnen, deren Idealismus und Opferfreudigkeit sie bewundert. Sie muß versuchen, diesen Leuten höhere Ziele für ihren Idealismus zu stellen, als ihre Partei, nämlich das Reich Gottes selber. — Wir wollen sozial wirken, das hat Wichern auch immer wieder betont; denn alle innere Mission ist soziale Arbeit. Aber wenn wir Liberalen sozial wirken wollen, so soll das gewiß nicht heißen, daß wir nur Humanität bringen; das ist eine Macht von dieser Welt und sie muß vergehen, oder sie wandelt sich mit den Zeiten, ja mit den Regierungen und der Mode. Humanität kann nur für den Augenblick bessern, stillen, die Risse verkleistern und die Wunden verbinden; sie kann aber niemals neu machen, die Schäden wirklich beseitigen, indem sie den Grund der Schäden aufhebt. Das kann nur wahre Religion, Christentum, Reich Gottes. Das wollen, das müssen wir bringen, als liberale Christen, positives Christentum, das die Gesinnung der Menschen ändert; wir stehen doch auf dem Boden des Bekenntnisses: Es ist in keinem anderm Heil, ist auch kein anderer Name den Menschen gegeben, darinnen wir sollen selig werden — schon auf dieser Erde — als allein in dem Namen Jesus Christus. Denn das muß uns liberalen Christen bei unserm sozialen Wirken resp. bei unserer inneren Mission ganz klar sein und darin müssen wir vollen Ernst machen: „Die Sünde ist der Leute Verderben"; das, wogegen wir im Grunde kämpfen, ist die Sünde, das Unrecht. Wir sind der Überzeugung: wenn die Menschen anders werden, werden auch die Zustände ihres Lebens anders; nicht aber umgekehrt: Laßt uns bessere Zustände schaffen, dann werden auch die Menschen anders. So soll unsere Gemeindepflege nicht nur eine Versorgungsanstalt sein, neben der staatlichen Armenpflege, sondern sie hat ganz andere Ziele und Wege. Ich nehme ein Beispiel für viele, weil ich hierbei gerade etwas kompetent bin: So sehr sich unsere Lehrlingsvereine von den Jünglingsvereinen unterscheiden mögen, unsere Lehrlingsvereine wollen durchaus nicht nur humanitäre Vereine sein, sondern sie stehen auf dem Boden des Gemeindelebens und sind durchaus positiv religiös. Ich protestiere bei dieser Gelegenheit gegen alle Verdächtigungen der Orthodoxie in dieser Richtung. Gott sei Dank, man hat in Hamburg dieser meiner Arbeit an der Jugend von oben herab mehr Verständnis bewiesen, als in Preußen. Von hochgestellter orthodoxer Seite stammt der Ausdruck: Innere Mission auf liberaler Grundlage, und der hochwürdige Kirchenrat hat bewiesen, daß er diese Arbeit als innere Mission anerkennen will, indem er mir dieselbe Unterstützung gewährt hat, wie der alten inneren Mission, nämlich die Anstellung eines Kandidaten als Gemeindehelfers.

8. Vive la concurrence! Wir wollen auch innere Mission treiben gerade mit unserem freieren Christentum; und es lebe die Konkurrenz nach der Weisung Lessings: „Es eifere jeder seiner unbestochenen, von Vorurteilen freien Liebe nach." Wir wollen von der alten inneren Mission lernen, und wir können viel lernen, wie wir es machen sollen.

Wir können ihren praktischen Sinn, ihre große Organisationsfähigkeit, ihre Opferwilligkeit, ihr Tatchristentum lernen. Wir wollen aber auch von ihr lernen, wie wir es — nicht machen sollen. Wichern ist nicht schuld an den Auswüchsen der inneren Mission, wie sie uns heute so oft entgegentreten; Wichern war ein energischer, ernst denkender, und doch so milder, freundlicher Charakter, er war niemals engherzig, niemals rückschrittlich, er hatte nichts Ungesundes, Schwärmerisches an sich*). Wichern ist nicht schuld, wenn heute oft in jenen Kreisen die Sprache Kanaans gesprochen wird, der Gemeinde anstatt Brot des Lebens seichte orthodoxe Theologie gereicht wird, oft von Stadtmissionaren, die, in dem Maße sie nichts von Theologie verstehen, besonders viel darin machen; Wichern ist nicht schuld, wenn durch unzarte, taktlose Seelsorge der Diakonissinnen usw. die suchenden Menschenseelen vom Reiche Gottes abgestoßen werden; Wichern ist nicht schuld, wenn die innere Mission sich geradezu gegen das Pfarramt erklärt, ja es sogar verdächtigt und in die Gemeinde den Kampf der Parteien trägt; das hat der große Christ Wichern nicht gewollt. — Man möge mich recht verstehen: Die Art und Weise der Arbeit, wie die innere Mission sie betreibt, ist geschickt und populär, die Sache der inneren Mission ist wahrlich heute nicht populär. Soweit ich die Erfahrung in meiner Gemeinde gemacht habe, kommt die alte innere Mission gerade nicht an die Massen heran, nicht an die Außenstehenden, sondern sie bildet einen kleinen Kreis ernster, frommer Christen, oder — wie mir der frühere Geistliche der inneren Mission sagte — einen Gemeinschaftskreis derer, die eine besondere kirchliche Versorgung nicht nötig haben, ja bei denen sie sogar verhängnisvoll werden kann. Dem der Kirche entfremdeten Arbeiter fällt das Wort „innere Mission" geradezu auf die Nerven, übrigens geht das anderen Leuten auch oft nicht anders**). — In meiner Gemeinde St. Pauli, und von der kann ich zunächst nur urteilen, hat die innere Mission keinen großen Anhang. Als der zweite innere Missionspastor nach St. Pauli gesetzt wurde, hatte ich etwas Furcht, daß meine neuen Arbeiten gestört werden könnten, indem sich die Gemeinde zersplitterte. Das ist, Gott sei Dank, nicht geschehen. Wir stehen uns, Pfarramt und innere Mission, gut, obgleich wir verschiedener theologischer Anschauung sind, und es soll hier ausdrücklich erwähnt werden, daß die innere Mission mit ihrem Geistlichen und Stadtmissionar an der Spitze niemals meine Arbeiten gehindert hat. Die innere Mission ist mir sehr willkommen; es gibt so namenlos viel zu tun in einer großen Gemeinde; es sind ganz andere Kreise, an die die innere Mission herankommt, als

*) Mir ist beim Studieren der Biographien von Wichern und Richard Rothe eine große Ähnlichkeit ihrer Charaktere und ihres inneren Christentums aufgefallen, trotz der freilich grundverschiedenen Theologie der beiden großen Männer.

**) Der ostdeutsche Jünglingsbund ließ mich im vorigen Winter nach Berlin kommen und stellte mir als Thema eines Vortrages die Frage: „Wie kommen wir mit unserer Jugendarbeit an die Massen heran?" Das beweist doch, daß die Herren selber die Empfindung haben, sie kommen nicht an die Massen heran, nicht an die jungen Leute heran, die sie gern haben wollten. — Übrigens haben sie mir das auch zugegeben.

die, welche das Pfarramt erreicht. Wir haben in St. Pauli die günstige Stellung der guten Konkurrenz; und Konkurrenz muß sein, das bringt Bewegung; Reich Gottes ist immer Bewegung, niemals Stillstand. — Aber, das darf ich wohl sagen, die vom Pfarramt betriebene innere Mission auf liberaler Grundlage ist viel populärer und kommt weit mehr an die großen Massen, als die alte innere Mission.

9. Grundsätze und Grundzüge der neuen inneren Mission. Die einzelnen Aufgaben und die neuen Formen im einzelnen können hier nicht besprochen werden; sie dürfen auch nicht am „grünen Tisch" gemacht werden. Wir müssen ganz klein, ganz von unten an, ganz neu anfangen, lernen und — senfkornartig entstehen lassen. — Dieses wird ja immer die Hauptsache sein und bleiben: die Persönlichkeit des lebendigen Herrn der Gemeinde, wie auch dem einzelnen Menschenherzen zu bringen. Das Reich Gottes zu bauen, das ist schließlich die höchste und letzte Aufgabe; das Reich Gottes ist aber nichts anderes als das Reich um Jesus, durch Jesus, in Jesus. Gotteskinder erziehen, d. h. sittliche, christlich-religiöse Persönlichkeiten, das wird immer wieder die zweite Aufgabe sein, die aus der ersten sich ergibt und mit der ersten sich deckt; Persönlichkeiten kann man aber nur erziehen durch den Einfluß von Persönlichkeiten und ganz besonders durch den Einfluß der höchsten Persönlichkeit, Jesus. — Wir müssen positiv arbeiten, der Gemeinde die gesicherten Resultate wirtschaftlicher Arbeit, religiöse Tatsachen, religiöses Leben geben; falsch ist es, immer nur Kritik zu treiben, solche Kritik vor oft nur halb gebildeten Menschen spielen zu lassen; unsere großen Gemeinden haben keine Wunderfrage usw., haben keinen Parteistandpunkt und keine Parteiinteressen, haben keine Sehnsucht nach Apologetik und Polemik, überhaupt wenig oder gar kein kirchliches Interesse, sondern unsere Gemeinden haben Sehnsucht nach Religion, haben Hunger und Durst nach dem Brot des Lebens; der moderne Mensch ist viel hungriger danach, als man denkt; selbst was sich bei ihm unter der Stichmarke des Suchens nach Wahrheit Aufklärung, Kritik verbirgt, ist oft nichts anderes als die Sehnsucht nach einem festen religiösen Halt. — Weitherzig wird die innere Mission sein müssen nach dem Worte des Apostels: Alles ist euer, ihr aber seid Christi, nach dem milden Grundsatz unseres Herrn: Wer nicht wider mich ist, der ist für mich. So wird sie sich niemals exklusiv auf ein Gebiet, auf eine Form zurückziehen, sondern möglichst alle Gebiete des geistigen und kulturellen Lebens erfassen. — Sie wird ferner insoweit positiv arbeiten, indem sie immer nur das Gute stärkt, nicht aber das Schlechte an die Öffentlichkeit zerrt, es angreift und — dafür Reklame macht. Das Gute ist der schlimmste Feind des Bösen. Wir müssen positiv unserem Volke den Geschmack an dem französischen Unsittendrama, an den gemeinen deutschen Witzblättern verderben, indem wir in ihm den Geschmack an dem Guten und Edlen stärken und ihm Gelegenheit geben, gute Kunst, edle Bücher, reine Freuden leicht zu haben. Wer wird Pech angreifen? Man tut einem solchen Schmutzgedicht, wie es seinerzeit in einem bekannten Witzblatt stand, viel zu viel Ehre an, wenn man es verklagt und gerichtlich verfolgt. — Vor allen Dingen wird die innere Mission Ernst machen müssen mit der Stärkung des Pfarramtes, und darum wird sie ganz

naturgemäß der Verein sein, der es sich zur Aufgabe stellt, die entsetzlich traurigen kirchlichen Verhältnisse der Großstädte zu bessern, durch Gründung kleiner übersichtlicher Gemeinden, durch den Bau kleiner, bescheidener, echt evangelischer Kirchen, durch die Einführung der Sulzeschen Gemeindeorganisationen usw. So muß sie darauf hinwirken, daß das evangelische Pfarrhaus wieder im Mittelpunkt des Lebens der Gemeinde steht und daß der Pastor wieder der Berater, der Freund, der allzeit bereite Diener seiner Gemeinde sein kann. — Es gibt namenlos viel zu tun! Nur anfangen! Unsere Gemeinden gehen schon mit — der Herr geht mit! —

10. Seid einig, einig, einig! Wir strecken die Bruderhand aus und bitten von Herzen die Brüder von der rechten Seite, kommt, schlagt ein. Was uns verbindet, ist soviel mehr, ist soviel wichtiger, als was uns trennt. — Seid einig, einig, einig! Das gilt aber ganz besonders für uns selbst und unsere Reihen. Wir drohen in einen Subjektivismus zu verfallen, der schließlich nichts anderes bedeutet als Egoismus. Wir müssen es wissen: es kann nicht jeder ein Ganzes werden, aber es muß ein jeder — um Jesu willen — als ein dienendes Glied an ein Ganzes sich anschließen, und dieses Ganze ist die innere Mission, das große Tatchristentum, die eine heilige, barmherzige Liebe zu den Menschen, die aus der Dankbarkeit gegen den Herrn, gegen unsern Gott geboren ist. — Gott schenke uns einen Wichern in unseren Reihen! Oder können wir nicht auch noch genug lernen von Joh. Hinrich Wichern?

11. Wie stellen wir uns zur inneren Mission?

a) Wir bekämpfen sie niemals.
b) Wir lernen von ihr
   α) wie wir es machen sollen,
   β) wie wir es nicht machen sollen.
c) Wir versuchen es ihr gleich zu tun! Wir wollen auch eine innere Mission auf liberaler Grundlage!

Es ist ernste Zeit. Die schwarze und die rote Macht sind heute stärker als sonst, sollen sie unser deutsches Volk besitzen? Nein, sie sollen es nicht haben, das freie deutsche Volk. Es ist ernste Zeit, aber „arbeiten und nicht verzweifeln". — Es ist eine schöne Zeit; denn es gibt so viel zu tun für unseren Herrn und in seiner Kraft. Millionen von Menschenherzen warten bewußt und unbewußt auf ihn. Und darum ist es eine Lust, in diesem Jahrhundert zu leben.

V.

Wanderfahrten.

Eine Jesuitenpredigt.

Im Jahre 1797 erschien plötzlich um die Nachmittagsstunde an einer kleinen Fensterscheibe im Hause der Bauersleute B. in A. in Tirol das Bild der „schmerzensreichen Mutter Gottes". Das war eine wundervolle Gnadenerweisung der heil. Jungfrau. Soviel man die Fensterscheibe auch waschen mochte, immer kehrte das Gnadenbild wieder und wenn auch einige, selbst katholische Kirchenfürsten behaupteten, das Bild sei deshalb natürlich entstanden, weil früher auf dieser Scheibe ein Bild der mater dolorosa vielleicht mit ätzender Farbe gemalt gewesen sei, das später abgewaschen, sich in ganz feinen, dem unaufmerksamen Beobachter nicht auffälligen Konturen erhalten habe, so wurde doch recht bald das Bild als ein wunderbares Gnadenbild durch eine Breve des Papstes promulgiert. Und das Bild hat sich dankbar erwiesen; denn aus dem wunderbaren ward bald ein wundertätiges und mehr als 50 Krankenheilungen, selbst in den verzweifeltsten Fällen, die vor dem Bilde geschahen, werden aufgezählt. Wer aber zu dem Bilde wallfahrtet und es anbetet, dem sind besondere Ablässe verliehen. So berichtet ungefähr die kleine Festschrift, welche in diesem Sommer zur Zentenarfeier des Gnadenbildes in A. erschien. Die Jubiläumsordnung setzt für die Festzeit vom 26. Juni bis 7. Juli für jeden Tag heil. Messen, Predigt, Hochamt, heil. Segen, zweimal feierliche Prozession an, verheißt die Teilnahme dreier Kirchenfürsten, macht die lakonische Bemerkung am Schluß: „Beichtväter sind stets zu finden" und veröffentlicht folgendes, schon längere Zeit bestehendes Dekret:

„Se. Heiligkeit Leo XIII. hat mit Breve vom 17. Dezember 1882 allen Christgläubigen, welche die Pfarrkirche in A. und das dort befindliche Bild der Gottesmutter andächtig besuchen, verliehen:

1. einen vollkommenen Ablaß einmal im Jahr,
2. einen unvollkommenen Ablaß von 100 Tagen, für jeden Tag des Jahres, wenn man mit reumütigem Herzen vor dem genannten Bilde betet.

NB. Die Ablässe können fürbittweise den armen Seelen zugewendet werden."

A. liegt wundervoll, mitten in den Bergen, nahe bei Innsbruck. Ich machte mich dorthin am Nachmittag des 1. Juli auf den Weg. Nach zirka zweistündiger Wanderung gelangte ich an das Ziel. Jedes Haus in dem nicht kleinen Dorfe war wundervoll mit Girlanden, Fahnen in den päpstlichen und tiroler Farben, mit heraushängenden Teppichen, mit den Namen der Maria, den Initialen Christi, den beiden Jahreszahlen 1797—1897, mit Darstellungen des Gnadenbildes, umgeben von blühenden Topfgewächsen usw., reich und zum größten Teil wirklich geschmackvoll geziert. Mehrere große, herrliche Ehrenbogen grüßten den Wallfahrer und riefen ihn zum Gebet: „Heilige Mutter von A. bitt für uns. Himmelsmutter habe Dank, daß du dich gewürdigt hast, an diesem stillen Plätzchen unseres Vaterlandes deinen Gnadenthron aufzuschlagen."

Sehr viele Verkaufsbuden waren errichtet, wo kleine Kopien des Gnadenbildes in den verschiedensten Formen zu den verschiedensten Preisen, Gebetbücher, Festschriften, Amulette, Rosenkränze, ja Postkarten mit Ansicht des hl. Bildes und vieles andere feil geboten wurden. Eine unzählig große, festlich geschmückte Menschenmenge wogte durch das Dorf der Kirche zu, besonders viele Geistliche, Nonnen und Mönche: das ganze ein eigenartiges, höchst interessantes Bild für den norddeutschen Protestanten, von dem es in einem Zeitungsbericht über die Zentenarfeier hieß, „daß er in seiner Nüchternheit und religiösen Herzenskälte so etwas nicht verstehen könne." Dies Urteil mag dahingestellt sein, auf mich machte dies Leben und Treiben in dem festlichen Dorfe den Eindruck, als ob ein großer Jahrmarkt stattfinde, oder als ob man einem König oder Kaiser auf seinem Triumphzuge eine Huldigung darbingen wolle. Ich muß gestehen, einen gewissen Reiz hat es für mich gehabt, aber ich konnte und kann noch jetzt mein Gefühl nicht erklären, geschweige denn möchte ich es in Worte fassen. — Die große, schöne Kirche, wundervoll mit Blumen, herrlichen seidenen Fahnen, prachtvollen gestickten Teppichen geschmückt, war schon jetzt, eine Stunde vor Beginn des Gottesdienstes mit andächtigen Rosenkranzbetern fast gänzlich angefüllt. Das Gnadenbild selber konnte ich leider nicht sehen; es stand ganz im Dunkeln auf dem Hochaltar völlig von Blumen verdeckt. Noch voller als die Kirche war um diese Zeit allerdings das Wirtshaus. Provisorische Tische, Bänke, Schankstätten, Wurstbuden waren aufgeschlagen; wer etwas haben wollte, mußte es sich selber nach langem Drängen und Warten erobern; die Menge war nicht laut und lärmend, aber recht vergnügt und in scheinbar gemütlichster, harmloser Stimmung.

Um 7 Uhr riefen die Glocken zum Gottesdienst. Als ich hinüber zur Kirche eilte, standen schon Hunderte und aber Hunderte von Menschen vor den geöffneten Kirchtüren; sie hatten drinnen keinen Platz mehr bekommen können. — Die Predigt hatte schon angefangen, ohne vorhergehenden Einleitungsgesang. Nach langen vergeblichen Bemühungen noch in die Kirche zu kommen — von draußen war nichts zu hören — brachte mich der freundliche Küster durch die Sakristei auf den Hochaltar, von wo aus ich gut hören und sehen konnte.

Der Prediger war ein Jesuitenpater aus Wien, der in dem Ruf eines gewaltigen Kanzelredners stand. Es war eine imponierende Gestalt mit fein markierten, geistreichen Gesichtszügen; würde man ihn in

schwarzer Gesellschaftstoilette gesehen haben, so würde man ihn für einen Schauspieler halten, der etwa einen Philipp II. von Spanien vorzüglich darstellen könnte. Er hatte den gemütlichen, für uns Nordländer so freundlich klingenden, echten Wiener Jargon; wie mir schien, war er sich der gemütlichen Wirkung dieses Jargons wohl bewußt und um recht volkstümlich zu sein, ließ er ihn vielleicht mehr zutage treten, als wenn ein gebildeter Wiener in geistreicher Gesellschaft sich unterhält. Es war etwa, wie wenn bei uns in Hamburg ein Prediger „missingsch" reden würde.

Ob er sich einen Text genommen hatte, kann ich nicht sagen; er hatte angekündigt eine Familienpredigt, besonders für die Männer, zu halten. Den Gang der Predigt kann ich nicht wiedergeben, da ich spät kam und zu früh wieder fort mußte, weil der letzte Zug im Tal nach Innsbruck um $8^1/_2$ Uhr fuhr. Die Einteilung der Predigt war: Vater und Mutter sollen gegeneinander und gegen ihre Kinder sein 1. treu, 2. mild, 3. fest. — Durch die Wiener Sprache ging mir manches Wort verloren, aber zu wunderbar — darf ich den Ausdruck brauchen — greulich war es mir als Protestanten zu hören, wie der Prediger einen Scherz nach dem anderen in fast dramatischer Weise vorbrachte, eine Anekdote nach der anderen erzählte mit der Ruhe und Sicherheit des geübten und seiner Pointen sicheren Erzählers. Und die Hunderte von Zuhörern? Sie amüsierten sich prächtig. Bei jeder Pointe ging ein gemütliches, behagliches Lachen durch die Kirche. Zuerst traute ich kaum meinen Ohren. — Es herrschte in der Kirche eine Stimmung wie im Theater bei der Aufführung eines gemütlichen Moserschen Lustspiels oder eines L'Arrongeschen Volksstückes, wo zwar keine übertriebene Heiterkeit Platz greift, aber jeder behaglich halblaut vor sich hin lächelt.

Und nun einige Beispiele!

Die Frau soll anstatt eines Vorwurfs eine Bitte, anstatt Widerrede eine Frage haben. Der Mann kommt nachts spät, vielleicht in etwas schrägen Verhältnissen nach Hause; macht nun die Frau ihm einen Vorwurf, dann denkt er: Halt, morgen kommst du noch später nach Haus, dann ist sie müder und macht nicht so viel Streit. Wenn die Frau aber zu dem Manne sagt: „Mein liebes Männchen, bitte komme etwas eher nach Hause, um der Kinder willen", dann schämt er sich und — tut's. — Ein Mann gibt zuviel Geld für sich aus. „Hörst du Mann, das ist nicht recht!" Aber du Frau laß dir gesagt sein und hab keine Widerrede, dann machst du es nur schlimmer, sondern hab die sanfte Frage: „Sag, mein liebes Männchen, könnten wir es mit dem Geldausgeben nicht anders machen?" Dann wird der Mann stutzig, schämt sich — und tuts. — Das Wirtshaus besuchen ist an vielem Unglück schuld, aber viele Frauen sind auch schuld, das ihre Männer ins Wirtshaus gehen.

Zu eigentümlich war es, wie der Prediger auseinandersetzte, daß der Mann ja gemäß der Schöpfung im Paradiese doch die Krone der Schöpfung sei und bleibe, die Frau kann sich noch so sehr als Herrin aufspielen, sie bleibt ja doch nur die Magd des Mannes. Diese Erörterung wiederholte sich öfters, aber dann immer mit der Entschuldigung eines galanten Mannes „d. h. I hobs nit g'sagt, Gott hats g'sagt."

Und nun stellte er das Verhältnis des Mannes, der der Herr ist, zu der Frau, die im Grunde doch nur die Sklavin ist, als das der noblesse oblige hin; der Mann muß milde gegen die Frau sein aus Gentilität, aus der chevaleresken Gesinnung eines Herrn gegen seine Knechte. Diese Stellung der Frau als Magd hat sie vor allen Dingen zu tragen als Strafe, daß sie den Mann im Paradies zur Sünde verleitete, der Mann muß aber so nobel sein, es sie nicht fühlen zu lassen. Ein Hauptfehler der Frau ist, sie will das letzte Wort behalten. Laß sie es haben, der Mann vergibt sich nichts damit, wenn er es durchgehen läßt — denn schließlich behält er ja doch als Krone der Schöpfung das letzte Wort, „kraft göttlicher Verordnung". Nur nicht den Kopf aufsetzen, das nützt bei Frauen nichts. Nur eins nützt immer: wenn die Frau am unliebenswürdigsten ist, dann besonders liebenswürdig sein. Und wenn Frauen zürnen, dann nur nicht bange sein, sondern recht ruhig. Frauen Zorn ist wie ein Gewitter, das über Innsbruck steht. Es sieht so schwarz und drohend aus, als wollte es sich entladen und so zieht es bis an die großen, ruhigen Berge — und alle ist es! „Es hat nichts gegeben." Ist der Mann nicht milde, dann wird die Frau zu einem keifenden Geschöpf und was schlimmer ist, sie verliert die Liebe zu ihrem Manne und — muß sich anderswo Liebe suchen; das liegt einmal in ihrem Wesen. — Aber auch fest muß der Mann gegen seine Frau sein, nicht wie Gußeisen, das gleich bricht, sondern wie Stahl, der am festesten ist und geschmeidig. Der Mann ist Herr im Hause, die Frau seine Dienerin, seine Gehilfin, besser seine Stütze. Nur muß der Mann sich nicht zu sehr stützen, dann bricht die Stütze, nachdem sie Schaden getan hat. Ihr Tiroler wißt es, wie sehr ihr eine Stütze nötig habt auf den Bergen, stützt ihr euch aber zu sehr, dann bricht sie oben ab und die Splitter dringen euch in die Hand.

Ein Beispiel noch aus der Pädagogik des Predigers. Er sagte: Das Kind, bis zu seinem vollendeten 2. Jahre, gehört allein der Frau, der Mann soll die Hand davon lassen, höchstens ein Kreuz übers Kind schlagen. Die wichtigste Zeit der Erziehung ist die Zeit vom 2.—5. Jahr. Was da versäumt wird, kann nie im Leben nachgeholt werden. Gerade in dieser Zeit soll der Mann seine Pflicht tun. Ein Trotzkopf („i mag sie wol leiden die Trotzköpf, do is was hinter") kann nur in dieser Zeit gebrochen werden, um sich dann später zu einem Charakter voll Energie zu entwickeln. Aber, da hat der Vater was gesagt und der Trotzkopf tut's nicht und tut's nicht und hinten in der Ecke sitzt „s'Großvaterle" und freut sich, daß er so einen solchen „Bua" als Enkel hat. Der Junge aber merkt's, daß der alte sich freut. „Großvaterle, das darfst du nicht, das geht dich rein gar nichts an. Und das Großmütterle macht's noch schlimmer mit dem Verziehen." — Dann erzählte der Prediger noch eine Anekdote von einem Jesuiten, die ich des Dialektes wegen nicht verstand, die aber beim Publikum — pardon, bei der Gemeinde — großes Vergnügen hervorrief.

Gern wäre ich noch geblieben, aber es war höchste Zeit, daß ich aufbrach; denn in einer halben Stunde ging mein Zug und ich hatte bis zum Bahnhofe noch eine halbe Stunde zu gehen.

Nicht, um uns lustig zu machen, oder um verächtlich auf dieses katholische Wesen herabzublicken — wer es tun will, mag es tun —, habe ich diese Beschreibung der Zentenarfeier gegeben, nein aus dem Grunde, daß wir etwas davon lernen können. Denn das ist nicht unprotestantisch, das Gute aus der katholischen Kirche uns anzueignen. Und was ist das Gute hier? Einmal die kirchliche Opferfreudigkeit und Opferwilligkeit und dann für uns Prediger die Aufgabe, nicht banal, wie der Jesuit, wohl aber praktisch wie er zu predigen.

Öffnet die Kirchen.

Ich reise gern durch katholische Länder. Es ist einmal etwas anderes. Man kann manches Interessante kennen lernen. Vieles mutet ganz frembartig an. Ich habe immer die Empfindung gehabt, daß der Katholizismus, will sagen, die katholischen Gotteshäuser, die katholischen Gottesdienste, das katholisch religiöse Leben meist einen gewaltigen, ästhetisch schönen Eindruck macht, wenn man es im ganzen auf sich wirken läßt, so daß nur das Gemüt respektive die Sinne angeregt werden. Man wird aber von all dem spezifisch katholischen Leben und Wesen innerlich abgestoßen, man erkaltet im Herzen und fühlt sich so fremd, so völlig anderen Geistes, sobald man in die Einzelheiten eingeht, und dem Verstande sein Recht einräumt, in religiösen und kirchlichen Dingen mitzuwirken. Ein Beispiel für viele, das zu gleicher Zeit typisch aufgefaßt werden mag. — In einem kleinen Städtchen in Tirol war eine entzückende neue Kirche gebaut. Der gewaltige Hochaltar ganz in Goldfarbe leuchtend, das Allerheiligste von lebenden Pflanzen und frischen Blumen und unzähligen brennenden Kerzen umgeben, war geradezu blendend schön. Der Priester mit seinen Chorknaben amtierte vor dem Altare mit angenehmen, feinen Formen. Die Weihrauchwolken stiegen empor und hüllten das Ganze in einen magischen Nebel. — Als der Gottesdienst zu Ende war, habe ich mir den Hochaltar im einzelnen angesehen. Die einzelnen Teile waren geschmacklos und banal, diese süßlich trompetenden, vergoldeten Engel, dieser verzückt blickende, ebenfalls vergoldete heilige Antonius, etwa zwanzig verschiedene, vergoldete, stilisierte Kreuze, diese gänzlich unkünstlerischen, billigen, bunten Bilder in breiten Goldrahmen auf dem Altare usw. usw. — Ich möchte meinem geneigten Leser den Rat geben, auf Reisen durch katholische Länder Gottesdienste und kirchliches Leben im ganzen harmlos auf sich wirken zu lassen, er kann dadurch selber religiös angeregt werden. Gewiß ist im evangelischen Christentum das kirchliche Leben nicht die Hauptsache, gewiß ist es nicht der Zweck, sondern nur das Mittel zu dem Zweck, nämlich, daß das Reich Gottes unter uns gebaut werde. Aber das kirchliche Leben ist nach meiner Meinung — und darum bin ich mit voller Überzeugung und Begeisterung Kirchenmann — doch noch immer das wichtigste Mittel neben anderen, zu diesem höchsten Zweck. Wir müssen unsere Kirche, ich meine hier das Kirchengebäude selbst, populärer machen; es muß mehr im Leben der Menschen stehen. Unsere Kirchen sind nur Sonntagskirchen. Sie sind fast wie die „unglückliche

gute Stube“ im bürgerlichen Haushalt, die alle paar Monate einmal gebraucht wird und fast nutzlos dasteht. Ob unsere Kirchen nicht anders gebaut werden müßten, ob sie vielleicht nicht nur einen Teil eines großen Gemeindehauses ausmachen müßten, ob ihre Hallen nicht auch an den Alltagen vielleicht nicht nur zu Gottesdiensten, sondern auch zu sonstigen Gemeindezwecken Verwendung finden müßten, das alles sind Wünsche und Hoffnungen, die man heute vielleicht noch kaum einmal aussprechen darf. Ich möchte jetzt nur eine einzige, scheinbar nebensächliche Forderung aussprechen. Eine kleine Äußerlichkeit erbitten: „Unsere protestantischen Kirchen müßten ebenso wie die katholischen Kirchen an jedem Tage von morgens früh bis abends spät offen stehen, so daß jeder Wanderer zu jeder Zeit eintreten kann und gerade in dem Hasten und Jagen, im Lärm und Getriebe der Großstadt ein stilles Plätzchen der Sammlung und der Ruhe finden kann. Das alles hat mit dem evangelischen oder katholischen Kirchenbegriff als solchem zunächst nichts zu tun. Wir wissen sehr wohl, daß Gott nicht wohnt in Tempeln, von Menschenhänden gemacht; aber warum sollten wir nicht auch die Stätte lieb haben, da seine Ehre wohnt, warum sollten wir uns nicht auch hingezogen fühlen, dort einmal zu weilen, wo unser Herz und unsere Seele unmittelbar zu ihm geführt wird, warum sollten wir nicht auch einmal die Sehnsucht haben gerade in diesem harten Leben, voll so vieler materieller Sorgen und Interessen, das Bild des gekreuzigten Heilands zu sehen und uns in Gedanken an ihn zu versenken?

In katholischen Gegenden kann man ungehindert in jede Kirche eintreten, sei es in das einsame, schlichte Dorfkirchlein, sei es in die große berühmte Kathedrale einer Weltstadt. In protestantischen Gemeinden sind die Kirchen vornehm und verschlossen, d. h. sie öffnen sich uns auch, wenn man erst zu dem Herrn Küster oder dem Herrn Kantor oder dem Herrn Kirchendiener oder zu einem derartigen „vielbeschäftigten“ Manne geht, ihn bittet, von seiner kostbaren Zeit etwas zu opfern und die Kirche aufzuschließen. Und wenn man dann den verwunderten Blick oder gar die verwunderte Frage des Kirchenbeamten, zumal wenn er an keinem berühmten Dome angestellt ist, tapfer überwunden und schließlich sich durch ein „Trinkgeld“ für die gehabte Mühe bedankt hat, mit der bangen Frage im Herzen, ob das Trinkgeld auch reichlich genug war: ja, bis man das alles erst hinter sich hat, hat man längst den Zug seines Herzens verloren, und man läßt sich geduldig die berühmten oder nichtberühmten Bildwerke der bekannten großen Kirche erklären und hat nun das stolze Bewußtsein, seinem Reisehandbuch genüge getan zu haben. Das mag ja auch gut und schön sein, aber das ist nicht das, was ich in diesem meinen Artikel für die Erziehung zum kirchlichen Leben haben will.

Also, alle evangelischen Kirchen zu allen Zeiten offen! Ich will nur andeuten, daß ich eine weitere Forderung habe, nämlich die, daß an jedem Morgen und an jedem Abend zu einer bestimmten Zeit, etwa eineinhalb Stunden lang die Orgel gespielt werden müßte.

An wen muß man sich eigentlich wenden, um die Kirchen in Stadt und Land, zu allen Zeiten allen Menschen zu öffnen? Sollte man es

mit einer Massenpetition versuchen? Ja ich halte es für so wichtig, daß ich bereit wäre, mich an die Spitze einer solchen Agitation zu stellen.

Da steht meine schöne, einfache, echt protestantische Kirche vor mir. Viel zu vornehm und „unsanktpaulianisch" ist sie von einem schönen, schattigen Kirchhof umgeben. Kirche und Kirchhof werden während der ganzen Woche im Sommer nur einmal auf zwei Stunden geöffnet; sonst ist alles verschlossen, verträumt, wie ein rückständiges Stück Märchenwelt mitten im modernen Leben unserer Zeit. Man öffne die Pforten und mache den Kirchhof zum Spielplatz für Kinder; man schaffe Ruheplätze für die Kranken und Alten in der Gemeinde; man öffne die Türen der Kirche selber; morgens und abends tönen aus den heilgen Hallen die Orgelklänge in das Leben der Straße und hindern zunächst einmal, daß die modernen Menschen gegen die Musik noch mehr Haß ergreift, als ihnen schon durch die entsetzlichen, mechanischen Musikinstrumente eingeflößt wird. Da kehrt der Arbeiter von seiner Fabrik zurück und holt seine Frau und seine Kinder ab, die im Schatten der Kirche gesessen haben, und tritt selber noch einmal an die heilige Stätte, wo er seit seiner Konfirmation vielleicht nicht mehr gewesen ist, weil ihn nichts mehr zum Gottesdienste und zur Predigt zog. Ob nicht doch die Kirche auf seine Seele einen Eindruck macht, ob sie ihm nicht doch etwas zu sagen hat — das geht uns nichts an, das ist seine Sache und unseres Gottes Sache; wir haben nur unsere Pflicht zu tun, wo immer wir sie erkannt haben.

Halt! Solche Neuerungen kosten Geld und vielleicht nicht wenig Geld! — die Kirche hat viel Geld — sie könnte sehr viel sparen — um sehr viel auszugeben.

Die Bedürfnisfrage.

Ergänzung zu dem Artikel „Öffnet die Kirchen!"

Es ist mir eine große Freude gewesen, von so vielen Seiten, selbst aus der Fremde, Zustimmung und Beifall zu meiner Forderung zu erfahren: Öffnet die Türen der protestantischen Kirche für alle Menschen zu aller Zeit. Ich habe wohl mit meinem kleinen Artikel Gedanken ausgesprochen, die schon in vielen Menschenherzen gelebt haben. Aber was soll nur geschehen? Wie kommen wir nun weiter? Wer kann und will die Sache in die Hand nehmen, damit unsere Forderung sich verwirkliche, damit unser Wunsch in Erfüllung gehe? Es wäre gut, wenn man aus dem Leserkreise Vorschläge und Anregungen bekäme. — Man hat mir gesagt, die Öffnung unserer Kirchen sei Sache der einzelnen Kirchenvorstände. Dann kann es noch sehr lange dauern, bis wir unser Ziel erreichen. Wie kann man erwarten, daß man alle Kirchenvorstände gleicherweise von dieser Notwendigkeit überzeugt. Denn wenn nicht alle Kirchen, ohne Ausnahme, zunächst einmal in unserm Hamburg und Umgebung geöffnet werden, dann hat unsere Agitation keinen Wert. — Kann ein hochv. Kirchenrat diese Sache nicht in die Hand nehmen? Etwa ebenso, wie er eine neue Zeit für den Hauptgottesdienst einführt usw.? Man braucht in den einzelnen Gemeinden nicht gleich zu fürchten, daß man damit etwas von seiner Freiheit einbüßt. Ich habe sehr oft gefunden, daß die Leute, die so ängstlich um ihre Freiheit besorgt sind, sie nicht deswegen haben wollen, um zu tun oder zu lassen, was sie als richtig erkannt haben, sondern um nur nichts tun zu müssen und alles seinen alten Schlendrian gehen lassen zu können, mit der schönen Redensart: „Das haben wir früher auch nicht gehabt." Ach, wir haben früher vieles, sehr vieles nicht gehabt, Gott sei's geklagt, und unsere heutige Kirche kann oftmals trauern: „Wehe dir, daß du ein Enkel bist." Ich will eine große Ketzerei aussprechen, die den Unwillen vieler erregen wird — wenn unsere Christen nur erregt, wenigstens einmal bewegt werden. — Wir könnten in unserer hamburgischen Landeskirche ganz gern etwas mehr Kirchenregiment gebrauchen. Die Zeiten sind fast auf allen Lebensgebieten vorüber, auch im kirchlichen Leben, wo noch patriarchalische Zustände herrschen. Dazu ist unsere Kirche heute viel zu groß geworden. Wo patriarchalische Zustände nicht selbstverständlich sind, sondern nur künstlich erhalten werden, da sehen sie dem Schlendrian zum Verwechseln ähnlich. Warum muß ein Regiment immer seine Macht mitbringen? Liegt das im Begriffe Regiment? Wir haben im kirchlichen Leben mehr Schneidigkeit von oben her nötig. Wenn Rohrbach das Wort Schneidigkeit nicht leiden mag, ich mag es gern leiden. Hauptsache ist, daß etwas dabei herauskommt, nämlich mehr Leben, mehr Kraft, mehr Initiative. — Jeden Morgen führt mich mein Weg beim Bismarckdenkmal vorüber, und jeden Morgen lebt in mir der Wunsch, der zur Sehnsucht wird: Wann bekommen wir einmal einen Bismarck für unsere Kirche? —

Heute möchte ich gern auf nur zwei Einwände eingehen, die man mir bei aller Zustimmung zu meinem Artikel von verschiedenen Seiten gemacht hat. Einmal: die Öffnung der Kirchen kostet sehr viel Geld, und die Kirche hat heute nur wenig Geld. Wenn man etwas als richtig, als durchaus notwendig erkannt hat, darf die Geldfrage nicht ausschlaggebend sein. Das ist sie in unserm großzügigen hamburgischen Staatsleben noch nie gewesen; warum soll unser hamburgisches Kirchenleben von unserm echt hamburgischen Geiste nicht beseelt sein? Andererseits, ich habe es schon im vorigen Artikel erwähnt, die Kirche kann viel Geld sparen, um viel Geld auszugeben. Wie? Das will ich gern jedem sagen, der es hören will, aber ich will es noch nicht schreiben; dazu ist die Zeit noch nicht reif? Ach nein! Dazu fehlt mir noch der Mut. Wer hübsch und ernst darüber nachdenkt, wird es selber vielleicht herausfinden. Sparsame Leute sind immer erfinderisch. Nur muß hier der sparsame Mensch zugleich auch der rechte Verschwender sein. — Schließlich die Öffnung der Kirche kostet nur sehr wenig Geld. — Gewiß müßte in jeder Kirche ein Wächter sein. Aber wie viele alte, brave Leute gibt es, die diesen leichten Posten verwalten können, und die unendlich glücklich sind, wenn sie zu ihrer Armenunterstützung oder Altersrente täglich ihre eine oder zwei Mark hinzuverdienen. Das macht im Jahre 500 bis 600 M. Wo so vieles herkommt, kommt das bestimmt her, und ich glaube mich sogar auf meine Gemeinde verlassen zu können, daß sie selber durch eine freiwillige Steuer die kleine Summe

aufbringen wird, wenn sie von „oben" nicht bezahlt werden kann. Meine Gemeinde ist nicht reich, aber sie bringt noch viel mehr fertig, auch zu kirchlichen Zwecken. Woher man die Wächter nehmen soll? Nicht jeder ist dazu tauglich. Nein, es gibt aber noch heute viele Menschen, die zu denen gehören, welche der Psalmist schildert: „Ich will lieber die Tür hüten in meines Gottes Hause, denn wohnen in der Gottlosen Hütten."

Nun aber der andere Einwand, der richtiger zu sein scheint. Die große Masse unseres Volkes wird wenig oder gar nicht von diesem stillen Besuch der Gotteshäuser Gebrauch machen. Höchstens werden die Reisenden die berühmten Dome besichtigen, oder die Neugier wird einmal hineinlaufen und wieder herauslaufen, oder es werden Leute die Kirche vielleicht zu ganz unwürdigen Zwecken benutzen. Wer kann das heute so bestimmt sagen? Hier muß man Erfahrungen sammeln und durch Erfahrungen klug werden, aber nicht durch allerlei Einbildungen. Vor allen Dingen aber, wir wollen unser Volk erst wieder kirchlich erziehen, es wieder vertraut und heimisch in seinen Gotteshäusern machen; das ist unser Ziel und für dieses Ziel müssen Wege gefunden werden. Der Weg ist aber doch noch nicht das Ziel selber. Alle Erziehungsarbeit dauert ihre Zeit und geht langsam. Hier liegt also die berühmte, ich sage lieber berüchtigte Bedürfnisfrage, die kirchliche Bedürfnisfrage vor. Wie kann man sagen, es liegt kein Bedürfnis vor, wenn man noch nicht Gelegenheit gegeben hat, das Bedürfnis zu befriedigen? War es nicht in unserm Hamburg, wo man seinerzeit gegen den Bau einer Eisenbahn, wenn ich nicht irre, nach Berlin gemeint hat, man brauche keine Eisenbahn, ein Bedürfnis liege nicht vor; es reisten damals von Hamburg nach Berlin höchstens zwei oder drei Menschen. Wie könnte man für diese wenigen eine Bahnverbindung bauen? Nicht wahr, wir lachen heute darüber, und dennoch machen wir es in vielen Dingen, gerade in kirchlichen Dingen, heute noch gerade so. Berend Goos erzählt im ersten Band seiner vortrefflichen „Erinnerungen aus meiner Jugend", daß man beim Bau der Eisenbahn von Altona nach Kiel höhnisch prophezeite: „Ich kann mitteilen, daß unsere Kammer mit einem Lieferanten einen mehrjährigen Kontrakt abgeschlossen hat über Heulieferungen für unsere Kavallerie von dem Grase, das künftig auf der Altona—Kieler Eisenbahn wächst." Eine Bedürfnisfrage löste man doch nur, wenn man sich fragt, was bedarf der einzelne Mensch, was bedarf die Gesamtheit zu ihrem Vorwärtskommen, zu ihrem Segen, überhaupt zu ihrem Leben. Was hat sie nötig, was ist ihre berechtigte Forderung, was lebt in ihrem Herzen als Wunsch, als Hoffnung, mehr noch, was kann sie billigerweise verlangen, fordern, erbitten? Diesem inneren Bedürfnis, auch in den äußerlichsten Dingen, muß man nachgehen und nachkommen; dann hat man die Bedürfnisfrage gelöst. — Die kirchliche Bedürfnisfrage? Sie heißt nicht, wie viele Menschen gehen in die Kirchen hinein, auch wenn sie verschlossen sind — ich gehe noch einen Schritt weiter — wieviel Menschen betätigen sich heute am kirchlichen Leben, heute, wo die Kirche so wenig ihre Pflicht tun kann, wo es so wenig Kirchen gibt, wo noch immer kein kirchliches Gemeindeleben geschaffen ist, wo so selten der Pfarrer bei seiner großen Arbeitslast der Seelsorger, der Berater, der Führer, der Freund seiner Gemeinde und des einzelnen sein kann, sondern die Bedürfnisfrage lautet so: Lebt der Mensch wirklich vom Brot allein? Hat der Mensch nur materielle Bedürfnisse? Besteht der Mensch nur aus Geist und Leib und will er nur geistige und körperliche Pflege haben? Hat nicht auch der Mensch eine Seele, ein Herz, ein Gemüt, und hat er nicht ein heißes Verlangen, daß auch dieses gepflegt und befriedigt wird? Das ist ja das traurige Zeichen unserer Zeit, daß wir so viele Krüppel haben, Menschen, die stark am Geiste sind, viel gelernt haben und wissen, Menschen, die gesund am Körper sind, die nicht nur eine besondere Arbeitskraft entwickeln, sondern deren biceps auch hervorragend ausgebildet ist, und die am Herzen, an der Seele, am Gemütsleben völlig zurückgeblieben sind. Wieviel traurige Erfahrungen habe ich hierin gemacht: Schöne, starke, frische Menschen mit wundervollen Geistesgaben ausgestattet und dabei im Gemütsleben völlig verroht. Wehe, wenn wir den Herzensbedürfnissen unseres Volkes nicht entgegenkommen, wenn wir Gemütswerte nicht vermitteln, dann können wir sehr traurigen Zeiten entgegengehen. Die menschliche Natur läßt sich auf die Dauer nicht malträtieren. Das aber ist gerade die Aufgabe der Kirche in unseren Tagen, Gemütswerte zu geben, das Gemüt zu bilden, dem Herzensleben Inhalt, Richtung und Festigkeit zu geben. Gewiß, die Kirche Christi hat noch andere Aufgaben, sie soll belehren über ewige, göttliche Dinge, sie soll bilden zum rechten Sozialismus, der nicht als Bundesgenossenschaft durch eine Partei zusammengehalten wird, sondern auf der Bruderschaft beruht, die aus der Gotteskindschaft kommt, sie soll den Willen festigen und das sittliche Leben stärken, auf daß der Mensch „edel, hilfreich und gut" sein kann, sie soll den Geschmack bilden für alles Große, Gute und Wahre, und den Geschmack zerstören für alles Niedrige, Gemeine und Häßliche, ja was soll sie noch mehr, was sie auch kann mit der Verkündigung des Evangeliums. Aber ihre Hauptaufgabe wird Gesinnungsbildung, Herzensbildung, Gemütsbildung sein. Man weise mir nach, daß dieses Bedürfnis nicht vorliegt, oder daß dieses Bedürfnis durch irgendetwas anderes, sei es Wissenschaft oder Kunst, Wanderungen und Sport gestillt wird, und die Kirche kann überhaupt für immer ihre Türen geschlossen halten. Solange aber dieses Bedürfnis vorhanden ist, und solange es nur durch das Christentum befriedigt werden kann, wie es zwar nicht allein, aber doch ganz besonders und am meisten von der Kirche verkündet und zum Leben gebracht wird, so lange muß es unsere heilige Pflicht sein, gerade unser kirchliches Leben zu stärken. In unserm Hamburg müssen kleine, übersichtliche Gemeinden geschaffen werden von höchstens 5000—10000 Seelen, eine Menge kleiner, bescheidener Kirchen; jeder selbständigen Gemeinde muß nur ein Pastor vorstehen, aber sie muß vor allen Dingen die Männer und Frauen zur Mitarbeit heranziehen und sich ganz besonders der Jugend annehmen. Im einzelnen kann und will ich das nicht auseinandersetzen; wenn nur erst der ernste Wille da ist, wird auch der Weg gefunden und werden auch die Mittel da sein. Es ist leicht und fröhlich im kirchlichen Leben, auch rein organisatorisch, ich möchte sagen, geschäftlich zu arbeiten, weil Gott selber als eine lebendige,

machtvolle Größe mit hineingezogen werden kann, will sagen, keine kirchliche Arbeit kann gedeihen, wenn sie nicht unbedingt religiös ist und auf religiösem Boden erwächst. —

Ich bin der festen Meinung, daß unserer evangelisch-protestantischen Kirche einzig und allein die Gedanken und Vorschläge Sulzes helfen können. Kutters Buch: „Wir Pfarrer“ hat mich sehr interessiert, und ich empfehle es meinen Freunden zur Lektüre. Aber ich glaube nicht, daß dort die „Lösung der Kirchenrätsel“ gegeben ist, soviel Schönes, Wahres und Beherzigenswertes es enthält. — Wir gehen ernsten, aber auch großen Zeiten entgegen. „Man wartet auf uns Christen!“ wie Pastor Röhlk in seiner hervorragenden Predigt: „Soziales Recht und soziale Liebe“ sagt. Unsere Kirche ist längst nicht altersschwach geworden, hat sich längst nicht überlebt; denn das Christentum, das sie bringen soll, das Reich Gottes, das wahre Christentum, der rechte Sozialismus ist jugendfrisch und steht erst im ersten Morgengrauen, im ersten Frühlingsahnen seiner Wirksamkeit. O daß wir nun auch nicht auf uns warten! O daß die große, ernste Zeit, welche kommt, nur kein kleines Geschlecht findet; daß wir uns den großen Aufgaben gewachsen zeigen mögen! Es lebt heute soviel religiöse Sehnsucht in unserem Volke, ja auch kirchliche Sehnsucht, denn beides ist bei normalen Christen doch im Grunde nicht voneinander zu trennen. O daß wir solche Sehnsucht verstehen könnten und den ernsten, festen Willen haben wollten, sie zu befriedigen! —

Das kirchliche Leben von St. Pauli ist ein Kurort! Was für eine Heilquelle fließt dort? Ein unverwüstlicher, auf Gott gegründeter, von Gott stammender, durch Gott immer wieder gefestigter Optimismus. Jeder kirchliche Mensch, der an Verstimmung und Grämlichkeit oder an „unsittlichem und unchristlichem“ Pessimismus leidet, kann sich in St. Pauli in Kur geben. — Es kostet nur — Mitarbeit.

Aus einem Kloster.

Also aus einem Kloster! Nun, was sagst du darüber, was sagst du darüber? Ist es nicht furchtbar, daß es überhaupt noch Klöster gibt, wie kann ein Mensch sich in Klostermauern ... Gemach, mein Freund! Ich sage nichts über das, was ich dort gesehen und erlebt habe; ich will nur erzählen. Erzählen? um zu unterhalten und zu amüsieren? Das nicht gerade; dann muß man das auch schon können. Wenn du, mein Freund, an Hand des Erzählten unwillkürlich Urteile fällst und Vergleiche anstellst, die zugunsten oder ungunsten unseres Lebens und Wirkens ausfallen, dann kann ich das wiederum nicht ändern. Ja, erzählen will ich, um zu lehren.

Wie ich eigentlich in das Kloster hineingekommen bin, das weiß ich nicht; ich weiß nur, daß andere nicht so leicht oder gar nicht hineinkommen können, und kann dir erzählen, daß ich sehr freundlich und liebenswürdig und mit vollem Verständnis für meine besondere Jugendarbeit, die man dort kannte, aufgenommen worden bin.

Ich bin die großen hallenden Korridore mit den ernsten Bildern an den Wänden durchschritten, habe links zum Fenster hinausgesehen auf den großen, schlichten Klosterhof und rechts hinausgeblickt auf die schneebedeckte, gewaltige Alpenwelt, über die aus tiefblauem Himmel die Sonne so wundervoll leuchtet und alles vergoldet. Das kleine alte Klosterfenster war von Weinlaub umgeben, und die einzelnen Blätter grüßten ins Innere herein, und das Ganze gab einen so herrlichen Rahmen für das groteske Gebirgspanorama. Ich bin im Refektorium gewesen, wo das Epheu rankte, als wäre er im Freien, und die Bilder der Äbte hingen dort wie eine Ahnengallerie, alles sah freundlich, wenn auch würdig aus; ich mußte mich immer wieder fragen: bist du eigentlich in einem Kloster? Das hatte ich mir düsterer, fast unheimlich vorgestellt. Ich war in einzelnen Zellen, besonders öfter in der einen, darin ein junger Pater wohnt, der mir geradezu befreundet geworden ist. Ja, ich habe ihn lieb gewonnen und habe vieles von ihm kennen gelernt. Ob das auf Gegenseitigkeit ruht? Was geht das mich an? Ich habe so oft im Leben Freundschaft entgegengebracht, ohne zu fragen, ob ich auch Freundschaft auslöste. Man kann doch seine Gefühle nicht von den Gefühlen anderer abhängig machen. Wie freundlich und schön war die Zelle eingerichtet; es war ein ziemlich großes, einfenstriges Zimmer, dessen Einrichtung bewies, daß dort ein frommer und gelehrter Mann wohnen mußte. Und die Fensterflügel standen weit offen, und in ihrem Rahmen erschien der höchste Berg der dortigen Alpenwelt. — Und ich war im großen Gesellschaftszimmer, wo Festlichkeiten, Konzerte aller Art, zumal im Winter, abgehalten werden; es war ein altehrwürdiger, aber sehr schöner Raum, mit einer Gallerie für das Orchester und einigen Bildern — ja sehe ich denn recht — einigen heiteren Bildern in holländischem Geschmack, z. B. mit einem behaglichen Zecher, der sein Pfeifchen schmaucht. — Und weiter ging es in die große, herrliche Bibliothek. Der Pater Bibliothekar hat mich selbst geführt. Sein Gesicht hatte gutmütige, aber beobachtende, forschende Züge, die wohl vom Studium seiner geliebten Bücher gekommen sind. Ja, der Mann hatte gewiß seine Bücher über alles lieb; mit welcher liebevollen, fast zärtlichen Bewegung nahm er den einen Band nach dem anderen heraus und pries ihr Alter und ihre schönen Malereien und ihr festes Pergament und ihren schönen Druck und ihr herrliches, starkes Papier, das Jahrhunderte alt war, und noch fast wie neu aussah. Mein Pater, eine echte Grütznersche Gestalt, sagte glücklich, daß dort oben in der reinen Luft der Berge ja auch der schlimmste Feind der Bücher kaum vorhanden sei: der Staub. — Die Bibliothek war untergebracht in mehreren hohen, luftigen, freundlichen Sälen. Hier und dort standen niedrige Glasschränke, welche die wertvollsten Handschriften enthielten, einige aus dem siebenten Jahrhundert, herrlich erhalten; andere, besonders Psalmenabschriften, aus dem 13. und 14. Jahrhundert. Mit großem Stolze zeigte man mir eine herrliche Biblia germanica, die gleich nach Erfindung der Buchdruckerkunst gedruckt war. — Natürlich war die Theologie am reichhaltigsten vertreten, besonders die Dogmatik von den ältesten Kirchenvätern an bis in die neueste Zeit; auch die Sammlung der evangelisch-protestantischen Theologie war sehr reichhaltig und wies die

bekanntesten Namen auf. Ebenso besonders reichhaltig war die Naturwissenschaft und die Geschichte bedacht. Das Herz eines jeden Gelehrten mußte höher klopfen bei all diesen wertvollen Bänden, und man fühlte sich eigenartig zu Hause, heimatlich angemutet, wenn einem die bekannten Namen der wissenschaftlichen Welt grüßten. Hier hätte ich erst einmal ein halbes Jahr ungestört studieren mögen. Man kam sich vor, als wäre man auf eine Insel der Freiheit verschlagen, in das Reich der freien Wissenschaft, die ihr Recht behauptet und ungebunden ist von konfessionellen Fesseln und tendenziöser Voreingenommenheit. — In einem Seitenschrank standen Luthers Werke in sechs großen, schweinsledergebundenen Bänden aus dem Jahre 1555, sehr gut erhalten, obgleich sie oft gebraucht zu sein schienen. An jedem Bande war hinten ein Schloß angebracht. Mein Pater machte mich selber darauf aufmerksam. „Hier war früher eine Kette befestigt", so sagte er, „es war immer besser, gerade für unsere jungen Kleriker, wenn man Luthers Werke an die Kette legte; sie konnten sonst leicht Unheil anrichten. Nun ist die Kette längst abgenommen. Jetzt wird uns Luther nicht mehr gefährlich", so meinte er mit etwas süffisantem Lächeln und stellte schmunzelnd den Band zurück. — Unter anderen fand ich auch das Buch von dem bekannten resp. berüchtigten Julius. Als vor langen Jahren hier im Protestantenverein von unseren Hamburgischen Geistlichen Vorträge gegen die katholischen, resp. die ultramontanen Mächte gehalten wurden, erschienen gleich nach diesen Vorträgen Briefe in der „Germania", die unterzeichnet waren mit Julius, und die oft wenig sachlich, desto mehr aber persönlich die Vorträge resp. die Redner angriffen. Es machte auf mich einen eigenartigen Eindruck, hier im Kloster die Namen meiner guten, würdigen Freunde aus Hamburg zu lesen. „Kennen Sie die Männer?" fragte mich mein Pater. „Dann grüßen Sie sie bestens." Ich weiß nicht, wie ich den Gruß auffassen soll, jedenfalls will ich ihn hiermit übermitteln an alle die, welche ihn haben wollen. — „Ja, ja", meinte mein Pater, „wir leben hier auch als Menschen und sind nicht so schrecklich, wie die Protestanten glauben. Es ist hier gut sein, vielleicht besser, als in der Welt. Was für einen falschen Begriff machen sich die Menschen oft vom Klosterleben!" Damit nahm er freundlich, schelmisch lächelnd von mir Abschied und eilte in seiner schwarzen, etwas abgetragenen Kutte von dannen.

VI.

Kernworte.

Vom Pfarrerberuf.

Ich habe meinen Beruf über alles lieb; ich möchte zugrunde gehn, wenn ich ihn nicht mehr haben könnte. Es gibt keinen schöneren Beruf, als den des Priesters. Aber, mein Freund, glaube mir, es ist ein schwerer Beruf, und schwerer als er aussieht, es ist ein harter Beruf, und wie viele ihn falsch auffassen und ihn als Beruf unterschätzen, leisten so wenig; er rächt sich an ihnen. Die Grundstimmung ist: Trachte zuerst nach dem Reiche Gottes. — — — Nur der Pastor, der sich restlos sagen kann: Ich bin um meines Berufes willen da, das Reich Gottes auf Erden zu bauen, und dem alles, was er tut, alles, ohne Ausnahme, Mittel zu diesem Zweck ist, nur der wird in unserm Beruf tüchtig, hat in ihm Erfolg, kann durch ihn wirken. Nur wo der Pastor in schroffer Einseitigkeit seinen Weg geht, wird er in größter Vielseitigkeit wirken können.

Moderne Übertreibungen.

Wie ist doch die Übertreibung fast auf allen Lebensgebieten der Feind alles Guten auf Erden! Ob man wohl selber, wenn man alt wird, sich für unersetzlich hält und den ernsten Zeitpunkt nicht finden kann, wo man jüngeren Kräften Platz machen muß? Ich möchte so gern erst nach 25jähriger Tätigkeit müde sein, aber mir selber leben in stillem Abendglück. Darauf kann ich mich manchmal jetzt schon freuen.

Der Sabbat ist um der Menschen willen da und jeder Mensch um des Sabbats willen; die Kirche ist um des Menschen willen da und nicht die Menschen um der Kirche willen.

Man ist doch des Materialismus, wissenschaftlich und real, herzlich satt, man hat doch die Partei, ganz gleich welche, gründlich über und will Leben haben. Wenn nun nur die Kirche ihre Zeit versteht, wenn sie nur mit uns geht.

Nein, Gott ist nicht ein Preußengott, sondern der Vater aller Menschenkinder, aber er steht immer auf der Seite, wo das Recht ist. Er verhilft noch immer der Gerechtigkeit zum Siege, er bekennt sich noch immer zu den wahren Helden, die fähig sind, Opfer zu bringen, sich selbst zum Opfer zu bringen für ihre gute, heilige Sache.

Der Mensch der Zukunft war abgebildet, wie sich mit den Jahrhunderten der Körper den neuen Lebensverhältnissen angepaßt hatte. Wegen all des Sportes waren Arme und Beine sehr groß und dick, wegen des Automobilfahrens waren die Augen ganz mit Haaren bedeckt usw., der Kopf war natürlich ganz klein. Ja, es war noch ein menschlicher Körper, aber es war doch kein Mensch mehr, sondern eine scheußliche Karrikatur. Ist dieses Bild nicht ein ernster Hinweis auf den geistigen Zustand so vieler Leute in unseren Tagen? Die eine oder andere Seite ihres inneren Lebens hat sich den Verhältnissen angepaßt und ist ganz darin aufgegangen, darum sind andere Seiten verkümmert, verkrüppelt, vernichtet. Denke nur daran, wie bei so vielen Leuten der Geist so reich sein kann und das Herz so arm.

Theologisch stand Clemens Schultz als Mitglied des Protestantenvereins auf der entschiedenen linken Seite. Aber niemals hat er bei der Beurteilung religiöser Persönlichkeiten und christlicher Liebeswerke die theologische Stellung zum Maßstabe genommen. Schon in seiner Einführungspredigt hat er das zum Ausdruck gebracht, indem er über das Apostelwort sprach (Römer 15, 5 u. 6): Gott gebe euch, daß ihr einerlei gesinnt seid untereinander usw. Über einen jungen Studenten der Theologie sagte er: Laß ihn orthodox werden oder liberal! eins von beiden aufrichtig! Und derjenige Hamburger Geistliche, den er selbst als seinen Meister und Lehrer auf dem Gebiete der Gemeindearbeit bezeichnet hat, der längst heimgegangene Pastor von Ruckteschell, auch ein alter Evangelisch-Sozialer, der bis zu seinem Tode in herzlicher Freundschaft ihm verbunden war, stand theologisch durchaus rechts.

Wir evangelisch-sozialen Pfarrer sind positive Leute!

Positiv — um Himmels willen nicht in irgendeiner Parteibedeutung! Überhaupt, wer den evangelisch-sozialen Kongreß verstehen will, ihn mitmachen will, der muß die Fähigkeit haben, endlich einmal von dem Parteistandpunkt abzusehen, die Parteibrille abzusetzen, mag er sonst Parteimann sein, wo und wie er will. Wir stehen auf dem positiven Standpunkt der Vaterlandsliebe: „Ans Vaterland, ans teure schließ dich an, das halte fest mit deinem ganzen Herzen; dort sind die starken Wurzeln deiner Kraft", und: „Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern, in keiner Not uns trennen und Gefahr." Wir sind positive Christen: Das Evangelium von Jesu Christo ist noch heute eine Kraft Gottes, und dieses Evangelium hat noch heute keinen andern Grund außer dem, der gelegt ist, welcher ist Jesus Christus. Wir sind entschiedene Leute; wir wollen nicht hier Zugeständnisse machen oder dort, hier fortlassen oder dort, weder in allgemeiner Internationalität aufgehen noch in allgemeinem Humanismus, in so einer allgemeinen, verschwommenen Religiosität, das Heil suchen. Wir sind aber auch deshalb positive Leute, weil wir den fortgeschrittenen Zeitgeist mit seinen berechtigten Forderungen, die Entwicklung der Menschheit und unseres Volkes, die wissenschaftlichen Errungenschaften und Erkenntnisse positivieren. Gerade in dem Maße wir — wenn ich den Ausdruck brauchen darf — durchaus moderne Menschen sind, die unsere Zeit verstehen und in unsere Welt hineinpassen, in dem Maße wollen wir beweisen, daß wir noch am alten teuren Vaterlande hängen, daß wir noch auf dem Boden des alten, ewig jungen Evangeliums von Jesu Christo stehen.

Sozialismus heißt zunächst nichts anderes, als Bundesgenossenschaft, die aber auf die Dauer nur da sein kann, wo eine große Einheit ist, wo ein festes, unlösliches Band den Bund der Menschen untereinander schließt. Diese große Einheit ist unsere religiöse Stellung, ist der Boden des Evangeliums, Gott unser Vater, wir seine Kinder, so daß aus der Bundesgenossenschaft eine Brüderschaft wird. Nicht ein Statut, nicht ein Programm, nicht einige Paragraphen, nicht gemeinsamer Vorteil verbinden uns, sondern der Menschheit höchste Güter. So bekommen wir endlich einmal wieder wahren, echten Sozialismus ohne Parteistandpunkt, ohne Parteibrille, ohne Parteivoreingenommenheit, ohne Parteiungerechtigkeit zu hören, ja wir dürfen einmal Politik kennen lernen und treiben, das heißt wir dürfen mitarbeiten, mitwirken an der Festigung, an der Veredlung unseres Staatsganzen, an der Beglückung unseres Volkes ohne Parteibestrebungen, ohne Parteitreiben. Große Richtlinien, weite Gesichtspunkte sollen diesen sozialen politischen Auseinandersetzungen zugrunde liegen. Wie wird uns das wohltun in dieser Zeit der Kleinigkeiten und Kleinlichkeiten. Es gibt Politik ohne Parteipolitik, und an solcher Politik wollen wir teilnehmen lernen, damit wir unsere Pflichten erkennen, immer mehr ein politisches Volk zu werden.

An einen kranken Freund.

Es ist ja Ihre heilige Pflicht gegen Gott und gegen so viele Menschen, die Sie lieb haben, daß Sie alles tun, um wieder gesund zu werden ... Ihre Arbeit ist es jetzt, nichts zu arbeiten, und Ihre Menschenliebe ist jetzt berechtigte Eigenliebe, die nur an sich denkt.

---

8. Dezember 1913
(während der letzten Krankheit).

Ich habe mich ganz in Gottes Hand gestellt — das ist schwer — aber so schön, macht es still.

Abschied.

Ich bitte alle, denen ich wehe getan habe, um Vergebung. Ich war als Pastor unendlich glücklich; ich habe oft mehr gewollt, als gekonnt. Das war mein großer Fehler; darum muß ich — wie Gott will — vielleicht früh dahin.

Aus einem Brief vom 10. März 1896.

„Wie ist doch unser Herz beschwert und so tief, tief traurig. Der Trost der Welt, d. h. der Vernunft, ist kein Trost für den, der nur empfindet, was er besessen, nun, da er es verloren hat. Warum muß uns das Bewußtsein unseres Reichtums erst in der Armut kommen und unseres Besitzes in dem Mangel? Egoismus wäre es gewesen, nicht Liebe, um sein Leben, das Siechtum bedeutet hätte, zu bitten. Und doch kann ich nicht Gott danken, daß er mir den Freund nahm, und ich glaube fest, er will dafür auch keinen Dank, nur das Vertrauen will er, auf seine Vatergüte, wenn sie jetzt auch dem denkenden Verstande verschleiert scheint, dem gläubigen Herzen dennoch unerschütterlich fest stehen soll.

Aus einem Brief vom 22. Juli 1896.

Ich bin glücklich, unsagbar glücklich, und wenn auch die Zukunft sehr, sehr ernst vor mir liegt, und ich mir ehrlich die Schwierigkeiten, die meiner warten, nicht verhehle, so juble ich doch: wie innerlich reich kann Gott segnen; nur ein Vater kann so glücklich machen. Endlich am Ziel der Wünsche, der Hoffnungen, endlich wieder das tiefste, freudigste Herzensbekenntnis: „Der alte Gott lebt noch". Er hat mir viel, sehr viel in diesem Jahr genommen; du weißt noch nicht alles, was ich an Liebe verloren habe; nun aber hat er mich so wieder reich gemacht, wir wieder so viel gegeben, daß mein Leben Inhalt, Ziel, Zweck, Arbeit und Liebe bis zur letzten Stunde hat. Hoffnungsfreudig begeistert bleibe ich in einer ernsten Zukunft, wissend nicht nur, sondern vielmehr noch *glaubend*, daß „der das Amt gibt, auch die Kraft gibt".

Unzufriedenheit als Pflicht.

Ach was für ein vergrimmter, vergrämter, verbissener und verbitternder Zug liegt oft in den Gesichtern moderner Menschen, selbst der Jugend. Ich empfinde mit ihnen das tiefste Mitleid, wenn sie mir in großen Scharen entgegenkommen. Vielleicht, daß sie nur Ruhe im Alkohol und im Schimpfen und Schelten finden können für ihre durch Unzufriedenheit und Neid aufgeregten Seelen. Arme Frau, und noch mehr arme Kinder, zu denen ein solcher Familienvater heimkehrt. Wie wenig Familienglück, wie wenig seliges Kinderglück gibt es in diesen Kreisen; wie wenig hört man dort noch ein herzliches Lachen, eine harmlose Fröhlichkeit, ein lustiges Singen. „Wo man singt, da

laß dich ruhig nieder, unzufriedene Menschen haben keine Lieder." — Und haben alle diese Menschen auch immer Grund zur Unzufriedenheit? Ich glaube nicht. Ich habe immer die Beobachtung gemacht, daß die Unzufriedenheit viel mehr bei denen wohnt, die viel haben, die zum wenigsten genug haben, um auskommen zu können, wenn sie nur wollen, als bei denen, die wirklich schwer durchs Leben müssen. Ich habe immer die Beobachtung gemacht, daß solche Leute ihr Arbeiten, ihr Können und Kennen meistens viel zu sehr überschätzen und deshalb gar keine rechte Beurteilung für das Lebenswerk eines anderen haben, der weit, weit über ihnen steht. — Eine Tugend fehlt jenen Menschen ganz gewiß, und das ist die Tugend der Dankbarkeit. Das fröhliche, gesunde, ich möchte sagen, leichtlebige Wort unserer Väter: „Genieße, was dir Gott beschieden, entbehre gern, was du nicht hast, ein jeder Stand hat seinen Frieden, ein jeder Stand hat seine Last" oder die strafende Frage des Herrn im Gleichnis: „Siehest du darum scheel, weil ich gegen andere so gütig bin" verstehen sie gar nicht. —

Dagegen die heilige Unzufriedenheit; sie kann nicht genug *sein*, sie will mehr und immer mehr *sein*. Die heilige Unzufriedenheit ist Streben, Weiterkommen, Sichemporarbeiten. Sie fängt immer zunächst bei sich selber an, und da sie im berechtigten, gottgewollten Egoismus genug mit sich selbst zu tun hat, so hat sie gar keine Zeit, sich um die andern zu kümmern, in ihr Portemonnaie und in ihren Kochtopf zu blicken. Die heilige Unzufriedenheit, die sich die höchsten Ziele gesetzt hat, will weiter; darum hat sie einen weiten Gesichtskreis, einen großen Blick, ist großherzig und großzügig. Die heilige Unzufriedenheit überschätzt sich selber nie; im Gegenteil, ich habe immer die eigenartige Beobachtung gemacht, daß die, welche vom Leben viel verlangen, immer auch von sich selbst viel verlangen und das Gefühl nie los werden können: „Wir mangeln des Ruhms, den wir an Gott und Menschen haben sollen!" Heilige Unzufriedenheit ist immer mit der Demut gepaart: „Nicht, daß ich es schon ergriffen hätte, oder schon vollkommen sei, ich jage ihm aber nach, auf daß ich es ergreifen möchte." — Ob solche Menschen glücklich sind? Ganz gewiß, nur ist es ein anderes Glück, als das des langweiligen, öden, selbstzufriedenen Philisters, dem es genug ist, immer wieder in der alten Tretmühle zu arbeiten, der vergnügt und fröhlich ist, wenn er sein Essen, Trinken und Schlafen, seine Zeitung und seinen Stammtisch hat, der behaglich seinen Schlendrian geht, und gemütlich bei den Sorgen, Mühen und Mißerfolgen der anderen schmunzelt: „Das ist freilich ärgerlich, he he, aber nicht für mich." — Wer nach dem höchsten Ziele, nach den Idealen seines Lebens strebt, wird sie zwar nie erreichen, aber er wird in diesem Streben seine höchste Befriedigung finden, wie das schon der Herr gesagt hat in der schweren, ernsten Paradoxe: „Selig sind, die da hungert und dürstet nach der Gerechtigkeit, sie sollen satt werden." — Diese heilige Unzufriedenheit ist der gute Geist unserer Zeit. Sie ist fast auf allen Lebensgebieten heute wirksam, am wenigsten vielleicht — ja ich sage es ruhig und mutig — in unserer evangelisch-protestantischen Kirche; Gott sei's geklagt! Ich möchte ihr manchmal einen Stoß versetzen, daß sie aus ihrem selbstzufriedenen, behaglichen Leben resp. Schlaf aufschnellt. Die

heilige Unzufriedenheit ist heute vielleicht am meisten zu finden in unserem aufstrebenden deutschen Arbeiterstand; darum haben wir ein Recht, auf ihn stolz zu sein, darum wird er immer mehr die Grundlage der inneren Erstarkung unseres Volkes sein und garantiert die machtvolle Stellung unseres Vaterlandes unter den Nationen Europas. — Wenn der Künstler diese heilige Unzufriedenheit nicht hat, wird er zum Handwerker in seiner Kunst, wenn der Gelehrte sie nicht hat, wird er zum trockenen Pedanten, wenn der Kaufmann sie nicht hat, wird er zur elenden Schreiberseele, wenn der Lehrer sie nicht hat, wird er zum langweiligen Pauker, wenn der Arbeiter sie nicht hat, wird er zum Tagelöhner, wenn der Staatsmann sie nicht hat, wird er zum Sklaven einer Partei oder der Masse, wenn er auch Exzellenz oder Senator, oder Kaiser und König heißt und seine Brust mit Orden bedeckt. — Heilige Unzufriedenheit bedeutet ernstes Streben haben, aber wahrlich nicht ein Streber sein. Ein Streber will nur sich selbst durchsetzen oder in die Höhe bringen, sei es, daß er reich, oder mächtig, oder geehrt werden will; er mag oft klug in seinen Mitteln sein, in seinen Zielen ist er dumm. Wer ernstes Streben hat, will die Sache, an der er steht, sein Geschäft, seinen Beruf, seine Kunst, seine Wissenschaft, seine Schule, das Wohl seines Volkes fördern; er macht die Sache, an der er arbeitet, wenn auch nur als dienendes Glied, zu seiner eigenen Sache und weiß immer, ich bin um der Sache willen da, und die Sache ist nicht um meinetwillen da.

Abschiedsworte an die Konfirmanden.

Hamburg, den 13. Oktober 1913.

S. T.

An die Eltern meiner diesjährigen lieben Konfirmanden.

Mit schwerem Herzen muß ich Ihnen mitteilen, daß ich am 20. und 21. Oktober den Konfirmandenunterricht noch nicht beginnen kann, sondern den Termin noch 4—6 Wochen hinausschieben muß. Mein Gesundheitszustand ist ein derart schlechter, daß ich auf Verlangen des Arztes mich in ein Sanatorium begeben muß. Natürlich stelle ich Ihnen anheim, Ihr Kind evtl. bei einem andern Prediger anzumelden; der Taufschein steht in meinem Hause zur Verfügung. — Sobald ich zurückgekehrt sein werde, gebe ich Ihnen Nachricht, wann der Unterricht beginnen soll.

Ihnen und Ihrem Kinde meine herzlichsten Grüße

Ihr

Pastor Clemens Schultz.

Hamburg-St. Pauli, den 17. November 1913.

An die Eltern meiner lieben, mir anvertrauten Konfirmanden.

Ich bin von meiner Reise zurückgekehrt, bin aber so schwach und kraftlos, daß ich gänzlich arbeitsunfähig bin; ich kann auch nicht die leiseste Hoffnung haben, daß sich mein Zustand im Laufe des Winters bessert. Deshalb muß ich Ihnen Ihr Kind, daß Sie mir als Konfirmanden anvertraut haben, zurückgeben.

Wer es weiß, daß meine Konfirmanden mir in 17 Amtsjahren nie das kleinste Weh angetan haben, sondern mir nur reinste Freude gemacht und mein schönstes Glück mir ins Leben gebracht haben, wer es weiß, wie meine Konfirmanden und ich uns in einer auf Gott gegründeten Freundschaft fanden, der wird es mir nachfühlen, wie schwer es mir wird, diesen meinen schönsten Lebensberuf aufzugeben. Ich danke Ihnen, liebe Eltern, daß Sie mit mir auf bessere Zeiten gewartet haben; es war vergebens.

Ich muß Sie nun bitten, Ihr Kind bei einem anderen Prediger zur Konfirmation anzumelden.

Ihr ganz ergebener

Pastor Clemens Schultz.

Carl Heymanns Verlag, Berlin W 8, Mauerstr. 43.44
Rechts- und Staatswissenschaftlicher Verlag

Erziehungsarbeit in der Schule

von

Franz Hannemann
Rektor in Friedenau

Preis 3 M | 1907 | Preis 3 M

Vaterländische Erziehung im Jugendverein

Anregungen für Veranstaltungen und Vorträge während der Kriegszeit

Herausgegeben von der Zentralstelle für Volkswohlfahrt

Preis 3 M | 1917 | Preis 3 M

Der Mädchenverein

Ein praktischer Wegweiser für die Pflege der weiblichen Jugend

Im Auftrage der Zentralstelle für Volkswohlfahrt herausgegeben
von
Dr. **Friedrich Reimers** † und Dr. **Hertha Siemering**

Preis 3.60 M | 1917 | Preis 3.60 M

Jugendpflege

der Grundpfeiler der staatsbürgerlichen Erziehung. Richtlinien im Sinne des Erlasses des Kgl. Ministeriums der geistlichen und Unterrichts-Angelegenheiten vom 18. Januar 1911

Von
Dr. **Karl Endemann**
Direktor des Königl. Gymnasiums in Dillenburg

Preis 1 M | 1911 | Preis 1 M

„Dem prächtigen Buch sieht man's nach, daß der geschichtliche Überblick etwas dürftig ausgefallen ist und daß der Abwehr des Materialismus noch zu viel Raum unfruchtbar geopfert ist. Was in dem Buche an Positivem gebracht wird, ist trefflich. Alles ist frisch und gesund: kräftiges Deutschtum in tüchtiger Verbindung mit bewußtem Christentum. „Nur ein geistig und körperlich gesundes und ein sittlich reines ist für die Dauer auch ein wirklich kraftvolles und mächtiges Volk." (S 38.) In erfreulicher Weise hebt der Verfasser im Schlußworte die den Willen beeinflussende staatsbürgerliche Erziehung hinaus über die bloße Belehrung. „Belehrung ist doch noch lange keine Erziehung. Was nützt das Wissen, wenn nicht durch sittliche Einsicht und sittliches Wollen die staatsbürgerliche Tugend ermöglicht wird. Es handelt sich bei der Erziehung um den ganzen Menschen, der auch in seiner Gemüts- und Willensrichtung zum Staatsbürger ausgebildet werden soll." — Möchte das Buch recht viele Leser finden!"
Ratgeber für Jugendvereinigungen.

Gedruckt bei Julius Sittenfeld, Hofbuchdrucker., Berlin W 8

Carl Heymanns Verlag, Berlin W 8, Mauerstraße 43.44
Rechts- und Staatswissenschaftlicher Verlag

Schriften der Zentralstelle für Volkswohlfahrt (Neue Folge)

Heft 1. **Das Programm der Wohlfahrtspflege.** Verhandlungen der 1. Konferenz am 21. Okt. 1907. Preis 1.60 M, geb. 2.60 M

Heft 2. **Die Förderung und Ausgestaltung der hauswirtschaftlichen Unterweisung.** Verhandlungen der 2. Konferenz am 11. und 12. Mai 1908 in Berlin. Preis 9 M, geb. 10 M

Heft 3. **Fürsorge für die schulentlassene männliche Jugend, namentlich im Anschluß an die Fortbildungsschule.** Verhandlungen der 3. Konferenz am 24.—26. Mai 1909 in Darmstadt. Preis 6 M, geb. 7 M

Heft 4. **Die Ernährungsverhältnisse der Volksschulkinder.** Verhandlungen der 3. Konferenz am 24.—26. Mai 1909 in Darmstadt. Preis 3.60 M, geb. 4.60 M

Heft 5. **Aufgaben und Organisation der Fabrikwohlfahrtspflege in der Gegenwart.** Verhandlungen der 4. Konferenz vom 6. Juni 1910 in Braunschweig. Preis 6 M, geb. 7 M

Heft 6. **Ernährung und Lebenskraft der ländlichen Bevölkerung.** Tatsachen und Vorschläge von Dozent Dr. med. J. Kaup. Preis 12 M, geb. 13 M

Heft 7. **Das Lehrlingswesen und die Berufserziehung des gewerblichen Nachwuchses.** Verhandlungen der 5. Konferenz am 19. u. 20. Juni in Elberfeld. Preis 10 M

Heft 8. **Familiengärten und andere Kleingartenbestrebungen in ihrer Bedeutung für Stadt und Land.** Vorbericht und Verhandlungen der 6. Konferenz vom 16. bis 19. Juni 1912 in Danzig. Preis 8 M, geb. 9 M

Heft 9. **Pflege der schulentlassenen weiblichen Jugend.** Vorbericht und Verhandlungen der 6. Konferenz der Zentralstelle für Volkswohlfahrt in Danzig vom 17. Juni 1912. Preis 5 M, geb. 6 M

Heft 10. (In Vorbereitung.)

Heft 11. **Städtische Freiflächenpolitik.** Grundsätze und Richtlinien für Größe und Verteilung von sanitärem Grün im Stadtplan mit besonderer Berücksichtigung von Groß-Berlin von Dipl.-Ing. Dr.-Ing. Martin Wagner, Abteilungsvorsteher im Verband Groß-Berlin. Mit 11 Abbild. und 1 farb. Tafel. 1915. Preis 4 M, geb. 5 M

Heft 12. **Die Erhaltung und Mehrung der deutschen Volkskraft.** Verhandlungen der VIII. Konferenz der Zentralstelle für Volkswohlfahrt in Berlin vom 26. bis 28. Oktober 1915. Preis 7 M, geb. 8 M

Heft 13. **Zwang und Freiheit in der Jugendpflege.** Verhandlungen der 9. Konferenz der Zentralstelle für Volkswohlfahrt in Berlin am 16. und 17. November 1916. 1917. Preis 5 M, geb. 7 M

Erziehungsanstalten

für die verlassene, gefährdete und verwahrloste Jugend in Preußen

von Dr. jur. **Krohne**
weil. Wirkl. Geh. Ober-Regierungsrat und vortragendem Rat im Ministerium des Innern

Preis geh. 3 M | 1901 | Preis geb. 4 M

Gedruckt bei Julius Sittenfeld, Hofbuchdrucker., Berlin W 8